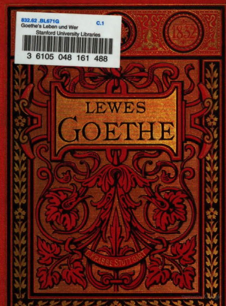
832.62 .BL671G C.1
Goethe's Leben und Wer
Stanford University Libraries
3 6105 048 161 488



From the library of
WILLIAM ALPHA COOPER
1868–1939
Department of Germanic Languages
1901–1934

Digitized by Google

Digitized by Google

Epel / Lao

Digitized by Google

Goethe's

Leben und Werke.

14. Auflage.

Erster Band.

Digitized by Google

Goethe's

Leben und Werke.

Von

G. H. Lewes.

Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt

von

Dr. Julius Frese.

„Goethe's Herz, das nur Wenige kannten, war
„so groß wie sein Verstand, den alle kannten."
Jung Stilling.

Vierzehnte Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1883.

Digitized by Google

832.62
BL671G
v.1

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorrede des Verfassers.

Es gab noch kein Leben Goethe's, als ich im Jahre 1845 meines begann. Die dürftigen Notizen von Schütz und Döring waren wenig mehr als Abrisse aus Goethe's Wahrheit und Dichtung. Wer diese Autobiographie nicht näher kennt, meint vielleicht, da solch ein Werk existire und jeder andere Versuch einer ausführlichen Lebensbeschreibung fehle, so sei das ein Beweis, daß die Deutschen wenigstens einer solchen nicht bedurften. Bei dem Nachweise, wie irrig dieser Schluß ist, will ich mich nicht aufhalten; ich begnüge mich, die Thatsache anzuführen, daß, seit mein Vorhaben bekannt geworden, zwei umfassende biographische Werke, von Viehoff und von Schäfer, erschienen sind.

Viehoff erklärt in seiner Vorrede, die Ehre der deutschen Literatur gestatte nicht, daß ein Engländer der erste Biograph des großen Deutschen werde, und um dies Aergerniß zu verhindern, habe er sich „mit deutschem Fleiß und deutscher Treue“ selbst an's Werk gemacht und ein Buch voll Mühe und Arbeit geliefert. Aber so umfangreich es auch ist, es fehlt darin doch viel schätz-

Digitized by Google

bares Material, theils weil manches erst später veröffentlicht ist und theils weil Viehoff keinen Zugang zu ungedruckten Quellen hatte. Er hat sich in der That so ausschließlich auf Gedrucktes beschränkt, daß er nicht einmal Weimar gesehen hat, wo Goethe siebenundfunfzig Jahre seines Lebens zubrachte. So schreibt er über Goethe, wie er über Cicero schreiben könnte. An einem ähnlichen Mangel leidet das Buch von Schäfer, der übrigens mittelst knapperer Behandlung und Weglassung aller kritischen Erörterungen über die verschiedenen Werke des Dichters seine Aufgabe in größerer Kürze gelöst hat.

Ueber die Verdienste dieser Darstellungen ein Urtheil abzugeben, würde mir schlecht anstehen; aber noch schlimmer wäre es, wenn ich die Beihülfe, die ich von ihnen gehabt habe, in vollstem Maße anzuerkennen unterließe. Als mir der erste Band von Viehoff zuging, war ich mit meinem ersten Bande bereits fertig. Ich bedauerte, daß ich ihn nicht früher hatte benutzen können. Bei der Umarbeitung des ersten, wie bei der Ausarbeitung des zweiten Bandes habe ich sowohl von seinem wie von Schäfer's Buche den freiesten Gebrauch gemacht. Die Anerkennung empfangener Hülfe ist ein Hauptstück literarischer Höflichkeit, das nur zu oft vernachlässigt wird, und mein Buch ist nach Geist, Form und Inhalt

Digitized by Google

von den genannten beiden so verschieden, enthält so viel was sie nicht haben und übergeht so viel was sie enthalten, daß ein Leser, der die Arbeiten vergleicht und dabei bedenkt, daß mir dieselben Quellen offen standen wie jenen, von der mir gewordenen Hülfe schwerlich etwas merken würde; um so mehr drängt es mich, sie hier ausdrücklich anzuerkennen.

In welcher Weise ich Goethe's Wahrheit und Dichtung benutzt habe, muß ich wohl besonders darlegen. Das Werk umfaßt nur die ersten sechsundzwanzig Lebensjahre des Dichters, und sein Leben selbst erreichte das zweiundachtzigste Jahr; die Tag- und Jahreshefte ersetzen das Fehlende nicht. Ein größeres Bedenken gegen die Autobiographie liegt in der Natur des Werkes; es hat seinen großen Reiz, aber nicht den eigentlichen Reiz einer Autobiographie. Die ruhige, künstlerische Zeichnung von Personen, Scenen und Zeitströmungen und die gelegentlichen Episoden mit ihrer gewinnenden Anmuth sind zwar sehr schätzenswerth, machen aber noch keine Lebensbeschreibung; sie entbehren des genauen Details und vor allem jenes beredten Egoismus, der den Werth solcher eigentlichen Lebensbeschreibungen ausmacht und ihnen Interesse giebt. In sachlichen Darstellungen und in Mittheilungen über Andere ausführlich genug, ist Goethe über sich selbst unangenehm schweigsam, ja an

Digitized by Google

einer Stelle entschuldigt er sich förmlich, daß er von sich selbst spricht, was doch in einer Autobiographie sicher übel angebrachte Bescheidenheit ist.

Für Goethe's Biographen ist demnach Wahrheit und Dichtung fast ebensosehr ein Hemmniß wie eine Förderung auf seinem Wege; zum wenigsten habe ich es so gefunden. Auf den Rath deutscher Freunde und dem scheinbar natürlichsten Plane gemäß, beschränkte ich mich ursprünglich darauf, die goethe'sche Darstellung verkürzt wiederzugeben, ihre Ungenauigkeiten zu berichtigen und was an neuen Details vorhanden war, einzuschalten. Es schien mir angemessen, ihn soviel wie möglich für sich selbst sprechen zu lassen. Dieser Plan war aber auf die Dauer unausführbar, und bei der Umarbeitung des ersten Bandes, die ich während meines letzten Aufenthaltes in Deutschland im Herbst und Winter 18⁵⁴/₅₅ vornahm, fand ich es unerläßlich, das Ganze umzuformen und nach einem andern Grundsatze wieder von vorn anzufangen. So habe ich Goethe's Autobiographie nur als eine der vielen Quellen behandelt, aus denen mein Buch entstand. Was mich hauptsächlich dazu veranlaßte, war die Ungenauigkeit des Tons, der weit mehr irreführt, als die vielen thatsächlichen Ungenauigkeiten, und der ganzen Jugendzeit, wie er sie erzählt, ein so völlig anderes Ansehen giebt,

als sie aus gleichzeitigen Zeugnissen, besonders seinen eigenen Briefen gewinnt, daß eine Lösung dieses Widerspruchs zu versuchen vergeblich ist. Wer das bezweifelt und nach der Lesung meines ersten Bandes in seinen Zweifeln beharrt, der nehme Goethe's Briefe an die Gräfin Stolberg oder die an Kestner und Charlotte zur Hand und vergleiche ihren Ton mit dem von Wahrheit und Dichtung — worin der Greis den Jüngling malt, wie der Greis ihn sah, nicht wie der Jüngling fühlte und lebte. Durch die lange Reihe von Jahren gesehen, erscheint das Bild jugendlicher Thorheiten und Leidenschaften abgeblaßt. Die Unruhe des genialen Jünglings ist nicht ganz vergessen, doch wird sie nur mit vornehmer Zurückhaltung angedeutet. Auf seinem olympischen Thron vergißt Jupiter, daß er sich einst selbst gegen die Titanen empört hat.

Bei näherer Kenntniß der wirklichen Thatsachen, die uns zwischen den Zeilen zu lesen befähigt, erkennen wir, daß die Autobiographie mehr negativ fehlt durch Mangel an Schärfe und Genauigkeit im Einzelnen, als durch positiv falsche Darstellung. Aus gleichzeitigen Zeugnissen berichtigt, wird sie zu einer bedeutenden Quelle für die Geschichte der jüngeren Jahre, und ich bedauere sehr, daß nicht mehr gleichzeitiges Zeugniß für weitere Einzelheiten vorhanden ist.

Für die spätere Zeit habe ich mich bemüht an die Wahrheit zu kommen, indem ich neben der Masse von gedruckten Zeugnissen in der Form von Briefen, Memoiren, Erinnerungen u. s. w. diejenigen zu Rathe zog, die unter demselben Dache mit ihm gelebt oder in freundschaftlichem Verkehr mit ihm gestanden oder aus seinem Leben und seinen Werken ein besonderes Studium gemacht haben. Von dem lebendigen Mann suchte ich ein treues Bild zu erlangen und wiederzugeben, nicht lediglich von dem Manne, wie er in den gedruckten Darstellungen erschien, die so viel verschweigen. Zu diesem Zwecke berichtigte und vervollständigte ich die gedruckten Zeugnisse durch Schriftstücke, die nie das Licht gesehen haben und wahrscheinlich nie sehen werden, durch persönliche Mittheilungen und die vielen kleinen Einzelheiten, wie man sie von nah und fern sammelt, wenn man auf jedes Stückchen authentischer Belehrung achtet und es in seiner Bedeutung zu erfassen versucht; und indem ich so ein Zeugniß mit dem andern verglich, das gestern Gelernte durch das heute Gelernte ergänzte, nicht selten zu einem einzigen Satz durch Einzelheiten gelangte, die mir von sechs verschiedenen Seiten zugingen, bin ich zu den Resultaten gekommen, welche dieses Werk darlegt. Bei dieser schwierigen und bisweilen häkligen Aufgabe hat mich, wie hoffentlich

klar hervortreten wird, nur der Trieb nach Wahrheit geleitet; kein Parteidienst führt mich irre, keine persönliche Beziehung beschränkt mein Urtheil. Man wird sich überzeugen, daß ich die Dinge, die gegen meinen Helden sprechen, weder leugne noch leicht über sie hinweg gehe. Der Mann ist zu groß und zu gut, um unsere Liebe einzubüßen, weil er in einigen Punkten unsern Tadel auf sich zieht.

Den Analysen und Kritiken von Goethe's einzelnen Werken habe ich einen bedeutenden Raum gewidmet. Nehmen doch im Leben eines Heerführers seine Feldzüge nothwendiger Weise viel Platz ein. Die naturwissenschaftlichen Schriften habe ich in einer Ausführlichkeit behandelt, die unverhältnißmäßig scheinen mag; aber ich that es, einmal, weil die Naturwissenschaft einen großen Theil von Goethe's Leben ausfüllt, und dann, weil es selbst in Deutschland an einer vollständigen Darstellung seiner Bestrebungen und Erfolge auf diesem Gebiete fehlt. Viele Leser werden sich für die Sache interessiren; vielleicht hören sie es gern, daß eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Autoritäten Europa's meine Darstellung gebilligt hat.

London, Oktober 1855.

Vorwort
zur ersten Auflage der Uebersetzung.

Das Leben Goethe's von dem Engländer Lewes hat gleich bei seinem Erscheinen so bedeutende Anerkennung in Deutschland gefunden, daß ich gern auf den Gedanken des Verlegers eingegangen bin, unter Zustimmung des Verfassers eine Uebersetzung davon herauszugeben.

Ein Leben Goethe's von einem Ausländer zu übersetzen, mag manchem überflüssig, bedenklich, wenigstens der Rechtfertigung bedürftig erscheinen. Diese Rechtfertigung liegt in dem Werth und der Tüchtigkeit des Lewes'schen Werks; es kann sich ebenbürtig neben die deutschen Lebensbeschreibungen Goethe's stellen und hat bedeutende Vorzüge vor ihnen voraus. Die Viehoff'sche Schrift kann einen höheren Rang als den einer umfassenden Materialiensammlung nicht beanspruchen; das Werk von Rosenkranz läßt den Dichter und Menschen zu sehr hinter seinen Dichtungen und ihrer philosophisch-konstruirenden Betrachtung zurücktreten; das Buch des feinsinnigen Schäfer ermangelt doch der lebensvollen, kräftigen Erfassung einer Persönlichkeit, wie die Goethe's ist, und der Frische der Darstellung, die ein solcher Gegenstand verdient und erfordert. Grade in den letz-

genannten beiden Beziehungen ist das Lewes'sche Werk ausgezeichnet. Das Leben unseres Dichters — das reichste nach unserer Kenntniß, das je ein Mensch lebte — ist hier in ganzer Fülle mit Verständniß und liebevoller Wärme erfaßt; seine Persönlichkeit, so liebenswürdig und bezaubernd, so mannhaft groß und imponirend, ist hier nach allen diesen Seiten hin klar und tüchtig gezeichnet; die Darstellung ist frisch und markig, mit individuellen Zügen und lokalen Farben angenehm belebt.

Soviel zur Darlegung des Gesichtspunktes, von dem aus es sich mir empfahl, das englische Werk dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Im Uebrigen muß es seinen Weg natürlich selbst finden. Gründliche Beherrschung des Stoffes wird die Kritik Herrn Lewes nicht absprechen können.

Mein Antheil an der Gestalt, in der das vorliegende Werk erscheint, beschränkt sich darauf, es übersetzt zu haben; die Abkürzungen und Aenderungen, die ich mir gestattet habe, sind höchst unbedeutend und im Einzelnen nicht der Erwähnung werth. In den Briefen aus Goethe's Jugendzeit ist seine Schreibweise mit Absicht beibehalten; sie haben in ihrer ursprünglichen Naivetät einen Reiz, den zu bewahren mir Pflicht schien.

Bremen, 1. Dezember 1856.

J. Frese.

Zu den folgenden Auflagen.

Von der dritten an sind die ferneren Auflagen meiner Uebersetzung fast unveränderte Abdrücke der zweiten; nur an drei Stellen habe ich thatsächliche Irrthümer berichtigt, auf welche Schöll aufmerksam gemacht hat; sie sind zu geringfügig, um einzeln erwähnt zu werden. In der sechsten Auflage habe ich aus dem weitschweifigen Buche „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775", womit B. R. Abeken die Goethe-Literatur mehr vergrößert als bereichert hat, einige Notizen beigefügt und dem Rahel-Veit'schen Briefwechsel eine interessante Schilderung Goethe's im Jahre 1793 entnommen. Die siebente ist nach der zweiten Ausgabe des Originals revidirt und mit Einschaltungen aus dem (nicht sehr ausgiebigen) Briefwechsel mit Karl August und, im zweiten Theile, aus den sehr interessanten Aufzeichnungen Sulpiz Boisserée's bereichert. Von der achten ab habe ich wiederholt eine genaue sachliche und stilistische Durchsicht vorgenommen, dabei auch aus der laufenden Goethe-Literatur das Wichtigste benutzt. Jetzt, bei der zwölften Auflage, habe ich der inzwischen ziemlich angewachsenen Friederiken-Literatur gedacht

und die Suleika-Frage berücksichtigt. — Die Schrift des Herrn von Dürckheim „Lilli's Bild" kann ich nur so weit benutzen, um sie zu erwähnen und das schöne Porträt des reizenden Mädchens, in photographischer Nachbildung, zu empfehlen; Goethe hätte sie heirathen sollen, dabei bleibt's.

Beim Schluß dieser Revision kommt die Nachricht von Lewes' Tode. Ich wollte ihm diese zwölfte Auflage meiner Uebersetzung in besonderer Widmung zuschreiben. Nun mag an seinem Grabe ein Dritter, Unparteiischer sprechen. Edmund Hoefer in seiner Schrift „Goethe und Charl. von Stein" sagt über Lewes' Werk das wahre Wort: „Das Buch war ohne Widerrede ein vortreffliches, voll Gründlichkeit, Einsicht und Klarheit und die Darstellung von Goethe's Leben und Charakter und die Würdigung seiner Werke waren, abgesehen von einzelnen, specifisch englischen Schrullen, durchweg liebevolle, freisinnige und gerechte, so daß auch der gewissenhafteste und sorgfältigste Deutsche sie nicht besser und würdiger hätte liefern können. Die besten Quellen waren mit Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Geschick benützt worden; er fußte kaum jemals auf Hypothesen und gefiel sich nicht im hochmüthigen Zurückhalten oder Absprechen gegen das unglückliche „profanum vulgus". Eine übertrieben „ideale" Anschauung und Behandlung ließ sich

dem Engländer gleichfalls nicht vorwerfen; es herrschte im Gegentheil überall der gesunde, hie und da sogar eher ein wenig nüchterne Menschenverstand vor. Aber Lewes bewies, daß auch vor diesem Goethe's Größe bestehen konnte und daß man auch mit ihm zur vollsten Verehrung und Bewunderung des Meisters gelangen mußte." — Das soll der Dank sein, den Deutschland sagt für die beste Lebensbeschreibung seines Dichters!

Berlin, März 1858, Juni 1859,
Oktober 1860, August 1861,
Juli 1865.
Wien, Mai 1872.
Zürich, Januar 1875, Dezember 1878.

J. F.

Inhalt.

Erstes Buch.

Das Kind ist des Mannes Vater.

1749 bis 1765.

Erster Abschnitt.

Herkunft. Seite

Inwiefern Goethe auf Größe Anspruch hat. Ueber die Vererbung von Eigenschaften. Goethe's Vorfahren. Charakter von Goethe's Vater und Mutter 3

Zweiter Abschnitt.

Das frühreife Kind.

Goethe's Geburt. Das Zeitalter. Zwiefache Eigenthümlichkeit Frankfurts. Sehnsucht nach Italien. Goethe's gesellschaftliche Stellung eine mittlere. Erziehung der Mutter. Seine Liebe zu Schwester Cornelia. Die „Lust zu fabuliren“. Großmutter und Großvater Textor. Erste lateinische und deutsche Aufsätze. Von welcher Art Goethe's Frühreife war. Seine Schuljahre 14

Dritter Abschnitt.

Erste Erfahrungen.

Nicht die Verhältnisse bilden den Charakter. Erste religiöse Zweifel, durch das Erdbeben von Lissabon hervorgerufen. Erste

Seite

symbolische Darstellung der Erhebung des Geistes zur Gottheit. Der siebenjährige Krieg. Erfindung kleiner Erzählungen. Die Franzosen besetzen Frankfurt. Das französische Theater. Duell mit Derones. Goethe's erstes Stück 29

Vierter Abschnitt.

Mannigfache Studien.

Abzug der Franzosen und Wiederaufnahme der Studien. Der Roman in mehren Sprachen. Biblische Studien. Einfluß des Fräulein von Klettenberg. Erste Liebe; Gretchen. Enttäuschung. Der Zauber, den Goethe ausübte 42

Fünfter Abschnitt.

Das Kind ist des Mannes Vater.

Die Eigenthümlichkeiten des Mannes lassen sich in den moralischen Zügen des Kindes aufweisen. Goethe's Eigenthümlichkeiten. Vielseitigkeit, Ernst, Förmlichkeit, Verständigkeit, ungeduldige Erregbarkeit 50

Zweites Buch.

Die Universitätsjahre.

1765 bis 1771.

Erster Abschnitt.

Der Leipziger Student.

Goethe beginnt sein Studentenleben in Leipzig. Bekommt Logik und Juristerei satt. Sein Auftreten in der Gesellschaft. Bekanntschaft mit Frau Boehme. Literarische Gesellschaft an Herrn Schönkopf's Mittagstisch. Verliebt sich in Anna Katharina Schönkopf. Schilderung Goethe's in Horn's Briefen an Moors. „Die Laune des Verliebten.“ Goethe's Werke, eine

Digitized by Google

Seite

Verkörperung seiner Erlebnisse. Lustige Streiche und Tollheiten mit Behrisch. „Die Mitschuldigen" 55

Zweiter Abschnitt.

Geistige Eigenthümlichkeiten.

Subjektive und objektive Geister. Widerstreit zwischen dem Idealen und Realen. Objektivität des Goethe'schen Geistes. Concrete Richtung seiner Schriften. Vergleichung Goethe's mit Shakespeare. Sittliche Toleranz 80

Dritter Abschnitt.

Kunststudien.

Goethe vernachlässigt seine Universitätsstudien. Seine Liebeslieder. Nimmt bei Oeser Zeichenstunde. Ausflug nach Dresden. Lernt in Kupfer stechen. Ernstliche Krankheit. Religiöse Zweifel. Kehrt nach Frankfurt zurück 88

Vierter Abschnitt.

Heimkehr.

Goethe's Empfang daheim. Briefe an Käthchen Schönkopf. Sie heirathet Dr. Kanne. Unangenehmes Verhältniß zu seinem Vater. Alchymistische Studien. Die Religion tritt in den Vordergrund seiner Gedanken. Vorübergehende Neigung zu Charitas Meixner 96

Fünfter Abschnitt.

Straßburg.

Goethe bezieht die Straßburger Universität. Sein Aeußeres. Der Straßburger Münster. Allgemeiner Fortschritt. Widerwille gegen das „System der Natur". Raphaels Cartons. Die ominösen Bilder bei der Durchreise von Marie Antoinette. Goethe's französische Verse. Mystisch-metaphysische Studien. Frühe Neigung zur Verehrung der Natur. Giordano Bruno.

Digitized by Google

Seite
Bemerkungen über Bayle's Kritik. Merkwürdige Erläuterung eines Kapitels im Fabricius. Bessere Sitten. Der Kreis seiner Freunde erweitert sich. Erste Begegnung und Freundschaft mit Jung-Stilling. Freundschaft mit Franz Lerse. Bemeistert seine Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Zwei Liebesgedichte. Tanzstunden. Die Tanzmeister-Töchter Emilie und Lucinde 108

Sechster Abschnitt.

Herder und Friederike.

Goethe's deutsche Bildung. Bekanntschaft mit Herder. Was Herder von ihm hielt. Sein Einfluß auf Goethe. Seltsame Einführung Goethe's bei der Familie Brion. Friederike. Goethe's Brief. Beiderseitige Neigung. Doktorpromotion. Friederikens Besuch in Straßburg. Shakespeares Einwirkung auf Deutschland. Goethe's Rede über Shakespeare. Sein Aufsatz über deutsche Baukunst. Abschied von Friederike . 134

Drittes Buch.

Sturm und Drang.

1771 bis 1775.

Erster Abschnitt.

Doctor Goethe's Rückkehr.

Wie sein Vater ihn aufnahm. Anfang der Sturm- und Drang-Periode. Goethe's Abneigung, seine Schriften gedruckt zu sehen. Schmerz über die Trennung von Friederike. Gründe, warum er sie nicht heirathete. Goethe wird fleißig. Johann Heinrich Merck. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Goethe's Liebhaberei für das Schlittschuhlaufen . . 163

Seite

Zweiter Abschnitt.

Götz von Berlichingen.

Drei Bearbeitungen des Götz. Goethe's eigener Bericht über dies Stück. Charakter des Götz mit der eisernen Hand. Vergleichung des Kampfes um individuelle Freiheit im 16. und 18. Jahrhundert. Götz, eine dramatisirte Chronik, kein Drama. Merkwürdig unshakespearesch in Bau, Charakterschilderung und Sprache. Der Erstling der romantischen Schule. Schädlicher Einfluß auf die dramatische Kunst. Die Originalität des Götz von Hegel geleugnet. Götz ein wunderbares Werk 177

Dritter Abschnitt.

Wetzlar.

Goethe's Bericht über Wetzlar in „Wahrheit und Dichtung" ist sehr dürftig. Das Reichskammergericht. Das Teutsche Haus. Die Tafelrunde und ihre Ritter. Wie Kestner Goethe schildert. Seine Bekanntschaft mit den Göttingern. Zwiespalt zwischen den Individuen und der Regierungsgewalt. Revolution in Literatur und Philosophie. Goethe verliebt sich in Charlotte Buff. Kestner mit Lotte verlobt. Jerusalem's unglückliche Leidenschaft. Goethe's Besuch bei Hoepfner. Trauriger Abschied von Wetzlar . . 193

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zum Werther.

Goethe befragt das Schicksal, ob er Künstler werden solle. Maximiliane von Laroche. Ausflug mit Merck. Studien in Frankfurt. Umarbeitung des Götz; Veröffentlichung; Erfolg. Unruhe und Schwärmerei des Zeitalters. Briefe an Kestner und Lotte. Goethe spielt mit dem Selbstmord. Jerusalem's Selbstmord. Geistiger Zustand Goethe's. Lotte's und Kestner's Hochzeit. Cornelia verheirathet sich. Goethe

Seite

trägt sich mit einem Drama über Mohamed. Maximiliane Laroche heirathet Brentano. Gefährliche Vertraulichkeit. „Götter, Helden und Wieland.“ Erste Bekanntschaft mit Karl August von Weimar. Goethe schreibt den Werther . 217

Fünfter Abschnitt.

Werther.

Kestner's Bericht über Jerusalem's Selbstmord. Großes Aufsehen in Wetzlar. Werther's Charakter. Unterschied zwischen Werther und Goethe. Einfache Anlage des Buchs. Die Wirkung ungeheuer. Einwürfe Lessing's. Parodie von Nicolai. Nicolai auf Werther's Grabe. Enthusiasmus Zimmermann's und Kotzebue's. Entrüstung Kestner's und Lotten's. Goethe erhält ihre Verzeihung. Kestner's Briefe an Hennings 250

Sechster Abschnitt.

Der Löwe der Literatur.

Heirathslotterien. Anna Sybilla Münch. Beaumarchais' Memoire. Geschichte Clavigo's und Beaumarchais'. Goethe schreibt den „Clavigo“. Unbedeutendheit des Stücks. Bekanntschaft mit Klopstock und Lavater. Lavater's Charakter. Wahrscheinlicher Ursprung der religiösen Ansichten Goethe's. Glauben und Wissen. Bekanntschaft mit Basedow, dem pädagogischen Reformator. Wildes und geniales Treiben. Bekanntschaft mit Fritz Jacobi. Welche Eindrücke Goethe's wunderbare Persönlichkeit machte. Er studirt Spinoza, daneben die Geschichte und Lehre der Brüdergemeinden. Faßt den Gedanken, die Geschichte des ewigen Juden in einem Epos zu bearbeiten. Entwirft einen Prometheus. Vergleichung seines Fragments mit dem äschyleischen Prometheus 275

Seite

Siebenter Abschnitt.

Lili.

Neigung zu Anna Elisabeth Schönemann (Lili). Lili's Charakter. Goethe's Verse an Lili. „Erwin und Elmire." Was einer Heirath im Wege stand. Goethe schreibt die „Stella." Schweizer Reise mit den beiden Stolbergs. Trennung von Lili. „Lili's Park." Anfänge des „Egmont". Goethe nimmt die Einladung Karl August's nach Weimar an 307

Viertes Buch.

Die Genieperiode in Weimar.

1775 bis 1779.

Erster Abschnitt.

Weimar im achtzehnten Jahrhundert.

Beschreibung Weimar's. Die Wartburg. Festhalle der Minnesänger. Der Park von Weimar. Die Sage von der Weimarschen Schlange. Reizende Umgebungen. Stand der Wissenschaft. Mangel an Comfort und Luxus. Einfachheit der Sitten. Preise und Werthe. Lage des Volkes. Exclusivität des Hofes. Goethe gegen seinen Wunsch geadelt. Ein wirkliches Publikum für die Kunst gab es in Weimar nicht. In der Kunst muß die Nation mit dem Genie des Einzelnen zusammenwirken 325

Zweiter Abschnitt.

Weimar'sche Berühmtheiten.

Die Herzogin-Mutter Amalia Fräulein Göchhausen. Wieland. Einsiedel. Corona Schröter. Bertuch. Musäus. Seckendorf. Die Herzogin Louise. Karl August. Gräfin Werther. Frau von Stein. Knebel. Herder 347

Seite

Dritter Abschnitt.

Die ersten wilden Wochen in Weimar.

Das Aufsehen, welches Goethe dort machte. Goethe's Liebeleien. Schlittschuhlaufen, Teufeleien und Ausgelassenheit. Goethe's enge Vertrautheit mit Karl August. Er wird zum Geheimen Legationsrath erhoben. Den Widerspruch des Hofes bringt der Herzog zum Schweigen. Uebertriebene Gerüchte über den Scandal. Klopstock remonstrirt brieflich. Bruch zwischen Klopstock und Goethe. Gleim's Anekdote über Goethe. Der Vorwurf, daß Goethe sein Genie dem Hofe geopfert habe, ist abgeschmackt. Merck billigte seine Stellung 361

Vierter Abschnitt.

Frau von Stein.

Die Baronin Charlotte von Stein. Goethe's Leidenschaft für sie. Seine Briefe 384

Fünfter Abschnitt.

Das Gartenhaus.

Es war der Frau von Stein gewidmet; der Herzog überträgt es von Bertuch an Goethe; es wird dessen Lieblingsaufenthalt. Seine Vorliebe für frische Luft und Wasser. Seine Ballade „der Fischer.“ Er erscheint als Wassernix . 392

Sechster Abschnitt.

Liebhaber-Theater.

Goethe's segensreicher Einfluß auf den Herzog; seine Versuche, das Weimar'sche Volk zu heben. Popularität der Liebhaber-Theater. Aufführungen unter freiem Himmel. Darstellung von „Minerva's Geburt, Leben und Thaten.“ Goethe's Operette „die Fischerin“. Vermischte Darstellungen.

Seite

Aufführung der „Iphigenia". Goethe als Schauspieler. Allgemeine Vergnügungen und Beschäftigungen 397

Siebenter Abschnitt.

Bunte Fäden.

Goethe's Liebe und Ehrgeiz. Briefe von sentimentalen Jünglingen. Goethe schreibt den „Triumph der Empfindsamkeit". Harzreise. Zusammenkunft mit Plessing, dem Misanthropen. Selbstmord des Fräulein von Laßberg. Goethe's Haß gegen die Wertherei steigt. Aufführung des „Triumphs der Empfindsamkeit" 410

Achter Abschnitt.

Der wahre Menschenfreund.

Goethe's mannigfache Beschäftigungen und Studien. Seine Liebe zum Volke. Seine Verachtung gegen den Preußischen Hof. Friedrich der Große. Goethe's Gutheit. Seine zarte Wohlthätigkeit gegen Kraft, seine Briefe an diesen. Seltsamer Vorwurf, daß Goethe kalt und herzlos gewesen. Menzel's Angriffe. Goethe's liebenswürdige Natur 426

Anhänge.

1. Genealogie des Goethe'schen Geschlechts 451
2. Ein lateinisches Exercitium des achtjährigen Goethe . . 453
3. Ein lateinisch-griechischer Versuch aus derselben Zeit . 456
4. Thesen bei der Doctorpromotion 457
5. Verzeichniß der Werther-Literatur 461
6. Zur Chronologie des „Werther" 464
7. Frau Rath und die „Lustigen von Weimar" . . . 466
8. Zur ersten Weimar'schen Zeit 474

Erstes Buch.

Das Kind ist des Mannes Vater.

1749 bis 1765.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut.

Erster Abschnitt.

Herkunft.

Der römische Geschichtschreiber Curtius erzählt, Baktrien sei zu gewissen Zeiten von Staubwirbeln verdunkelt worden, welche die Wege vollständig bedeckten und verschütteten, und die Wanderer, ihrer gewohnten Wegzeichen beraubt, hätten dann den Aufgang der Sterne abgewartet, „zu leuchten ihnen auf dem düstern Pfad.“

Läßt sich das nicht auch auf die Literatur anwenden? Ihre Wege liegen ab und zu unter dem Schutt der Zeiten so vergraben, daß mancher müde Wanderer über den verdeckten Pfad sich beklagt. In solchen Zeiten thun wir gut, dem Beispiel der Baktrier zu folgen: hören wir auf, die Verwirrungen des Tages zu betrachten, wenden wir den Blick auf die großen Unsterblichen, die vor uns gewandelt sind, und suchen wir von ihrem Lichte Führung. Zu jeder Zeit sind die Lebensbeschreibungen großer Männer reich an Lehren, zu jeder Zeit mächtige Antriebe zu edlem Ehrgeiz gewesen. Zu jeder Zeit sind sie als Rüstkammern betrachtet worden für die Waffen, mit denen große Schlachten gewonnen werden.

Es giebt wohl unter meinen Lesern einige, welche Goethe's Anspruch auf Größe bestreiten. Sie werden zugeben, er sei ein großer Dichter, aber sie leugnen, er sei ein großer Mann gewesen. Indem sie dies leugnen, werden sie die Eigenschaften herzählen, die ihr Ideal von Größe ausmachen, und da ihm von diesen Eigenschaften einige abgehen, werden sie seinen Anspruch für nichtig erklären. Ich meinerseits, indem ich ihn einen großen Mann nenne, will damit nicht sagen, daß er ein idealer Mann war; nicht als Muster aller Größe stelle ich ihn hin. Solch ein Muster kann niemand sein. Die Menschheit offenbart sich in Bruchstücken. Ein Mensch ist vortrefflich in einer Art, ein anderer in einer andern. Achill gewinnt den Sieg, Homer macht ihn unsterblich, den Lorbeer geben wir beiden. Kraft eines Genie's, desgleichen die neuere Zeit nur einmal oder zweimal gesehen hat, verdient Goethe den Namen groß, wenn man nicht etwa glaubt, daß ein großes Genie einem kleinen Geiste angehören kann. Auch verdient er diesen Namen nicht kraft seines Genie's allein. Merck sagte von ihm, was er lebe sei schöner, als was er schreibe, und wirklich gewährt uns sein Leben mit all' seinen Schwächen und all' seinen Irrthümern ein Bild von Seelengröße, das man nicht ohne Bewegung betrachten kann. Ich werde nicht versuchen, seine Fehler zu verdecken. Man mag sie so hart beurtheilen, wie die strengste Gerechtigkeit verlangt, doch werden sie nicht das centrale Licht verdunkeln, das sein Leben durchleuchtet. Er war groß, wenn auch nur an Hoheit der Seele, an einer Hochherzigkeit, die keine Spur von Neid, von Kleinlichkeit, von Niedrigkeit

seine Gedanken beflecken oder entstellen ließ. Er war groß, wenn auch nur in seiner Liebesfülle, seinem Mitgefühl, seinem Wohlwollen. Er war groß, wenn auch nur in seiner riesenhaften Thätigkeit. Er war groß, wenn auch nur in der Selbstbeherrschung, welche widerspänstige Triebe den geraden Weg zu wandeln zwang, den Wille und Vernunft geboten. „Er wurde, können wir mit Carlyle sagen, moralisch groß, weil er in seinem Zeitalter das war, was zu andern Zeiten viele hätten sein können — ein wahrer Mensch. Eine wahrhaftige Natur zu sein, das war seine Größe. Wie seine bedeutendste Fähigkeit, die Grundlage aller anderen, Verstand, Tiefe und Kraft der Phantasie war, so war Gerechtigkeit, der Muth gerecht zu sein, seine erste Tugend. Eines Riesen Kraft bewundern wir an ihm, aber eine Kraft zu sanftester Milde geadelt. Das größte Herz war zugleich das bravste: furchtlos, unermüdlich, friedlich unbesiegbar."

Die folgenden Blätter werden, so hoffe ich, für solch ein Urtheil den Beweis liefern und viele Mißdeutungen zerstreuen helfen, welche die Glorie des Lebens von Deutschlands größtem Sohne verdunkeln.

Fangen wir möglichst mit dem Anfang an, mit Goethe's Stammbaum. Daß er seine Natur und seine Neigungen von den Vorfahren geerbt hatte und nichts an sich original nennen konnte, spricht er selbst in folgenden Versen aus:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

7 . S. 19

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Die erste Spur des Goethe'schen Geschlechts zeigt sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Das Städtchen Artern in der Grafschaft Mansfeld zählte damals unter seinen wenigen Bewohnern einen Hufschmied Namens Hans Christian Goethe. Dessen Sohn Friedrich wählte einen beschaulicheren Beruf als Pferde zu beschlagen: er wurde Schneider. Nach vollendeten Lehrjahren ging er auf die Wanderschaft und kam nach Frankfurt am Main. Hier fand er bald Beschäftigung und da er, wie es heißt, „den Schönen hold" war, so fand er auch bald eine Frau. Nachdem er Frankfurter Bürger geworden und in die Schneiderzunft aufgenommen war, gab ihm Meister Sebastian Lutz seine Tochter zur Ehe. Das war 1687. Mehre Kinder wurden ihm geboren und starben ihm wieder; im Jahre 1700 starb auch seine Frau, und fünf Jahre nachher trat an ihre Stelle Frau Cornelia Schellhorn, eine Wittwe in der Blüthe von sechsunddreißig Lenzen und ausgestattet mit dem soliden Reize eines guten Vermögens: sie hielt das Gasthaus zum Weidenhof; ihr Ehemann legte nun die Scheere bei Seite und wurde ein stattlicher Wirth. Er hatte zwei Söhne von ihr und starb 1730 im Alter von 73 Jahren.

Von diesen beiden Söhnen war der jüngere, Johann Kaspar, der Vater unseres Dichters. So stammte, sehen wir, Goethe aus dem Volke, wie Schiller auch. In seiner Lebensbeschreibung erwähnt er weder den glücklichen Schneider noch den Mansfelder Hufschmied, wahrscheinlich weil er ihn nie gekannt hatte und also keine liebevolle Erinnerung ihn veranlassen konnte, diesen Großvater von väterlicher Seite in seiner Lebensbeschreibung neben Großvater Textor zu stellen, den er gekannt und geliebt hatte.

Johann Kaspar Goethe erhielt eine gute Erziehung, reiste nach Italien, wurde kaiserlicher Rath in Frankfurt und heirathete 1748 Katharina Elisabeth, die Tochter des Schultheißen Johann Wolfgang Textor.

Die Geschlechtstafeln von Königen und Eroberern gelten für interessant, warum sollte nicht die unseres Dichters ebenso interessiren? In diesem Glauben füge ich sie im ersten Anhange bei.

Goethe's Vater war ein kalter, ernster, förmlicher, etwas pedantischer Mann, aber wahrheitsliebend und gradsinnig. Er hatte einen wahrhaften Wissensdurst und obgleich gewöhnlich etwas karg von Worten, war er mit dem, was er lernte, sehr mittheilsam. Im häuslichen Kreise war sein Wort Gesetz. Nicht blos befehlshaberisch, sondern in mancher Hinsicht launisch, wurde er nichts desto weniger von Frau, Kindern, Freunden hoch geachtet, wenn auch wenig geliebt. Krause schildert ihn als „einen geradlinigen Frankfurter Reichsbürger“, dessen Gewohnheiten so gemessen waren wie sein Gang. Von ihm erbte der Dichter den stattlich gebauten Leib, die gerade Haltung und die gemessene

Bewegung, die in seinem Alter zur Steifheit wurde und hinter der man staatsmännische Berechnung oder Hochmuth suchte; von ihm auch stammte jene Ordnungsliebe und ernste Ruhe, über welche alle die so unglücklich sind, die sich ein Genie nicht anders als von wüster Lebensweise denken können. Der Wissensdrang, das Vergnügen an der Mittheilung des Erlernten, die fast pedantische Aufmerksamkeit für Details, die wir an dem Dichter bemerken, lassen sich alle schon an dem Vater nachweisen.

Die Mutter entsprach mehr dem Bilde, wie wir uns „so recht die Mutter eines Dichters" zu denken pflegen. Sie ist eine der angenehmsten Erscheinungen in der deutschen Literatur, und ihre Gestalt hebt sich mit größerer Lebendigkeit heraus, als fast alle andern. Ihre einfache, herzliche, vergnügliche und liebevolle Natur machte sie allen theuer. Sie war das Entzücken von Kindern, der Liebling von Dichtern und Fürsten. Ihren Enthusiasmus und ihre mit großer Schlauheit und Menschenkenntniß gemischte Einfachheit bis an's Ende sich bewahrend, war Frau Aja (so nannte man sie) zu gleicher Zeit ernst und herzlich, würdevoll und einfach. Sie hatte die besten deutschen und italienischen Schriftsteller fast alle gelesen, hatte eine bedeutende Menge von allerlei kleinem Wissen aufzuraffen gewußt und besaß jenen Mutterwitz, der bei Frauen so oft die Bildung überflüssig zu machen scheint, indem ihre rasche Auffassung, gerade wie die poetischer Geister, die langsam tastenden Schlußfolgen der Beobachtung vorwegnimmt. Ihre Briefe sind voll Geist, nicht immer streng grammatisch, nicht fehlerfrei in der Orthographie, aber sprudelnd von

kräftigem Leben. Nach einer längeren Unterredung mit ihr rief ein enthusiastischer Reisender aus: „Nun begreife ich, wie Goethe das geworden ist, was er ist!“ Wieland, Merck, Bürger, Frau von Staël, Karl August von Weimar und andere bedeutende Leute suchten ihre Bekanntschaft. Die Herzogin Amalie correspondirte mit ihr wie mit einer vertrauten Freundin; ein Brief von ihr war am weimarischen Hofe immer ein kleines Fest. Mit siebzehn Jahren war sie an einen Mann verheirathet worden, für den sie keine Liebe empfand, und als der Dichter geboren wurde, war sie erst achtzehn Jahre alt. Statt sie vor der Zeit alt zu machen, scheint dies ihre Jugend verlängert zu haben. „Ich und mein Wolfgang“, sagte sie, „haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir beide jung und nicht gar so weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind“. Auf ihn vererbte sie ihre „Lust zu fabuliren,“ ihre Freude am Leben, ihre Liebe für alles, was das Gepräge bestimmter Individualität trug, und ihre Neigung, vergnügte Gesichter um sich zu haben. „Ordnung und Ruhe“, sagt sie in einem ihrer reizenden Briefe an Fritz von Stein, „sind Hauptzüge meines Charakters; daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“ Ihre Herzlichkeit und Duldsamkeit, meint sie, seien die Ursache, daß jeder sie gern habe. „Ich habe die Gnade von Gott,

daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist; ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisire Niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Ist nicht in diesen Lauten der Mutter der Sohn unverkennbar? Der freundlichste Mann erbte seine liebende, glückliche Natur von der allerherzlichsten Frau.

Von ihr erbte er auch seine Abneigung gegen unnöthige Aufregung und Gemüthsbewegung, jene überlegte Scheu vor allem, was die Seelenruhe stören konnte, die man ihm für Kälte auslegte. Ihre sonnige Natur scheute vor Gewitterwolken zurück. Ihren Dienstboten hatte sie ausdrücklich befohlen, sie mit traurigen Nachrichten zu verschonen, außer wenn eine wirkliche Nothwendigkeit die Mittheilung geböte. Als ihr Sohn 1805 in Weimar gefährlich krank war, wagte niemand mit ihr darüber zu sprechen. Erst als er vollständig genesen war, fing sie von selbst davon zu reden an. „Ich hab' halt alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber kann wieder von ihm die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich in's Herz giebt."

Diese freiwillige Abschließung gegen Unglücksbotschaften steht in einem solchen Gegensatze zu der förmlichen Wuth,

welche der germanische Stamm bekanntlich für Aufregung hat, ist so ganz verschieden von der krankhaften Leidenschaft für geistige Spirituosen, für den wilden Alkohol der Gemüthsbewegung, in dem wir uns berauschen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man Goethe in dieser Hinsicht des Mangels an Gefühl beschuldigt hat. Und doch genügt in Wahrheit eine sehr oberflächliche Kenntniß seiner Natur, um zu beweisen, daß er nicht aus Kälte vermied, in der „Wollust des Schmerzes" zu schwelgen. Nicht Mangel an Mitgefühl war das, sondern Uebermaß an Empfänglichkeit. Seine zarten Nerven bebten vor den Strapazen der Aufregung zurück. Was gröberen Naturen ein Reizmittel gewesen wäre, war für ihn nur eine Störung. Solche Reizmittel zu suchen ist ohne Zweifel der Instinkt unsrer erregbaren Natur, aber bei ihm war die Vernunft stark genug, diesen Instinkt unter Herrschaft zu halten. Falk erzählt, daß, als er Wieland's Leiche gesehen und „sich dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, Goethe ihn darüber tüchtig ausgescholten habe. Warum, sagte er, soll ich mir die lieblichsten Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die Herzogin Amalie im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler, ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild, als seine Masken, von meinen sämmtlichen Freunden im Gedächtniß aufbewahren."

Diese Herrschaft der Vernunft über die angeborne Neugierde ist nicht Kälte. Die Gefahr allerdings liegt nahe,

zu weit darin zu gehen und den Geist zu verweichlichen. Diesem Extreme sind weder Goethe noch seine Mutter verfallen. Aber welches Urtheil auch der Leser darüber für recht erkennen mag, jedesfalls muß er sich gleich von vorn herein deutlich merken, daß es sich hier um einen Charakterzug des Dichters handelt. Die Selbstbeherrschung, die darin liegt, ist der Eckstein seines Charakters. Der natürliche Trieb war in ihm dem geistigen Menschen unterthan. Er war „König über sich selbst.“ Wie er uns selbst erzählt, fand er die Menschen sehr begierig, andere zu beherrschen, und daneben unbekümmert, ob sie sich selbst beherrschen könnten —

Das wollen alle Herren sein,
Und keiner ist Herr von sich!

Er machte ein Studium daraus, die rebellischen Triebe, welche unaufhörlich die Oberherrschaft seiner Vernunft bedrohten, zu harmonischer Einheit zu bewältigen. Auf diesen Hauptcharakterzug möge man gleich hier, an der Schwelle seiner Lebensbahn, merken: seine Schritte wurden geleitet nicht von einem Lichte, das bei jedem Windstoß flackerte, das unter dem wirren Drange niederer Triebe zu Boden zu fallen drohte, sondern eine Fackel, die ein eiserner Wille gefaßt hielt und hoch erhob über die Strömungen jener niedrig wehenden Winde, warf ihren stäten Schein ununterbrochen auf seinen Pfad. Ich sage nicht, daß er nie strauchelte. Bisweilen führte ihn der laute Drang rebellischer Leidenschaften fehl, denn er war Mensch und irrte oft, aber wenn ich sein Leben überblicke, wie es sich in die

Massen gruppirt, welche zur richtigen Würdigung eines Charakters erforderlich sind, so sage ich, daß in ihm, mehr fast als in irgend einem andern seiner Zeitgenossen, die bare Kraft des Entschlusses Hand in Hand mit gleichmäßiger Klarheit des Geistes eine Selbstbeherrschung der höchsten Art hervorbrachte. „Alles was ich zu thun hatte, sagte er von sich, habe ich in königlicher Weise gethan; die anderen habe ich schwatzen lassen, und ich habe gethan, was ich für gut fand."

Das verdankte er theils seinem Vater und zum Theil seiner Mutter. Von der letzteren stammten die leitenden Grundzüge seines Wesens, welche die Bewegung und die Bahn seiner künstlerischen Natur bestimmten: der heitere gesunde Sinn, der Humor, die lebhafte Phantasie, die Empfänglichkeit und die wunderbare Einsicht, welche die verstreuten und flüchtigen Momente der Erfahrung zu neuen und lebensvollen Anschauungen sammelte.

Zweiter Abschnitt.

Das frühreife Kind.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749, als die Glocke gerade Mittag schlug, in der lebhaften Stadt Frankfurt am Main geboren. Die Stadt, wie man sich leicht denken kann, hatte keine Ahnung davon, was um jene Stunde in der Ecke des niedrigen, schwer getäfelten Zimmers im Großen Hirschgraben vorging, wo man eines Kindes, das nach dreitägigen Wehen „ganz schwarz“ und fast ohne Leben zur Welt gekommen, mit krampfhafter Angst pflegte — eine Angst, die sich in Thränen der Freude auflöste, als die alte Großmutter der bleichen Mutter zurief: „Räthin, er lebt!“ Aber war die Stadt auch ohne Ahnung, die Sterne waren's nicht, wie Sterndeuter bestätigen werden; die Sterne wußten, was für ein Knabe da neben seiner bebenden Mutter nach Leben rang, und in feierlicher Rathsversammlung deuteten sie in himmlischem Bilde seine zukünftige Größe vor. Mit ernstem Lächeln verzeichnet Goethe diese Constellation.

Was auch die Sterne verkündet haben mögen, dieser August des Jahres 1749 war ein bedeutsamer Monat für

Deutschland, wäre es auch nur, weil in ihm der Mann geboren wurde, dessen Einfluß größer geworden ist, als der eines andern Deutschen seit Luther. Ein bedeutsamer Monat in sehr bedeutsamer Zeit. Es war die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; die von Luther gegebene Bewegung ging vom religiösen auf das politische Gebiet über, und die Freiheit des Gedankens setzte sich um zu freier That. Von der Theologie aus hatte sich der Anstoß der Philosophie, der Moral, der Politik mitgetheilt. Noch war die Bewegung vorzugsweise in den höheren Klassen, aber allmälig stieg sie in die unteren hinab. Eine Zeit war's tiefster Unruhe, die Ereignisse in ihrem Schooße trug, welche die Begriffe aller Menschen erweitern und manches weise Haupt verrücken sollten. Wenige rasche Blicke auf die Berühmtheiten jenes Zeitalters mögen dazu dienen, ein ungefähres Bild desselben zu vergegenwärtigen.

In jenem Monat August starb Madame du Chatelet, die gelehrte und pedantische Urania Voltaire's, und ließ ihn ohne einen Freund, der ihn gewarnt hätte, an den Hof Friedrich's des Großen gehen. In jenem Jahre erschien Rousseau in dem glänzenden Cirkel der Madame d'Epinay, verhandelte da mit den Encyclopädisten, hielt beredte Vorträge über die Heiligkeit der Mutterpflichten und ging heim, um sein neugebornes Kind in den Korb am Findelhause zu legen. In jenem Jahre arbeitete Samuel Johnson tüchtig an seinem englischen Wörterbuche; Gibbon war auf der Westminster-Schule und suchte vergeblich die Elemente des Griechischen und Lateinischen zu bewältigen; Goldsmith entzückte noch mit seinem Witze die Bummler seines ländlichen

Kreises und die „herumziehenden Bärenführer von der feineren Sorte“ und erfreute sich noch des „sorglosen Nichtsthun am Kamin und im Lehnstuhl“ und der „Aufregung am Kartenspiel in der Kneipe, wonach er in den ersten harten Kämpfen seines späteren Londoner Lebens so sehnsüchtig zurückblickte.“ In jenem Jahre gab Buffon, dessen wissenschaftliche Größe einzusehen Goethe einer der ersten war und dessen Einfluß so tiefgehend wurde, den ersten Band seiner Naturgeschichte heraus. In jenem Jahre waren Mirabeau und Alfieri die Tyrannen ihrer Kinderstuben, und Marat war ein unschuldig Kind von fünf Jahren, das sich im Val de Travers herumtrieb und noch nicht von dem Gespenst „les Aristocrates“ gequält wurde.

Das war die Zeit, in der Goethe geboren ward. Von seiner Vaterstadt Frankfurt hat er uns mit Liebe ein Bild gezeichnet. Keine Stadt in Deutschland scheint zum Geburtsort dieses kosmopolitischen Dichters so passend wie Frankfurt. Es war reich an sprechenden Zeugen der Vergangenheit, Ueberbleibseln alten deutschen Wesens, langsam verhallenden Nachklängen der Stimmen aus dem Mittelalter, — an Denkmälern wie jene Stadt mitten in der Stadt, die Festung in der Festung, die Klöster mit ihren Mauern, die verschiedenen symbolischen Gebräuche, die noch von der Feudalzeit her erhalten waren, das Judenviertel, so malerisch, so schmutzig und so schlagend charakteristisch. Aber neben diesen mittelalterlichen Resten war in Frankfurt in gleichem Maße die Gegenwart vertreten. Die Reisenden, welche der Rhein und die großen Straßen aus dem Norden hinführten, machten es zu einer europäischen

Stadt und zu einem Weltmarkte für den Handel. So war es ein Mittelpunkt für die specifisch moderne Macht des Industrialismus, welcher die Zertrümmerung des Lehnswesens begonnen hat und mit Nothwendigkeit vollenden wird. Diese zwiefache Eigenthümlichkeit hat Frankfurt bis auf den heutigen Tag beibehalten: auf den alten Giebeln aus vergangener Zeit nisten Störche und schauen herab auf das bunte Treiben der Messen, die der moderne Handel in mittelalterlichen Straßen hält.

Fand so das Gefühl für alterthümliches und namentlich für altdeutsches Wesen durch seinen Geburtsort pittoreske Ausbildung, so erwuchs daneben ein Gefühl für Italien und seine Herrlichkeiten, welches im väterlichen Hause Nahrung fand. Goethe's Vater hatte in Italien gelebt und ein unvergängliches Entzücken an dessen Schönheiten sich bewahrt. Die Wände seiner Zimmer waren mit Architekturbildern und Ansichten aus Rom behangen, und so wurde der Dichter mit der Piazza del Popolo, der Peterskirche, dem Colosseum und andern Plätzen großer Erinnerungen von Kindheit auf vertraut.

So viel von Zeit und Ort, den beiden Hauptmomenten des äußeren Lebens. Ehe wir von diesen allgemeinen zu den individuellen Zügen der Lebensbeschreibung übergehen, ist es passend, einen bisher noch nicht berücksichtigten Umstand hervorzuheben, nämlich die mittlere Stellung Goethe's im bürgerlichen Leben. Von den beiden gefährlichen Extremen, Ueberfluß und Mangel, gleich weit entfernt, übte diese Stellung auf seine ganze Laufbahn einen mäßigenden Einfluß. Die Noth des Lebens kannte er nie. Diese mächtige

Saite, die sonst das Leben genialer Männer durchzittert, klang bei ihm nicht an. In der Schule der Noth, dieser strengsten aller Schulen, hatte er nichts zu lernen. Der bleiche Mangel mit dem Geflüster seiner schrecklichen Eingebungen war nie sein Genosse. Nie war er gezwungen, um seine Existenz in der Welt zu ringen, und so blieben ihm alle die Empfindungen bitteren Trotzes fremd, welche den Kampf des Lebens begleiten und verwirren, und erweckten in ihm nichts von jener herausfordernden Thatkraft, die sie in ungestümen Naturen anregen. Wie viel von seiner Heiterkeit, wie viel von seiner Abneigung gegen Politik mag aus diesem Umstande entspringen?

Daß er das „reizendste Kind“ war, „das es je gegeben,“ daß er bewundert wurde, wohin Mutter oder Wärterin ihn mitnahmen, daß er, noch in Windeln, die „wunderbarste Klugheit“ zeigte, das braucht uns kein Biograph zu sagen. Heißt's doch von jedem Kinde so. Aber daß er wirklich ein wunderbares Kind war, dafür haben wir unbestreitbare Gewißheit, die nicht blos auf den parteiischen Aussagen von Mutter und Verwandten beruht. Beispiele von seiner Frühreife werden gleich folgen; für jetzt einige Anekdoten, die uns seine Mutter erzählt.

Als er drei Jahre alt war, spielte er nur ungern mit kleinen Kindern, und nur dann, wenn sie schön waren. Einmal, in einem Nachbarhause, fing er plötzlich an zu weinen und schrie: „Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden!“ Und er heulte, bis man ihn nach Hause brachte, wo er sich allmälig beruhigte, da nichts als die Häßlichkeit des andern Kindes die Ursache seines Jammers war.

Ein munteres lustiges Mädchen wuchs an des Knaben Seite auf. Vier andere Geschwister wurden noch geboren, starben aber bald. Cornelia war die einzige Gespielin, die am Leben blieb, und „zu ihr (sagt seine Mutter) hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung.“ Er trug ihr seine Spielsachen zu, wollte sie allein nähren und pflegen, und war sehr eifersüchtig auf alle, die ihr nahe kamen. „Wenn man sie aus der Wiege nahm, war sein Zorn nicht zu bändigen; er war überhaupt viel mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen.“ Seine Liebe zu Cornelia blieb leidenschaftlich bis an's Ende.

Die Mutter verzog ihn etwas. An einem Sonntag Morgen, da alles in der Kirche ist, geräth der kleine Wolfgang in die Küche, die auf die Straße geht; alles Geschirr wirft er nach einander zum Fenster hinaus, „weil ihn das Rappeln freut und die ihm gegenüber wohnenden Brüder von Ochsenstein, die es ergötzt, ihn dazu aufmuntern.“ Die Teller und Schüsseln fliegen hinaus, als gerade seine Mutter aus der Kirche kommt; sie sieht die Geschichte mit dem Schrecken einer Hausfrau, aber als sie den Kleinen so herzlich mit den Leuten auf der Straße lachen hört, löst sich der Schreck in kindliches Vergnügen und sie lacht gleichfalls.

Diese herzlich muntere, nachsichtige Mutter benutzte ihr Talent, Geschichten zu erzählen, zu seinem und ihrem eigenen Vergnügen. „Ich konnte nicht ermüden, zu erzählen (berichtete sie später selbst), so wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der Natur vorging,

dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte, als meine Zuhörer; und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinne ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirn schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's gerathen! so ist's gekommen! da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen

solle, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verrieth; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall." Welch ein reizendes Bild von Mutter und Sohn!

Die eben erwähnte Großmutter wohnte in demselben Hause, und wenn die Schulstunden vorüber waren, eilten die Kinder nach ihrem Zimmer zum Spielen. Die gute alte Frau, mit dem ganzen Stolze einer Großmutter, verzog sie natürlich und gab ihnen allerlei gute Bissen, die sie nur bei ihr fanden. Von allen ihren Geschenken jedoch war keines mit dem Puppenspiel zu vergleichen, das sie ihnen am Weihnachtsabend 1753 gab, und das „in dem alten Hause eine neue Welt schuf." Der Leser des Wilhelm Meister wird sich erinnern, mit welch feierlicher Wichtigkeit die Bedeutung eines solchen Puppenspiels dort behandelt ist, und kann daraus schließen, wie mächtig es die Phantasie des Knaben anregte.

Dann war da Großvater Textor, dessen Haus die Kinder gern besuchten und dessen ernste Persönlichkeit auf den Knaben einen um so tieferen Eindruck machte, als ein gewisses geheimnißvolles Grauen den einsilbigen alten Herrn umgab, der in dem Rufe stand, die Gabe der Weissagung zu besitzen. Sein Bild zeigt ihn in einer Perrücke mit acht Etagen, mit der schweren goldenen Kette und Medaille,

welche ihm die Kaiserin Maria Theresia gegeben hatte; aber in des Dichters Erinnerung lebte er in anderer Gestalt: im talarartigen Schlafrock, auf dem Haupte ein schwarzes Sammetkäppchen, unter den Blumen seines Gartens wandelnd und mit behaglicher Geschäftigkeit der Blumenzucht obliegend, oder auch an der Familientafel Sonntags den Vorsitz führend.

Die vortreffliche Methode der Mutter, die produktive Selbstthätigkeit des Knaben auszubilden, hat ihr Gegenstück in der Art, wie der Vater seine receptive Fähigkeit entwickelte. Mit weniger Billigung, als sie verdiente, spricht der Dichter von der Erziehungsweise seines Vaters, wahrscheinlich weil er in späteren Jahren den Mangel einer systematischen Ausbildung scharf empfand. Aber der Grundsatz, nach welchem der Vater verfuhr, war ganz vortrefflich: er beschäftigte mehr den Verstand als das Gedächtniß. Er diktirte eine Anekdote meistens aus dem gewöhnlichen Leben oder von Friedrich dem Großen; bisweilen überließ er dem Sohne, sich selbst den Stoff zu wählen. Darüber schrieb dieser dann, lateinisch und deutsch, Gespräche und moralische Betrachtungen. Von diesen jugendlichen Arbeiten sind manche erhalten; eine davon findet der Leser im zweiten Anhange, als Beispiel, wie weit Goethe in seinem achten Jahre das Lateinische beherrschte. Zwar können wir nicht volle Gewißheit haben, daß die Hand des Lehrers dem Knaben nicht geholfen; aber einerseits läßt gerade der Grundsatz der Selbstthätigkeit, den der Lehrer durchweg befolgte, die Vermuthung nicht zu, als habe er die jugendlichen Uebungen verbessert, und andererseits ist das Latein zu voll von Germanismen, welche die

Ungeübtheit des Verfassers beweisen. Dr. Weismann in Frankfurt, dem wir die Veröffentlichung dieser Uebungen und Aufsätze aus dem sechsten, siebenten und achten Lebensjahre Goethe's verdanken, erklärt es für unzweifelhaft, daß der Knabe sie ohne Beihülfe verfaßt hat. In einem dieser Gespräche findet sich ein Wortspiel, welches beweist, daß das Gespräch erst lateinisch geschrieben und dann ins Deutsche übersetzt ist. Der Knabe macht Wachsfiguren; sein Vater fragt ihn, warum er solche Spielereien nicht aufgebe; das Wort, welches er dabei gebraucht, ist nuces; im bildlichen Sinne bedeutet das Spielereien, der Knabe aber nimmt es scherzend in dem gewöhnlichen, deutschen Sinne als „Nüsse", und antwortet: „cera nunc ludo, non nucibus — ich spiele ja nicht mit Nüssen, sondern mit Wachs."

Ein anderes Gespräch — aus 1757 — ist außerordentlich launig und charakteristisch. Maximilian fragt seinen Spielkameraden Wolfgang, warum ihn seine Eltern wegschicken, da sie Gäste erwarten. „Woran mir nichts gelegen, da unterlasse ich alles Nachgrübeln", erwidert Wolfgang; er schlägt vor, die Zeit bis der Lehrer kommt, mit Comenius oder einem ähnlichen Buche hinzubringen; aber Maximilian weist alle diese Vorschläge zurück.

Wolfg. Sage Du nun selbst etwas zu thun.

Max. Ich hasse das Ernsthafte, denn das überlass' ich den Sauertöpfen.

Wolfg. Du bist sehr lang. Sag's einmal heraus, in was es bestehen soll.

Max. Wisse, wir wollen uns einmal mit den Köpfen stutzen.

Wolfg. Das sei ferne; meiner schickt sich wenigstens dazu nicht.

Max. Was schadet es? Laß sehen, wer den härtesten habe.

Wolfg. Höre, wir wollen dieses Spiel den Böcken überlassen, welchen es natürlich ist.

Max. Verzagter! wir bekommen durch die Uebung harte Köpfe.

Wolfg. Das wäre eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

Max. Wie verstehst Du das?

Wolfg. Ich mag nicht hartnäckig werden.

Max. Hierin hast Du recht, allein ich nehme es von der Festigkeit der Glieder.

Wolfg. Wenn Du weiter nichts willst, so stoße den Kopf nur brav wider die Wand; es wird die erwünschte Wirkung haben.

Daneben möge eine seiner moralischen Betrachtungen (genau in des Knaben Schreibart) ihre Stelle finden. „Horatius und Cicero sind zwar Heyden gewesen aber verständiger als viel Christen; denn derselbe sagt: Silber ist schlechter als Gold und Gold schlechter als die Tugend. Dieser aber sagt: nichts ist schöner als die Tugend. Aber viele Heyden haben die Christen an Tugenden übertroffen. Wer war in Haltung der Freundschaft getreuer als Damon, freygebiger als Alexander M., gerechter als Aristides, enthaltsamer als Diogenes, geduldiger als Socrates, leutseliger als Vespasianus und arbeitsamer als Apelles und Demosthenes.“ Plattheiten das, ohne Zweifel, aber es sind Plattheiten, welche bei vielen die reifen Grundsätze des Alters vertreten. Sie deuten uns an, daß der Knabe wohl ein bischen altklug war, und sie zeigen große Fortschritte

seiner Bildung. Im Griechischen, wie der dritte Anhang beweist, machte er bemerkenswerthe Fortschritte. Italienisch lernte er „sehr behende," indem er dem Vater, der in demselben Zimmer, wo er sein Pensum zu lernen hatte, der Schwester Unterricht gab, über sein Buch weg zuhordchte. Auch Französisch, wie die Uebungen bezeugen, lernte er, und so sehen wir ihn, noch nicht achtjährig, deutsch, französisch, italienisch, lateinisch und griechisch schreiben.

In der That, er war ein frühreifer Knabe. Das wird wahrscheinlich viele Leser befremden, zumal wenn sie die gewöhnliche Ansicht theilen, Frühreife sei etwas krankhaftes, und Wunderkinder seien nothwendig taube Früchte, die nie reifen, frühe Blüthen, die rasch welken. In die Verwirrung, welche über diesen Punkt herrscht, wird einige Klarheit kommen, wenn man sich erinnert, daß die Menschen durch receptive und durch produktive Fähigkeit sich hervorthun: sie lernen und sie schaffen. Bei Menschen ersten Ranges sind diese beiden Fähigkeiten vereinigt. Shakespeare und Goethe ragen nicht weniger durch die Mannigfaltigkeit ihres Wissens als durch ihre schöpferische Kraft hervor. Aber da „ein kluges Kind" sowohl das heißt, welches seine Aufgaben rasch lernt, als das, welches Verstand, Scharfsinn und schöpferische Kraft zeigt, so bringt der Doppelsinn dieser Bezeichnung es mit sich, daß man sich verwundert, wenn ein Kind, das doch in der Schule „so klug" war, nur ein gewöhnlicher Mann wird, oder wenn, umgekehrt, aus dem Kinde, das in der Schule ein Dummkopf war, ein künstlerisches Genie sich aufthut.

Goethe's Frühreife hatte nichts unnatürliches; sie war

die Thätigkeit eines Geistes, der beides zugleich, in hohem Maße receptiv und produktiv war. Sein ganzes Leben hindurch hatte er den gleichen eifrigen Wissensdrang, und nicht beirrte ihn der Wahn, der die Unwissenheit so mancher zweifelhafter Genies in Schrecken setzt — Wissen ertödte die Originalität. Er wußte, daß reichliche Nahrung ein winziges Feuer erstickt, ein großes aber aufflammen macht, oder wie er es in einem vortrefflichen Epigramme ausdrückt:

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand!"

Im Sommer 1754 wurde das alte Wohnhaus ganz umgebaut. Bei der Feierlichkeit der Grundsteinlegung spielte Wolfgang als kleiner Maurer mit. Der gescheite, beobachtende Knabe fand bei diesem Umbau des väterlichen Hauses vieles, was ihn interessirte; er plauderte mit den Arbeitern, erfuhr von ihren häuslichen Verhältnissen und lernte etwas von der baulichen Technik, die ihn in späteren Jahren so lebhaft beschäftigte. Die Unruhe dieses Baues, der allmälig von Stockwerk zu Stockwerk, von unten nach oben fortschritt und während dessen die Familie fortwährend das Haus theilweise bewohnte, veranlaßte endlich, daß der Knabe einer befreundeten Familie übergeben und in eine öffentliche Schule geschickt wurde.

Viehoff meint, Deutschland würde „einen andern Goethe gehabt haben, wenn er in Elementarschule und Gymnasium

sich zur Universität vorbereitet hätte," und beruft sich dafür auf das Wort von Gervinus, („Goethe's Erziehung im Hause verschulde es, daß er Geschichte nicht zu schätzen und das Bestreben der Massen nicht zu achten gewußt.") Ich meinerseits kann den Satz, daß die Umstände den Charakter bilden, nicht anerkennen und daher kann ich auch die Ansicht nicht gelten lassen, daß die Erziehung zu Hause eine so bedeutende Wirkung auf den Dichter gehabt habe. Die bloße Thatsache, wie viele Menschen in öffentlichen Schulen erzogen werden, ohne daß sie geschichtlichen Sinn und Verständniß für die Massen erhalten, beweist hinreichend, daß Goethe's Eigenthümlichkeiten einen andern Ursprung gehabt haben müssen als seine häusliche Erziehung. Aus seinem Charakter stammen sie.

Eins aber lernte er in der Schule, das war Widerwille gegen Schulen. Der Knabe, bisher zu Hause körperlich und geistig sorgfältig gehalten, kam nun in Verkehr mit einer Schuljugend, die das war, was eben die Schuljugend meistens ist — schmutzig, ungezogen, roh, in Neigungen und Sitten gewöhnlich. Der Gegensatz war ihm sehr peinlich, und er war froh, als mit der Vollendung des Umbaues wieder die Erziehung zu Hause eintrat.

Eine Schulgeschichte, die er erzählt, zeigt deutlich, wie groß die Macht seiner Selbstbeherrschung war. Der Lehrer blieb einst eine Stunde aus; die Kinder spielten, bis die Stunde fast vorüber war; zuletzt war Goethe mit drei übelwollenden Knaben allein; diese beschlossen, ihn zu peinigen. Sie zerschnitten einen Besen und kamen mit Ruthen zurück. „Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde

nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß der Schmerz die Minuten sehr verlängerte. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den andern, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte; den dritten endlich brachte ich durch eine geschickte Wendung nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und stieß sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhoben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich."

Dritter Abschnitt.

Erste Erfahrungen.

Es ist gründlich falsch zu sagen, daß der Charakter durch die Umstände gebildet wird; man müßte denn in diesem Worte mit unwissenschaftlicher Zweideutigkeit den ganzen Umfang der äußeren Verhältnisse von der Schöpfung an zusammenfassen. Der Charakter ist für die äußeren Verhältnisse, was Organismen für die äußere Welt sind: sie leben in ihr, werden aber nicht specifisch durch sie bedingt. Eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Pflanzen- und Thier-Organismen lebt und gedeiht unter Verhältnissen, welche die Mittel ihrer Existenz geben, aber nicht die specifischen Formen jedes einzelnen Organismus bestimmen. Ebenso leben verschiedene Charaktere unter gleichen Verhältnissen, angeregt von ihnen, aber nicht durch sie gebildet. Jeder Charakter eignet sich von den Verhältnissen um ihn her das an, was sich ihm aneignen läßt, und stößt das Uebrige ab, gerade wie die Pflanze aus Erde und Luft die Stoffe aufnimmt, welche ihr als Nahrung dienen, das Uebrige aber abstößt. Daß die Verhältnisse einen bestimmenden Einfluß haben, weiß jeder Physiologe, aber er weiß zugleich auch, daß der-

selbe nur innerhalb gewisser Grenzen möglich ist. Durch reichliches Futter und besondere Behandlung kann die Wildheit eines Thieres gezähmt werden, aber der Löwe wird dadurch kein Lamm.

Statt also zu sagen, der Mensch sei ein Geschöpf der Verhältnisse, würde es näher zum Ziele treffen, zu sagen: der Mensch ist der Bildner der Verhältnisse*). Der Charakter ist es, der aus den Verhältnissen eine Existenz schafft. An dieser bildenden Kraft wird unsere Stärke gemessen. Aus dem gleichen Material baut der eine Paläste, der andere Hütten, der eine Speicher, der andere Landhäuser; und der Granitblock, der für den Schwachen ein Hemmniß ist auf seinem Pfade, ist für den Starken eine Stufe, die ihn höher fördert.

Wenn der Leser diese Ansicht von dem Einfluß der Verhältnisse theilt, so wird er einsehen, daß ich auf Goethe's gesellschaftliche Stellung einiges Gewicht zu legen berechtigt war, obgleich ich Viehoff und Gervinus in Bezug auf die öffentliche Erziehung widersprach. Die fortwährende Freiheit von Mangel ist eine der steten und mächtigen Be-

---

*) Es liegt nahe, hier an das ähnliche Wort Schiller's im Don Carlos zu erinnern:

„Was
Ist Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall giebt die Vorsehung — zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten."

(Anm. des Uebers.)

dingungen, welche einen Charakter nothwendig bestimmen Aber die zeitweise und zufällige Einwirkung einer öffentlichen Erziehung und andere Umstände von geringerer Bedeutung können niemals einen Charakter bestimmen und verändern; nur seine Entwicklung erleichtern oder erschweren sie.

Auch andere Knaben als Goethe hörten das Erdbeben von Lissabon lebhaft besprechen, aber in ihnen wurden dadurch nicht wie in dem sechsjährigen Goethe religiöse Zweifel angeregt. Dieses furchtbare Ereigniß, das im Jahre 1755 über ganz Europa Schrecken verbreitete, hat ihn, wie er uns selbst erzählt, mächtig in Aufregung gebracht. Die Schilderungen, wie eine prächtige Residenz plötzlich verwüstet, Kirchen, Häuser, Thürme krachend übereinander gefallen, die geborstene Erde Rauch und Flammen gespieen, und sechzigtausend Menschen in einem Augenblick zu Grunde gegangen, erschütterten seinen Glauben an die Güte der Vorsehung. „Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde, sagt er, den uns die Erklärung des ersten Glaubens-Artikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht einigen konnten."

Um dieselbe Zeit trug sich Voltaire mit denselben Zweifeln. Er warf die Frage auf, ob die Opfer des Erdbebens von Lissabon zur Strafe ihrer Sünden gestorben seien, ob das zerstörte Lissabon reicher an Lastern gewesen, als London

und Paris, die Stätten schwelgender Lust?*). So weit natürlich ging der Gedankengang des Knaben nicht. Er erwog die Sache bei sich, so wie er sie um sich her besprechen hörte. Als er, so erzählte Bettina, um diese Zeit mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit vertheidigt worden, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, antwortete er: „Am Ende mag alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Geschick kein Schaden geschehen kann."

Die einmal angeregten Zweifel kamen natürlich wieder, und der Knabe fing an, sich in einen ernstlichen Unglauben an die Güte der Vorsehung einzuleben und Gott als den eifrigen „Zornesgott der Hebräer" zu betrachten. Ein neues Naturereigniß trug dazu bei. „Unversehens brach ein Hagelwetter herein, schlug die neuen Scheiben des Hauses auf das gewaltsamste zusammen und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß und dort auf den Knieen liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die

---

*) Direz-vous, en voyant cet amas de victimes:
Dieu s'est vengé, leur mort est le prix de leurs crimes?
Quel crime, quelle faute ont commis ces enfans
Sur le sein maternel écrasés et sanglans?
Lisbonne qui n'est plus, eût-elle plus de vices
Que Londres, que Paris, plongés dans les délices?
Lisbonne est abimée, et l'on danse à Paris.

erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte." So werden viele Kinder zu Skeptikern gemacht; aber in einem tief nachdenklichen Gemüthe haften solche Gedanken nie lange, wenigstens unter dem Einflusse moderner Cultur nicht; denn diese lehrt uns, daß das Uebel wesentlich etwas Engbegrenztes, Endliches ist, welches vor einer umfassenden Anschauung des Unendlichen zur Unbedeutendheit schwindet, und daß alles Uebel, aus aller Welt Enden zusammen genommen, im Vergleich mit der allgemeinen Wohlthätigkeit der Natur für gering gelten muß.

Die Zweifel also, welche den kleinen Wolfgang plagten, beruhigten sich allmälig. In dem Kreise seiner Verwandten hörte er nachdenklich schweigend fortwährend theologische Fragen verhandeln. Die verschiedenen Sekten, die sich von der anerkannten Kirche trennten, schienen alle von dem einen Verlangen beseelt zu sein, „sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien." Dadurch kam der Knabe auf den Gedanken, sich auch seinerseits dem „großen Gotte der Natur" unmittelbar zu nähern. „Eine Gestalt konnte er diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten." Naturprodukte sollten ihm die Welt im Gleichniß vorstellen. Aus einer Naturaliensammlung suchte er die besten Stufen und Exemplare und baute sie auf den verschiedenen Abstufungen eines Notenpultes auf; oben auf der Spitze sollte als Sinnbild der Erhebung der Seele eine Flamme brennen, und ein Räucherkerzchen wurde für diesen Zweck ausersehen. Mit

Ungeduld harrte er des Sonnenaufgangs. Das Glühen der Dächer gab das Zeichen; mit einem Brennglase entzündete er die Kerze, und so, in der Einsamkeit seines Schlafzimmers, verrichtete der siebenjährige Priester seinen Gottesdienst.

Da dieser Zug uns leicht vergessen machen kann, daß es die Entwicklung eines Knaben ist, welche uns beschäftigt, so mag eine andere Anekdote, die Bettina von seiner Mutter hörte, daneben stehen, als Zeugniß, wie weit und in welcher Art er Kind war. Seine Mutter sah ihn einmal mit mehren andern Knaben über die Straße kommen; sie bemerkte, daß er sehr gravitätisch einherschritt, und hielt ihm vor, daß er sich mit seinem Geradehalten sehr sonderbar vor den andern Knaben auszeichne; da antwortete der Kleine: „Mit diesem mache ich den Anfang, und später werd' ich mich noch mit mancherlei auszeichnen." — Und das ist auch wahr geworden, setzte die Mutter hinzu.

Ein andres Mal quälte er seine Mutter mit Fragen, ob die Sterne das wohl halten würden, was sie an seiner Wiege versprochen hätten. Und als die Mutter erwiderte: „warum willst Du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andern doch ohne sie fertig werden müssen?" da meinte der jugendliche Zeus: „Mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden."

Er war eben sieben Jahre alt geworden, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Sein Großvater stellte sich auf die Seite Oestreichs, sein Vater auf die Preußens. Diese Meinungsverschiedenheit veranlaßte Mißhelligkeiten und endlich eine völlige Trennung in der Familie. Die Thaten des

preußischen Heeres wurden auf der einen Seite enthusiastisch gepriesen, auf der andern verkleinert. Das Interesse dafür verschlang alles andere und erregte leidenschaftliche Parteinahme. Mit seltsamen Empfindungen sah die Welt dem Kampfe zu, den der größte Feldherr seiner Zeit gegen Rußland, Oestreich und Frankreich durchfocht. Der Herrscher von nicht mehr als fünf Millionen Menschen kämpfte ohne Beistand gegen die Herrscher von mehr als hundert Millionen, und trotz der gegen ihn erhobenen Beschuldigung eines Treubruchs konnte man von seinen glänzenden Erfolgen kaum ohne Begeisterung hören. Muth und Geist in verzweifelter Lage erwecken immer Sympathie, und gar wenig kümmerten sich die Leute darnach zu fragen, wie sich die Besitzergreifung Schlesiens rechtfertigen ließe oder mit welchem Grunde die sächsischen Fahnen in den Kirchen Berlins hingen. Der Donner siegreicher Kanonen betäubte das Urtheil; blindlings wurde der kühne Feldherr verehrt. Der siebenjährige Krieg wurde ein deutsches Epos. Die Geschichte des Krieges von Archenholtz wurde in lateinischer Uebersetzung neben Tacitus und Caesar in den Schulen gelesen.

Hier war wieder ein äußerer Eindruck, von dem nach der gewöhnlichen Ansicht Goethe eine epische Anregung hätte empfangen müssen. Aber genau nur das nahm er davon auf, was seiner Natur entsprach. Er theilte den allgemeinen Enthusiasmus, aber nicht „preußisch, sondern Fritzisch" war er gesinnt. Nicht die Größe der Sache, sondern die Persönlichkeit des Helden wirkte auf sein Gemüth, ließ ihn jedes Sieges sich freuen und trieb ihn, die Siegeslieder und die Spottgedichte auf Oestreich abzuschreiben. Er lernte nun

die Wirkungen des Parteigeistes kennen. An dem Tisch des Großvaters mußte er bittern Spott und heftige Ausfälle gegen seinen Helden ertragen. Er hörte Friedrich „auf's greulichste verleumden," und „wie ihm in seinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing er nun, wegen Friedrich's des Zweiten die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an."

Ueber der Thür seines väterlichen Hauses war eine Leyer mit einem Stern. Das bedeutet, wie jeder Kundige einsieht, daß ein Dichter das Haus berühmt machen werde. Goethe's dichterische Begabung zeigte sich schon früh. Wir haben bereits gesehen, wie er zu den Geschichten seiner Mutter den Schluß erfand, und als er nun älter wurde, begann er zur Unterhaltung seiner Spielkameraden eigene Geschichten zu erfinden. Mit Bildern und Gestalten hatte er, „einsam durchstreifend das romant'sche Land," den Geist gefüllt. Er hatte mancherlei gelesen: den Orbis pictus, Ovid's Metamorphosen, Homer's Ilias in Prosa, den Virgil in der Ursprache, Fenelon's Telemach, Robinson Crusoe, Anson's Reisen; daneben den Fortunat, den ewigen Juden, die vier Haymonskinder, und von den gleichzeitigen Dichtern Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Haller u. a. hatte er manches auswendig gelernt.

Aber er erzählte nicht blos Geschichten, sondern er schrieb auch welche, wie uns eine kleine rührende Anekdote zeigt, die Bettina erhalten hat. Sein jüngerer Bruder Jacob starb an den Blattern. Zur Verwunderung der Mutter vergoß Wolfgang keine Thräne. Als sie ihn fragte, ob er

den Bruder nicht lieb gehabt, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bette hervor eine Menge Papiere, die mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben waren, und sagte ihr, das alles habe er gemacht, um es den Bruder zu lehren. Das war in seinem neunten Jahre.

Bald nach dem Tode dieses Bruders, am Neujahrstage 1759, schreckte ihn und die Stadt der Trompetenstoß des Thürmers vom Hauptthurm, das übliche Signal, daß Truppen im Anzuge seien. Der Thürmer schien gar nicht aufhören zu wollen mit seinen Signalen. In ununterbrochener Reihe rückten die Truppen in die Stadt; das Rasseln ihrer Trommeln rief alle Weiber an die Fenster, alle Knaben staunender Bewunderung voll auf die Straßen. Es waren Franzosen, die einrückten. Sie überrumpelten die Hauptwache, und in einem Augenblick war die Stadt zum Lagerplatze verwandelt. Um die Sache noch schlimmer zu machen, so waren diese Truppen im Kriege mit Friedrich, dem verehrten Helden Wolfgang's und seines Vaters. Sofort wurden sie in der Stadt einquartirt, und bald ging alles seinen gewohnten Gang, in den eben die militärische Besatzung nur einige Abwechselung brachte. Im Goethe'schen Hause erhielt eine hohe Person Quartier, der Königslieutenant Graf Thorane, ein Mann von Geschmack und prächtigem Wesen, der bald Künstler und andere hervorragende Männer um sich versammelte und die leidenschaftliche Bewunderung des kleinen Wolfgang sich gewann, aber den Haß des alten Raths nicht zu besiegen vermochte.

Diese Besetzung Frankfurt's hatte für den jungen Goethe mancherlei Nutzen. Die strenge Zucht der väterlichen Er-

ziehung ließ etwas nach, und eine andere Art der Bildung begann, die des Lebens, des Verkehrs mit Menschen. Die steten Durchmärsche von Truppen, die glänzenden Paraden, die Musik, all' der Pomp und das Gepränge mußten ihren Einfluß üben. Dazu kam die Uebung in der französischen Unterhaltung und die Bekanntschaft mit dem Theater. Die Franzosen bringen ihre „Civilisation," d. h. ein Café und ein Theater, überall mit. In Frankfurt wurde eins wie das andere sofort eröffnet, und Goethe erhielt ein Freibillet zum Theater, dessen er sich, unter dem Beistand der Mutter, täglich bediente. Verstand er auch nicht alles, was er hörte so hatte er doch seine Freude dran. Die Tragödie machten ihm „der gemessene Schritt, das Taktartige der Alexandriner und das Allgemeine des Ausdrucks" leichter verständlich als die Comödie, in der schneller gesprochen wurde und mehr Ausdrücke des gemeinen Lebens vorkamen. Aber Knaben sind im Theater nicht besonders kritisch gestimmt und brauchen ein Stück nicht zu verstehen, um es zu genießen. Ein Racine, den er unter seines Vaters Büchern fand, wurde eifrig gelesen, und der Knabe deklamirte sich die einzelnen Reden vor, während er den Sinn und Zusammenhang nur halb verstand.

Durch das Theater und die sich daran knüpfende Bekanntschaft mit einem schwatzhaften kleinen Prahlhans, der zur Truppe gehörte, Namens Derones, wurde er mit dem Französischen so vertraut, daß nach vier Wochen die Eltern sich über seine Fertigkeit verwunderten. Derones machte ihn mit den Schauspielern bekannt und führte ihn „hinter die Coulissen." Für einen Knaben von zehn Jahren will

„hinter den Coulissen“ viel sagen. Wir werden später sehen, wie er auch im wirklichen Leben früh hinter die Coulissen blicken durfte. Für jetzt genüge die Bemerkung, daß er bis in das Ankleidezimmer vordrang, wo Schauspieler und Schauspielerinnen sich an- und auskleideten und „sich so wenig unter einander als vor den Kindern zu scheuen schienen, wenn es beim Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht zum anständigsten herging;“ anfangs überrascht, fand es Goethe „bald durch Gewohnheit, bei wiederholtem Besuch, ganz natürlich.“

Ein seltsamer Auftritt trug sich zwischen den beiden Knaben zu. Derones war, nach seiner eigenen Versicherung, in Ehrensachen sehr erfahren. Von seinen Großthaten, wie er sich oft geschlagen, wie er stets seinen Gegner entwaffnet und ihm alsdann edelmüthig verziehen habe, wußte er viel zu erzählen. Eines Tages beim Kinderspiel fiel es ihm ein, der Wolfgang habe ihn beleidigt und müsse ihm Satisfaktion geben; es kam zum Duell. Nun denke man sich den kleinen nicht ganz zwölfjährigen Wolfgang: wohl geputzt, wie er in dem Märchen vom „neuen Paris“ sich selbst schildert, „in Schuhen mit silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Höschen von Sarsche, einen Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten, einer Weste von Goldstoff, die aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten war, das Haar frisirt und gepudert, daß ihm die Locken wie Flügelchen vom Kopfe standen, den Hut unterm Arm, einen kleinen Degen mit seidener Bandschleife an der Seite“ — so tritt der kleine Bursch seinem Widersacher gegenüber; sie stellen sich in gehörige Positur, die

Klingen klirren, Stoß geht's auf Stoß; doch im Feuer der Action bleibt Derones mit der Spitze seines Degens an Wolfgang's Bandschleife hängen, und nun versichert der kleine Franzos gar hochherzig, er habe die vollkommenste Satisfaktion. Beide umarmen sich und gehen in das nächste Kaffeehaus, um sich bei einem Glase Mandelmilch von ihrer Gemüthsbewegung zu erholen.

Der Ehrgeiz, mit einem Schauspiel auf die Bühne zu treten, der uns alle reizt, ergriff auch Wolfgang bald. Als Kind hatte er schon Terenz nachgeahmt; jetzt entschloß er sich, etwas Tüchtigeres in dem damals beliebten Geschmack des Piron zu versuchen. Als das Stück fertig war, legte er es seinem Freunde Derones vor; der wies ihm einige Sprachfehler nach, stellte eine nähere Prüfung in Aussicht und versprach ihm seine schwerwiegende Empfehlung bei der Direktion, um das Stück zur Aufführung zu bringen. Schon sah Wolfgang im Geist den Titel seines Stücks an den Straßenecken mit großen Buchstaben angeschlagen! Aber leider war Derones in seiner Kritik ohne Erbarmen. Er kehrte das ganze Stück um, ließ keinen Stein auf dem andern und betäubte den armen Autor mit dem Schwall seiner dramaturgischen Litanei: er redete groß von den drei Einheiten des Aristoteles, schalt auf die Engländer, verlachte die Deutschen und behauptete die Vorzüge des französischen Geschmacks mit solcher Zuversicht, daß sein Zuhörer nichts zu erwidern vermochte. Aber, wenn auch zum Schweigen gebracht, überzeugt war Wolfgang nicht. Der mißlungene Versuch machte ihn nachdenklich und trieb ihn, die kritischen Gesetze selbst zu ergründen. Er las Corneille's

Abhandlung über die drei Einheiten und Racine's Vorreden, und das Ende war, daß er die ganze französische Theorie gründlich verachten lernte. So verdanken wir denn vielleicht dem Franzosen Derones einen Theil jener kühnen Verspottung aller Regelmäßigkeit, welche im „Götz von Berlichingen“ Deutschland überraschte und in Staunen setzte.

Vierter Abschnitt.

Mannigfache Studien.

Endlich, im Juni 1761, verließen die Franzosen Frankfurt, und es ging wieder ernstlich ans Studiren. Unter der Leitung des Vaters fing Wolfgang Mathematik, Musik und Zeichnen an. Für Mathematik hatte er kein Talent, für Musik nur wenig; er lernte Klavier und später Cello spielen, aber etwas Rechtes wurde nie daraus. Zeichnen blieb sein Leben lang eine angenehme Uebung, aber auch nicht mehr.

In der Stille unterbrochener Studien machte er nun riesige Fortschritte. Selbst die Stunden der Erholung füllte er mit nützlicher Beschäftigung aus. Seinen Sprachschatz vermehrte er durch das Englische, und um all die Sprachen, die er kannte, lebendig zu erhalten, erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die in der Welt zerstreut sich wechselseitig Bericht erstatten. Der älteste Bruder erzählt in gutem Deutsch von allen Erlebnissen seiner Reisen; die Schwester antwortet in einem „frauenzimmerlichen Stil", mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geschrieben wurde. Der zweite Bruder studirt Theologie und schreibt daher lateinisch mit griechischen

Nachschriften. Ein dritter und vierter Handlungsdiener in Hamburg und Marseille, korrespondiren englisch und französisch; das Italienische fällt einem Musikus zu, und der Jüngste, „eine Art von naseweisem Nestquackelchen“, legt sich auf's Judendeutsch. Dieser Roman nöthigte ihn zu einem genaueren Studium der Geographie. Da er die sieben Geschwister in verschiedene Gegenden versetzt hatte, so ruhte er nicht, bis er von diesen Oertlichkeiten eine klare Anschauung gewann, damit die Gegenstände und Ereignisse in den Briefen einigermaßen der Wirklichkeit entsprächen. Der barocke Versuch mit dem Judendeutsch führte ihn zum Studium des Hebräischen. Als Ursprache des alten Testaments schien ihm die Kenntniß desselben eine Nothwendigkeit; der Vater erlaubte ihm, Privatstunden zu nehmen, und obgleich er von der schweren Sprache keine gründliche Kenntniß erlangte, so trat ihm doch durch das Lesen, Uebersetzen und Auswendiglernen aus der Bibel, der Inhalt lebhafter entgegen — eine Erfahrung, die man leicht begreifen wird, wenn man die dauernde Wirkung der mühsamen Lektüre des Sallust und Livius in unsern Schulen mit der vergleicht, die das rasche Durchfliegen von Geschichtswerken in unserer Muttersprache hat. Die Bibel machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Goethe. Auf einen Knaben von so nachdenklicher Sinnesart mußte das ernste Studium eines solchen Buches einen tiefen und durchgreifenden Einfluß üben, und zu gleicher Zeit konnte es nicht verfehlen, in ihm, der schon so gewöhnt war, für sich selbst zu denken, gewisse Zweifel zu erwecken. „Schon vorher, erzählt er, waren mir die Widersprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend

gewesen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gideon, und den Mond, der im Thal Ajalon still stand, in manche Noth versetzt, gewisser anderer Unwahrscheinlichkeiten und Inconsequenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräischen Meister zu werden, mit dem alten Testament ausschließlich beschäftigte und solches nicht mehr in Luther's Uebersetzung, sondern in der wörtlichen beigedruckten Version des Sebastian Schmid durchstudirte."

Eine Frucht dieser hebräischen Studien war ein biblisches Gedicht über Joseph und seine Brüder; er diktirte es einem armen, halb blödsinnigen Menschen, der in seines Vaters Hause als Mündel wohnte und sich am liebsten damit beschäftigte, abzuschreiben oder sich diktiren zu lassen. Goethe fand es bald sehr bequem, zu diktiren, und von da an blieb es sein Leben lang die Lieblingsmethode bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Was er, sagt er selbst, Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, das komme ihm meist im Gehen; sitzend sei er zu nichts aufgelegt.

Im Zusammenhange mit diesen biblischen Studien und seiner Einsegnung, welche 1763 stattfand, können wir einen Blick werfen auf Fräulein von Klettenberg, deren Briefe und Gespräche er nachher im Wilhelm Meister zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" verarbeitete. Ihr Einfluß war eingestandener Maßen, sowohl damals als späterhin, sehr groß; nicht so sehr wegen der Wirkung ihrer Belehrung als wegen der Einsicht, die er in eine tief religiöse Natur erhielt. Die Klettenberg war weder bigott noch prüde. Ihr

Glaube war ein inneres Licht, das milden Glanz um sie her strahlte. Durch ihren Einfluß bewogen, schrieb er eine Reihe geistlicher Oden nach dem damaligen Geschmack und erfreute damit seinen Vater höchlich, als er sie ihm reinlich abgeschrieben in einem Quartbande überreichte. Jedes Jahr solle er einen solchen Quartanten liefern, meinte der.

Eine ganz andere Art von weiblicher Einwirkung ist gleich daneben zu besprechen. In jener Zeit fühlte sein Herz die ersten Regungen der Liebe. Er war noch nicht fünfzehnjährig, als Gretchen, die Schwester eines leichtfertigen Kameraden, seine Phantasie zuerst mit ihren Reizen beunruhigte. Die Geschichte ist kurz diese. Er gerieth mit jungen Leuten von niederer Herkunft und einigermaßen bedenklichem Charakter in Bekanntschaft und machte auf ihren Antrieb sein poetisches Talent praktisch nutzbar: er schrieb Hochzeits- und Leichengedichte, deren Ertrag in heitern Vergnügungen drauf ging. So kam er fast täglich mit Gretchen zusammen; aber, so freundlich sie gegen ihn war, behandelte sie ihn doch nur als Kind und erlaubte ihm niemals die geringste Vertraulichkeit. Die Gesellschaft führte ein lustiges Leben, mit Picknicks und vergnüglichen Gelagen, und die Krönung Joseph's II. zum Römischen König (die Goethe so umständlich beschreibt) gab noch zu erhöhter Lustbarkeit Anlaß. Eines Abends, nachdem man sich den Tag über müde gesehen, vergaß das lustige Volk der Zeit, und Mitternacht überraschte sie unversehens. Zu seinem Schrecken fand Wolfgang, daß er den Hausschlüssel nicht bei sich hatte, mittelst dessen ihm bisher gelungen war, sein nächtliches Treiben den Augen des Vaters zu verbergen. Gretchen machte den Vorschlag, die

Gesellschaft solle beisammen bleiben und die Nacht verplaudern. Das wurde angenommen, aber wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, der Versuch mißlang: die Augenlider senkten sich müde und schwer; das Gespräch ging allmälig aus; zwei fremde Gäste entschlummerten zuerst; ein Freund mit seiner Schönen, ihren Kopf auf seine Schulter gelegt, saß in einer Ecke; ein anderer hatte die Arme auf dem Tische übereinandergelegt und schlief mit aufliegendem Gesichte. Es war still geworden in dem lauten Gemach. Gretchen und ihr kleiner Freund saßen in der Fensterecke und unterhielten sich leise. Endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte das Köpfchen an seine Schulter und war gleich eingeschlummert. Zärtlich und stolz stützte er die reizende Last, bis auch er der Müdigkeit erlag. Als er wieder erwachte, war es heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte sich das Häubchen zurecht. Liebenswürdiger als je lächelte sie ihn an und drückte ihm beim Scheiden herzlich die Hand. Aber nun, wo er ihr näher zu kommen hoffte, trat auch drohend die Lösung dieses Verhältnisses heran. Einige von jenen lustigen Gesellen hatten schlechte Streiche gemacht, Handschriften gefälscht u. dergl. Gretchen und ihr Bruder wurden auch in die Anklage verwickelt, aber mit Unrecht. Wolfgang hatte eine strenge Untersuchung zu bestehen; da er durchaus schuldlos war, so kümmerte ihn das wenig, aber ein großer Kummer war es ihm, daß Gretchen in ihrer Aussage erklärte, sie könne nicht leugnen, daß sie ihn oft und gern gesehen, aber sie habe ihn immer als ein Kind betrachtet und ihre Neigung zu ihm sei wahrhaft schwesterlich gewesen. Man kann sich denken, wie entsetzlich übel er das

nahm. Für einen Knaben, der gern für einen Mann gelten möchte, ist es wohl das Bitterste, wenn ein Mädchen, das er mit seiner Huldigung beehrt, ihn als Kind behandelt. Er litt schwer darunter, seinen Liebesroman so zerstört zu sehen; sein nächtliches Lager benetzte er mit Thränen, der Genuß von Speise und Trank war ihm schmerzlich, das Leben war ihm öde und leer.

Aber Stolz kam ihm zu Hülfe — Stolz und jene Beweglichkeit der Jugend, welche die übergroße Reizbarkeit durch eine besondere Zugabe von leichtem Sinn und glücklicher Vergessenheit ausgleicht. Er warf sich auf die Studien, namentlich auf das der Philosophie; ein Privatlehrer, eine Art von Wagner neben diesem jugendlichen Faust, gab ihm dabei Anleitung. Diesen Lehrer, der einen staubigen Quartanten jeder Landschaft vorzog, wußte er tief in die Einsamkeit des Waldes zu locken, in „jene schönen belaubten Haine, wo ein armes verwundetes Herz sich verbergen kann", und er mußte sich dafür den Spott gefallen lassen, er erweise sich wie ein wahrer Deutscher, da schon unsere Urväter, wie Tacitus erzähle, an den Gefühlen sich erbaut hätten, welche uns die Natur in solchen Einsamkeiten so herrlich vorbereitet. Aber der Spott verleidete ihm seine Naturfreuden nicht. Er schwelgte in seinem ersten Schmerze; die Wollust der Melancholie, das Wahngebild von einer verlornen Existenz trieb ihn in die Einsamkeit.

Oft machte er weitere Ausflüge in die Umgegend. In jenem Gebirge, das von frühester Kindheit auf so fern und ernsthaft vor ihm gestanden, fand er nun die Plätze seiner

stillen Freuden. Homburg, Kronburg, Königstein, Wiesbaden, Schwalbach, Biberich und andere Orte wurden besucht; sein Geist füllte sich mit lieblichen Bildern — Knospen künftiger dichterischer Blüthen.

Daneben wurden ernstere Studien nicht vernachlässigt. Seinem Vater zu gefallen, gab er sich fleißig mit der Jurisprudenz ab, und sich selbst zu Liebe war er noch fleißiger in der Literatur. Morhof's Polyhistor, Geßner's Isagoge und Bayle's kritisches Wörterbuch erfüllten ihn mit einem neuen Ehrgeiz — er wollte Universitäts-Professor werden! Es zeigt sich darin, wie auch sonst in seinem Leben, die seltsame Bestimmbarkeit seiner Natur, dem Chamäleon vergleichbar, das seine Farbe von jedem Baum annimmt, unter dem es gerade ruht.

Jener Anfall von Trübsinn dauerte nicht lange. Ein Kreis lebenslustiger Freunde — unter ihnen Horn, von dem wir gleich hören werden — zog ihn wieder in die Fröhlichkeit hinein. Ihre Meinung von seinen Talenten scheint außerordentlich groß gewesen zu sein, und ihre Liebe zu ihm, ihre Theilnahme an all' seinem Thun war ein Vorspiel dessen, was er das ganze Leben hindurch erfahren sollte. In den wildesten Tagen seiner Universitätsjahre, in der übermüthigen Genieperiode, und in der Geheimrathszeit — mochte seine Laune sein, wie sie wollte, mochte er Anstoß geben, welchen er wollte, immer wurde alles vergeben und vergessen über dem unwiderstehlichen Zauber seiner Natur. Das Geheimniß dieses Zaubers war seine eigene überströmende Liebesfülle und seine wahrhafte Theilnahme für jede noch so entgegengesetzte Individualität.

Mit diesen flüchtigen Blicken auf seine Jugendzeit schließen wir dieses Buch, um die Zeit, wo er die Universität Leipzig bezog. Ehe wir ganz von dieser Periode scheiden, fassen wir, zur Orientirung für unsere weitere Darstellung, die Hauptzüge seines Charakters übersichtlich zusammen.

Fünfter Abschnitt

Das Kind ist des Mannes Vater.

Wie aus den sanften runden Linien im Gesichte des Kindes schon die Züge sprechen, die sich nach Jahren zu festen Formen entwickeln, so lassen sich in den geistigen Zügen des Kindes die Eigenthümlichkeiten des Mannes nachweisen. Aber es ist mir oft so vorgekommen, als ob der Zusammenhang der Entwicklung in der Uebergangsperiode eine sichtliche Unterbrechung erleide, so nämlich, daß der Jüngling in vielen Beziehungen sowohl von dem verschieden erscheint, was er als Kind war, wie von dem, was er in reiferem Alter wird. Im Jünglingsalter, wo die Leidenschaften sich regen, verläßt der Charakter leicht die bis dahin inne gehaltene Bahn. Die Leidenschaft mehr als der Charakter beherrscht die Stunde. So wird aus einem verständigen Knaben oft ein wilder Jüngling, aber wie er heranreift, krystallisirt er sich auch wieder zu fester Verständigkeit

Bei Goethe war das sicherlich der Fall. Wäre er jung gestorben, wie Shelley und Keats, so würde er unter die heitern Naturdichter gezählt; da er aber das zweiundachtzigste Jahr erreichte, so krystallisirte sich durch fünfzig Jahre hin-

durch ein Charakter, der jeden Kritiker stutzig macht. Dürftig, wie die Nachrichten aus seiner Kindheit sind, geben sie uns doch die Hauptzüge des Mannes. Wir wollen sie rasch überblicken.

Zuerst seine Vielseitigkeit. Selten hat ein Knabe solche Vollständigkeit menschlicher Begabung gezeigt wie er. Die vielfältige Thätigkeit seines Lebens ist in den verschiedenartigen Strebungen seiner Kindheit im voraus gezeichnet. Er erscheint uns als ein ordnungsliebender, etwas förmlicher, wißbegieriger, nachdenklicher, bedächtiger Knabe, als ein frühreifer Schüler, ein alles verschlingender Leser, ein tüchtiger Philosoph auf eigene Hand, der so tapfer unabhängig für sich selbst denkt, daß er mit sechs Jahren die Güte seines Schöpfers, mit sieben Jahren die Gerechtigkeit des Urtheils der großen Welt bezweifelt. Er ist erfinderisch, poetisch, stolz, liebevoll, flüchtig, sein Geist allen Einflüssen offen, von jedem Winde getrieben, und doch, während die Richtung seiner Thätigkeit so unstät und bestimmbar, ist er Herr über sich selbst. Die verschiedenartigsten Naturen, die widersprechendsten Ansichten interessiren ihn. Er studirt sehr fleißig, wie nur ein Bücherwurm fleißig sein kann; Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Juristerei, Philosophie, Poesie, Religion — alles treibt er eins nach dem andern, aber daneben macht er alle Festlichkeiten mit, lernt das Leben in verschiedenen Gestalten kennen und ist so halb ein kleiner Nachtschwärmer. Und wiederum von trüber, träumerischer Stimmung wird er heimgesucht und wälderwärts in die Einsamkeit treibt es ihn zu fliehen.

Hervorstechend indeß unter seinen Charakterzügen sind

Ernsthaftigkeit, Förmlichkeit, Verständigkeit. Er ist das gerade Gegentheil eines Nichtsnutz. Er macht seinen Eltern keine böse Sorge, was wohl aus ihm werden möge. Er scheint durchaus Herr seiner selbst. Das hat denn in späteren Jahren seine Beurtheiler so stutzig gemacht; diese äußere Ruhe der Selbstbeherrschung, diesen Mangel an Enthusiasmus konnten sie mit ihren Begriffen von einem Dichter nicht vereinigen. Gewiß hatte er Enthusiasmus, wenn je einer ihn hatte, — sofern nämlich enthusiastisch („des Gottes voll") sein so viel heißt, als von einer göttlichen Idee erfüllt und in ihrem Lichte rastlos thätig sein. Was man sonst Begeisterung nennt, der Aufruhr der Empfindungen und ihr Triumph über die machtlos gewordene Herrscherin Vernunft — das war ihm fremd; sein Verstand empfing den Hauptanstoß nicht von seinen Empfindungen. Während uns daher bei den meisten Dichtern zuerst ihr leicht bewegliches Gefühl mit all seinen Launen, Schwächen und menschlich schönen Verirrungen auffällt, trifft uns bei Goethe, dem Knaben und Manne, nicht dem Jünglinge, zuerst sein Verstand mit seiner Klarheit, seiner Ruhe und seiner ärgerlichen Freiheit von Verirrung. Ich sage: ärgerliche Freiheit; denn wir alle übersehen ja so gern die Verirrungen des Enthusiasmus — die einen, weil sie unser Mitleid beanspruchen, die andern, weil sie eine Gemeinsamkeit der Triebe zwischen dem Sünder und uns selbst darthun, — und wie erbarmungslos bekritteln wir dagegen die Erfolge der Vernunft, die kalten Berechnungen der Klugheit, die unsere Schwäche beschämen und von unserm Mitleid kein Almosen bedürfen! Warum wohl predigen wir alle

Klugheit und können sie doch nicht leiden? Vielleicht deßhalb, weil wir dunkel fühlen, daß ohne die Irrthümer des Herzens das Leben seinen dauernden Reiz entbehren würde, und so finden gerade die Fehler, die aus unverständigem, unbedachtem Thun entspringen, vor dem natürlichen Gefühle Gnade, welches jenseits der rein verständigen Zwecke noch andere, höhere Ziele uns ahnen läßt. Das ist einer von den Gründen, warum die Verirrungen im Leben genialer Männer uns so unerlöschliche Sympathie abnöthigen.

Nach diesen Andeutungen darf ich an diejenigen, welche über die stille, auf sich selbst ruhende Hoheit Goethe's im Alter sich nicht trösten können, wohl die Frage richten, ob sie dieselbe bei näherem Nachdenken nicht doch mit ihren Begriffen von dem Wesen eines Dichters vereinigen können? Wir predigen Vernunft, aber wir sympathisiren mit der Empfindung. Unsere Abneigung gegen jene entspringt aus der Meinung, sie sei mit dieser unverträglich. Wenn aber ein Mann die Herrschaft des Willens und des Verstandes mit der tiefsten und feinsten Empfindung vereinigt, müssen wir dann nicht sagen, er habe in lebendiger Einheit zu Ehren gebracht sowohl was wir lehren, als was wir lieben? Daß Goethe beides in sich vereinigte, wird diese Lebensbeschreibung mehr als genügend beweisen. In den nächstfolgenden Abschnitten erscheint er wild, ruhelos, ziellos sich verirrend und so keck ausgelassen, daß dem glühendsten Verehrer genialer Wüstheit Genüge geschehen wird: bisweilen sind in dem Jünglinge der Knabe und der Mann kaum noch zu erkennen.

Noch ein Charakterzug muß hier beachtet werden, die ungeduldige Hast, mit der er von einem Gegenstande zum

andern eilte. Sie lag seiner vielfältigen Thätigkeit nach so verschiedenen Richtungen hin zu Grunde, und andrerseits verschuldete sie es, daß er es nie in einer Sache zu der vollendeten Fertigkeit eines Meisters brachte. Er war außerordentlich bestimmbar, erhielt von jedem äußeren Einflusse Anstoß und blieb nicht fest bei einer Sache, weil mit der Fähigkeit, vieles aufzunehmen, eine Ungeduld verknüpft war, die ihn bald ermatten ließ. Es giebt Leute, die viele Sprachen lernen, aber die Grammatik auch nur einer einzigen Sprache niemals ganz beherrschen. Zu ihnen gehört Goethe. Leicht angeregt, seine Thätigkeit in einer neuen Richtung zu entfalten, hatte er nicht die Geduld, die ordentlich am Anfang anfängt und stufenweise zu sicherer Meisterschaft sich erhebt. Wie ein Adler stürzte er sich auf seine Beute; geduldig wie eine Katze darauf zu warten, war ihm versagt. Dieser ungeduldigen Hast muß es zugeschrieben werden, daß er so manche Werke unvollendet gelassen, manche andere unter langen Zwischenräumen ruckweise beendet hat. Prometheus, Mahomet, die natürliche Tochter, Elpenor, Nausikaa, die Achilleïs u. a. sind Fragmente geblieben; an Faust, Egmont, Tasso, Iphigenie, Wilhelm Meister hat er lange Jahre gearbeitet. Was in wenigen Tagen, so lange der Anstoß dauerte, gemacht werden konnte, das wurde fertig; größere Arbeiten zogen sich durch eine ganze Reihe von Jahren hin.

Zweites Buch.

Die Universitäts-Jahre.

1765 bis 1771.

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchen's nicht zu wissen;
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Oeser lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne.

Erster Abschnitt.

Der Leipziger Student.

Im Oktober 1765, eben sechzehn Jahre alt geworden, kam Goethe nach Leipzig, um sein akademisches Leben zu beginnen und, wie er hoffte, die solide Grundlage zu einer künftigen Professur zu legen. Er nahm seine Wohnung in der Feuerkugel am Neumarkt und wurde am 19. Oktober von dem Rektor der Universität als Student in der bayrischen Nation inscribirt*).

Sollte der Leser von der Schilderung der Leipziger Periode in „Wahrheit und Dichtung" eine lebhafte Erinnerung haben, so muß ich ihn bitten, dieselbe schleunigst zu verbannen; die ruhig ernste Erzählung Seiner Excellenz des

*) Bis in die neueste Zeit gehörten alle Mitglieder dieser Universität einer der vier bei der Stiftung bestimmten Nationen an, der meißnischen, sächsischen, bayrischen und polnischen. Als Frankfurter wurde Goethe der bayrischen zugeschrieben. — Otto Jahn „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde;" auch das Folgende beruht auf diesem Buche und anderen Mittheilungen Jahn's.

Herrn Geheimen Raths von Goethe giebt ein sehr ungenaues Bild von dem wahren Treiben des naturwüchsigen wilden Studenten, der eben seinen ersten Ausflug aus dem väterlichen Hause machte, so viel Geld im Beutel hatte, daß es ihm unendlich schien, vor dem die Welt, um mit Pistol's Worten zu reden, wie eine Auster lag, die sein Genie ihm öffnen sollte. Seine eigenen Briefe und die seiner Freunde setzen uns in den Stand, in der Goethe'schen Erzählung zwischen den Zeilen zu lesen, und da lautet denn die Geschichte ganz anders.

Zuerst stellte er sich dem Hofrath Boehme vor, einem ächten deutschen Professor, der durchaus in den engen Kreis seiner Fachwissenschaft festgebannt war und Literatur und schöne Künste tief verachtete. Ganz offen theilte ihm Goethe seinen geheimen Plan mit, statt der Jurisprudenz, wie der Vater verlangte, die schönen Wissenschaften, Alterthum und Kunst zu studiren; aber der Hofrath redete ihm auf's ernstlichste ab. Es war nicht schwer, den leicht bestimmbaren Studenten zu überzeugen, daß eleganten Juristen, wie Otto und Heineccius, nachzustreben der rechte Ehrgeiz für einen tüchtigen Menschen sei. Goethe ging denn auch mit Eifer an die Arbeit, wie Studenten das gewöhnlich thun, wenn sie zuerst die Spitze der Gelehrsamkeit aufsuchen. Philosophische und juristische Vorlesungen besuchte er anfangs so emsig, daß sein Vater eine rechte Freude daran gehabt hätte. Aber dieser Anflug von Fleiß ging schnell vorüber. Gegen die Logik bekam er bald einen unüberwindlichen Widerwillen. Er hungerte nach Realitäten, Begriffe konnten ihn nicht befriedigen. Es kam ihm „wunderlich vor, daß er diejenigen

Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet hatte, so auseinander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte*), um den rechten Gebrauch derselben einzusehen" und etwa noch ihren wissenschaftlichen Namen zu erfahren. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott, versichert Goethe, habe er ungefähr so viel zu wissen geglaubt, als der Lehrer selbst, und an mehr als einer Stelle schien es ihm „gewaltig zu hapern." Mit den juristischen Collegien wurde es bald eben so schlimm; denn er wußte grade schon so viel, als der Lehrer ihm zu bieten für gut fand. Als noch dazu gegen Fastnacht in der Nähe des Hörsaals gerade um die Stunde der Vorlesung, „die köstlichsten Krapfeln heiß aus der Pfanne kamen," so verlor, wie jeder denken kann, der sechzehnjährige Leichtsinn vollends alle Collegien aus dem Gedächtniß.

Leichtsinnig war er und wild und etwas roh, sowohl in der äußeren Erscheinung wie in seinem Dialekt. Er

---

*) Die Ausführung dieses Textes giebt Mephisto dem Schüler.

Dann lehret man euch manchen Tag
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sei.
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der tritt herein,

hatte die derberen Frankfurter Manieren, einen stark oberdeutschen Accent und provinzielle Wendungen mit nach Leipzig gebracht, die für die dortige feinere Conversation um so weniger paßten, als er sie mit biblischen Kernworten und „treuherzigen Chroniken-Ausdrücken“ mischte. Ja, selbst seine Kleidung stand in einem unangenehmen Gegensatze zu der Mode, in der die sogenannte gute Gesellschaft sich trug. Seine Garderobe war recht ansehnlich, aber in erhöhtem Grade provinziell; nicht nur war sie nach Frankfurter Schnitt, sondern in diesem Schnitt von einem Bedienten des sparsamen Vaters noch besonders wunderlich gemacht. Er selbst

---

Und beweist' euch, es müßt' so sein:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Worauf denn die Antwort des Schülers den Seelenzustand des Leipziger Studenten Goethe mit dem einen bekannten Meisterstriche malt:

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

(Anm. d. Uebers.)

hielt sich für recht schmuck gekleidet; bald aber enttäuschten ihn wiederholte Neckereien und ernsthafte Vorstellungen seiner Freundinnen. Um seinen Verdruß voll zu machen, trat eines Tages auf dem Theater der (damals sehr beliebte) poetische Dorfjunker in einer ähnlichen Kleidung auf und erregte in dieser seltsamen Tracht lautestes Gelächter; da war denn kein Halten, er tauschte seine sämmtliche Garderobe gegen neumodische Kleider um.

Eine Stelle aus einem Briefe, den er bereits am 20. Oktober an einen Frankfurter Freund schrieb, mag uns ein kleines Bild von den ersten Eindrücken des Leipziger Lebens geben: „Ich habe heute zwei Collegien gehört, die Staatengeschichte bei Professor Böhmer, und bei Ernesti über Cicero's Gespräch vom Redner. Nicht wahr, das ging an. Die andere Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. — Gottscheden hab ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Jfr. Obristleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schue groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. — Ich mache hier große Figur! Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunst um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Concert, Komoedie, bei Gastereyen, Abendessen, Spazierfahrten so viel es um diese Zeit angeht. Ha! das geht köstlich. Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst Du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten 2 Louisd'or. Helft! da ging eine. Himmel, schon wieder ein paar. Groschen die hier sind wie Kreuzer bei euch

draußen im Reiche. Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. So hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthlr., was sage ich mit 200 Rthlr. auszukommen. NB. das nicht mitgerechnet, was schon zum Henker ist."

Von den Vorlesungen unbefriedigt, suchte er anderweitige Belehrung. An der Mittagstafel bei dem Rektor Hofrath Ludwig, wo er täglich speiste, traf er mehre junge Mediziner. Fast nur von Botanik war da die Rede und die Namen Haller, Linné und Buffon hörte er fortwährend mit Verehrung nennen. Immer bereit, auf die Interessen seiner Umgebung einzugehen, kam er so auf einmal in diese Studien hinein; aber mit so leidenschaftlichem Eifer er sie später betrieb, damals berührte er sie nur obenhin. Eine andere Quelle der Bildung wartete seiner, die er sein Leben lang dankbar anerkannte, nämlich die Gesellschaft der Frauen.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an —

sagt er im Tasso, und hier, in Leipzig, ließ er sich von Frau Böhme nicht nur über gesellschaftlichen Verkehr, sondern auch in den Grundsätzen des guten poetischen Geschmacks gern belehren. Diese feine, gebildete Frau verstand es, ihn in die Gesellschaft zu ziehen, ihn L'hombre und Piquet zu lehren, seine provinziellen Sitten und Ausdrücke abzuschleifen und endlich ihn zu überzeugen, daß die Dichter, die er damals bewunderte, nichts taugten, und daß seine eigenen Gedichte nichts besseres werth seien als das Feuer. Wie er seine Garderobe auf einmal ganz geopfert hatte, so sollte er nun auch den Vorrath an Gedichten preisgeben, den er so stolz von Hause mitgebracht hatte. Er sah ein, daß

seine Jugendarbeiten schlechtes Zeug seien, daß seine Gedichte des wahren Lebens entbehrten, und so verbrannte er eines Tages „Poesie und Prosa, Plane, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenheerde,“ und die Flamme riß sie fort in alle Winde.

Die Gesellschaft wurde bald schal für ihn. Er ward unruhig, unglücklich. Die Karten boten ihm keinen Reiz und literarische Gespräche wurden ihm lästig. „Ich habe nicht geschrieben,“ berichtet er, (28. April 1766) an seinen Freund Riese. „Verzeiht es mir. Fragt nicht nach der Ursache! Die Geschäfte waren es wenigstens nicht. Ihr lebt vergnügt in Marburg, ich lebe hier eben so. Einsam, einsam, ganz einsam. Bester Riese, diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget.

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich entfernt von jedermann
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

„So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädgen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze

Da wird mein Herz vom Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephir, der mich zu erfrischen

Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord,
Und trägt entrissne Blüthen fort.
Voll Zittern flieh ich dann den Ort,
Ich flieh und such in öden Mauern
Einsames Trauern.

„Aber wie froh bin ich, ganz froh. Horn hat mich durch seine Ankunft einem Theil meiner Schwermuth entrissen. Er wundert sich daß ich so verändert bin.

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht.
Doch wie kann er die Ursach finden,
Ich weiß sie selbsten nicht.

„Euer Brief redet von . . . . . . Ich muß doch ein wenig von mir selbst reden.

Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst
Geliebter Freund in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten
Und nicht der Mußen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach Du weißt mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muße liebte mich und gäb mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leyer zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen,
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz
Der glaubt es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,

Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern,
Und auch vielleicht, mir von der Götter Hand,
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor, und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

„Werdet nicht über meinen Galimathias böse. Lebt wohl. — Liebt mich. Lebt wohl. Lebt wohl.“

Dieser Brief ist nicht blos wegen des Aufschlusses über Goethe's geistigen Zustand interessant, sondern die Verse, in die er sich wie von selbst ergießt, beweisen auch, daß er bei seinen Freunden schon damals für einen künftigen Dichter galt. Das Geständniß in den Schlußversen stammt offenbar aus dem Verkehr mit Frau Böhme, aber nicht jeder junge Dichter hätte sich so leicht entmuthigen lassen. Selbst Goethe's Ent-

muthigung dauerte nicht lange. Sein nachheriger Schwager Schlosser kam nach Leipzig und veranlaßte ihn durch Lehre und Beispiel zu erneuter Thätigkeit; er machte deutsche, französische, englische, italienische Gedichte, die er an Schlosser richtete.

Schlosser, zehn Jahre älter als er, regte ihn durch seine Ueberlegenheit an Kenntnissen und Gewandtheit zur Nachahmung an und war ihm daneben durch Einführung in einen Kreis literarischer Freunde förderlich. Das war eine Tischgesellschaft, die sich bei dem Weinhändler und Hauswirth Schönkopf, am Brühl Nr. 79, versammelte. Schönkopf's Frau, eine lebhafte gebildete Dame, zog durch ihre Frankfurter Beziehungen — sie stammte aus einer dortigen Patrizierfamilie — Frankfurter Reisende in ihr Haus. Bald stand Goethe mit ihr auf befreundetem Fuße, gehörte mit zur Familie und verliebte sich in die Tochter. Die deutsche Art, lange bei Tisch zu sitzen, nach Tisch bei Kaffee und Taback behaglich zu schwatzen, über Literatur und was damit zusammenhängt zu disputiren, erleichterte den Verkehr und die Anknüpfung dauernder Bekanntschaft. Der Wirth und die Wirthin führten an der Tafel den Vorsitz, während ihre reizende Tochter, nachdem sie in der Küche thätig gewesen, den Wein auftrug. Diese Tochter war Anna Catharina oder Käthchen, von Goethe in Dichtung und Wahrheit unter dem Namen Aennchen oder Annette eingeführt. Ihr noch vorhandenes Bild ist sehr hübsch. Damals war sie neunzehn Jahr alt, ein munteres verliebtes Mädchen; wie hätte sie unempfänglich sein sollen für die Liebe dieses herrlichen Jünglings mit all den Reizen seiner Schönheit? Sie sahen einander täglich, Mittags bei Tisch und Abends, wo er mit

seinem stümperhaften Flötenspiel ihren Bruder zum Klavier begleitete. Auch Theater wurde in dem Freundeskreise gespielt; da hatten Goethe und Käthchen natürlich die Liebhaberrollen. Minna von Barnhelm, damals ganz neu, war unter den aufgeführten Stücken. Es ging dabei sehr einfach her; in einem Stücke spielte eine Nachtigall eine Hauptrolle; um sie darzustellen, wurde aus einem Taschentuche, so gut es eben gehen wollte, eine Vogelgestalt gedreht.

Aus dieser Zeit sind uns zwei Briefe erhalten, die von Goethe's damaligem Treiben ein so interessantes Bild geben, wie wir es in seiner eigenen Darstellung oder der eines andern Biographen vergebens suchen würden. Sie sind von seinem Freunde Horn, der in der letzten Frankfurter Zeit sein täglicher Genosse gewesen und Ostern 1766 auch nach Leipzig gekommen war; beide sind an Moors, einen gemeinsamen Frankfurter Bekannten gerichtet, der erste unterm 12. August 1766.

„Von unserem Goethe zu reden! — Das ist immer noch der stolze Phantast der er war als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähst, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden, oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei; man mag ihm seine Thorheit vorhalten, so viel man will.

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

„Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat (blos weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

il marche à pas comtés,
Comme un Recteur suivi des quatre Facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher, und Er sucht auch denselbigen wo er kann zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, als daß er mit mir über die Straße gehen sollte. Was würde der König von Holland (?) sagen, wenn er ihn in dieser Positur sähe? Schreibe doch bald wieder an ihn und sage ihm Deine Meinung. Er bleibt sonst samt seiner gnädigen Fräulein närrisch. Wenn mich nur der Himmel so lange ich hier bin vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibervolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulzinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einzigmal sähest, sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist alles, womit sie Goethen bezaubert hat. Lieber Freund! ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurth. So gute Freunde wir auch sonst waren, so vertragen wir uns jetzo kaum 1/4 Stunde. Doch mit der Zeit hoffe ich ihn noch zu bekehren, ob es schon schwer

ist, einen Narren klug zu machen. Doch ich will alles mögliche daran wagen.

Ach fruchtete dies mein Bemühn!
Ach könnt ich meinen Zweck erreichen,
Ich wollt nicht Luther, nicht Calvin
Noch einem der Bekehrer weichen. —

„Du kannst ihm nur alles wieder schreiben, was ich Dir hier erzählt habe. Es ist mir recht lieb, wenn Du es thust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorn etwas gelegen. Denn Er wird doch nicht so leichte bös auf mich; wann wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen. — So viel von Ihm, künftig mehr — . . . Leb und vergiß nicht Deinen Horn."

Moors befolgte den Rath Horn's und drückte dem Freunde sein Erstaunen und seine Mißbilligung über die unvortheilhafte Veränderung unverhohlen und, wie es scheint, ziemlich derb aus. Im Oktober erhielt er durch Horn folgende nicht minder überraschende Aufklärung.

„— Aber lieber Moors! welche Freude wird Dir es sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrogen, und mir niemals den Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß Dir die ganze Sache, wie er sie mir selbst erzählt hat, erzählen, denn er hat es mir aufgetragen, um ihm die Mühe die es ihm machen würde, zu ersparen. — Er liebt,

es ist wahr, er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein mit der ich ihn in Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werd ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene sanfte einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommenen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wiederliebt, weiß ich nicht. Du weißt lieber Moors! das ist so eine Sache nach der sich nicht gut fragen läßt, so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit Niemand ihn wegen einer solchen Liebe im Verdacht haben mögte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man

ihn nun in Fräulein (der Name ist wieder ausgestrichen) — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen, verliebt und man vexirt ihn wohl gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertrautheit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Parthey nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wiederliebt, wie elend muß er da erst sein. Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines oder das andere davon an Dich selbst schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich habe nicht nöthig Dir das Stillschweigen hierbei zu empfehlen, da Du selbst siehest, wie nöthig es ist . . ."

Einen so phantastischen Jüngling nun, wie hier Goethe geschildert ist, denke man sich in dem sichern Gefühle, daß seine Liebe erwidert werde, und man wird es begreiflich finden, daß er in jugendlich übermüthiger Laune sich darin gefiel, die Geliebte zu quälen. Niemand ist grausamer als die Jugend, und sobald verliebte junge Leute sich ihres

Sieges gewiß fühlen, sind sie nur zu geneigt, unter den nichtigsten Vorwänden in ausgesuchter Quälerei sich zu ergehen.

„Erringen will der Mensch; er will nicht sicher sein,“ sagt Goethe in dem Stücke, worin er diesen Liebeshandel dramatisirt hat. Hätte Käthchen mit ihm coquettirt, ihn in der schlimmen Pein der Ungewißheit gehalten, dann wäre sie mit ihm glücklicher dran gewesen, aber wie er in dem Gedichte „der wahre Genuß“ sagt:

Sie ist vollkommen und sie fehlet
Darin allein daß sie mich liebt.

Er ärgerte sie mit willkürlichen und tyrannischen Grillen, und durch ungegründete und geschmacklose Eifersüchteleien verdarb er ihr und sich die schönsten Tage; endlich war ihre Geduld erschöpft, ihre Liebe in den Thränen ihres Kummers untergegangen. Nun bereute er und bemühte sich, das Kleinod wieder zu erlangen, das er wie ein Verschwender weggeworfen hatte. Vergebens. Er gerieth in Verzweiflung und, um seinen Schmerz zu vergessen, suchte er die wildeste Zerstreuung und stürmte in unsinniger Weise auf seine physische Natur ein. Als ein besseres Heilmittel erwies sich sein dichterisches Talent. Außer einigen lyrischen Gedichten, in denen dieselbe Empfindung anklingt, ist ein ganzes Schäferspiel der poetischen Darstellung dieser Liebeshändel gewidmet; es heißt: „die Laune des Verliebten.“ Als die erste uns erhaltene dramatische Arbeit des großen Dichters und zugleich als das erste Zeugniß für die Richtung, Selbsterlebtes dichterisch zu gestalten, ist dieses kleine Stück sehr interessant. In dem Singspiel „Erwin und Elmire“ hat er später einen ähnlichen Gegenstand in sehr verschiedener Weise behandelt, aber

der erste Versuch ist interessanter als dieser spätere. „Die Laune des Verliebten" ist ganz in der Art jener Schäferspiele geschrieben, die den zärtlichen und fast lüsternen italienischen Stücken, Tasso's Aminta und Guarini's Pastor fido ihren Ursprung verdankten und durch die Franzosen über ganz Europa verbreitet waren.

Zwei glückliche und zwei unglückliche Liebende sind einander etwas künstlich gegenübergestellt; unter den beiden letzteren sind Käthchen und der Dichter gemeint. Handlung ist in dem Stücke nicht; es wird von Liebe geschwatzt, die ächte Treue in einigen glücklichen Versen gepriesen und auch in das verschlungene Getriebe der Leidenschaft fällt hie und da ein Blick. Eridon, der eifersüchtige Liebende, quält seine Geliebte auf eine Weise, die zugleich launisch und doch natürlich ist; mit bewundernswürdiger Wahrheit beklagt die Geliebte und — entschuldigt seine Eifersucht:

Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er mich an zu plagen,
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur sagen,
Gleich ist er umgekehrt, die wilde Zanksucht flieht,
Er weint sogar mit mir wenn er mich weinen sieht.

Und an einer andern Stelle heißt es treffend und charakteristisch:

Da er kein Elend hat, will er sich Elend machen.

Amine, die Geliebte Eridon's, ist ebenfalls mit feinen Zügen gezeichnet. Ihre liebevolle, vergebende, geduldige Natur ist aus dem Leben gegriffen. Die beiden folgenden Verse, die sie spricht, athmen die reine Zärtlichkeit der Liebe:

Der Liebe leichtes Band machst Du zum schweren Joch;
Du quälst mich als Tyrann; und ich? ich lieb Dich noch.

Eine Zeile noch und es mag genug sein: Egle, die glückliche Geliebte, beweist dem Eridon, Amina's Neigung zum Tanze thue ihrer Liebe zu ihm keinen Eintrag, da nach dem Tanze ihr erster Gedanke sein werde, ihn zu suchen —

Und durch das Suchen selbst wirst Du ihr immer lieber.

In solchen Zügen, wie diese, zeigt sich der künftige Dichter. Aber mehr noch in der Wahl seines Gegenstandes. Hier wie immer in seinem Leben, betrügt er sich nicht damit, erheuchelte Leiden in heuchelnde Verse auszuströmen; nur was er erlebt hat, legt er in seinen Versen nieder. Er läßt sich nicht darauf ein, aus „Büchern und Papier" Charaktere und Ereignisse zu nehmen; seine Seele ist der Quell seiner Dichtung. Er singt, was er selbst empfunden und weil er es selbst empfunden, nicht weil andere vor ihm gesungen. Nicht ein Echo fremder Freuden und Leiden sind seine Lieder; sie singen von eigenem Glück und Gram. Das ist der Grund, weßhalb sie einen so unvergänglichen Reiz haben; sie gehen zu Herzen, weil sie von Herzen kommen; sie sind ewig wie die Leidenschaft selbst.

Alle seine Schriften, hat er nachdrücklichst gesagt, „sind nur Bruchstücke einer großen Confession," und es gilt von ihm, was Horaz so schön von dem Dichter Lucilius sagt:

Gleich als treuen Genossen vertraut' einst dieser den Schriften
Herzensgeheimnisse an. Niemals, ob ihm Schlimmes begegnet,
Wandt' er sich anders wohin, ob Erfreuliches; also daß hierin

Völlig das Leben des Greises enthüllt wie ein Weihegemälde
Vor uns liegt.

Daß jede andere Art der Production nichtig und leer sei, davon hatte er die klarste Einsicht. Aus den vielen Stellen in Gesprächen und Briefen, in denen er das ausgesprochen, mag hier ein charakteristisches Wort stehen, welches Riemer aufbewahrt hat. „Es wird, so scherzte Goethe im Jahre 1806, bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre ποίησις, wo die Gegenstände ἐν ποιήσει, in der Mache sind, eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz spaßte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil sie alles zusammendrängen, und kommen mir vor wie eine Art Wurstmacher, die in den Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Silbenfülle stopfen." Für ihn begann schon in Leipzig die entgegengesetzte Richtung, von der er dann sein ganzes Leben nicht abweichen konnte, „nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deßhalb zu beruhigen." Er giebt auch für diese Richtung einen besondern Grund an; er meint, bei der großen Beschränktheit seines Zustandes, bei dem Mangel an Belehrung durch Professoren oder Universitätsfreunde oder sonstigen gebildeten Verkehr, sei er genöthigt gewesen, alles in sich selbst zu suchen, wenn er für seine Gedichte eine wahre Unterlage haben wollte. Dieser Grund aber ist sehr bedenklich. Hätte nicht sein Genius ihm diese Bahn an-

gewiesen, die Verhältnisse hätten ihn nicht des Weges geleitet.

Jung, vorwitzig und leidenschaftlich wie er war, verstieß er natürlich oft mit wilden ausgelassenen Streichen gegen die Regeln der bürgerlichen Sitte. Sein Gefährte dabei war Behrisch, jener seltsame Kauz, den er in Dichtung und Wahrheit mit so liebevoller Genauigkeit schildert, ein Mann von sarkastischem Witz, der sich um Gott und die Welt nicht kümmerte, und der als feste Unterlage für alle seine Thorheiten einen tüchtigen gesunden Menschenverstand besaß. Durch ihn wurde Goethe mit einigen jungen Damen bekannt, die besser waren als ihr Ruf, und auch in andere Beziehungen eingeführt, die mehr für den künftigen Dichter als für den guten Namen des jungen Studenten förderlich waren. Auch auf seinen literarischen Geschmack wirkte Behrisch ein; er verleidete ihm durch Spott alle Neigung, Götter, Göttinnen und die sonstigen hohlen Scheingestalten aus der Mythologie noch länger seine Verse verunstalten zu lassen; er ließ ihn mit seinem Dichten gewähren, aber nur unter der Bedingung, daß er nichts drucken lasse, und beschwichtigte das ungeduldige Verlangen des jungen Autors, sich gedruckt zu sehen, dadurch, daß er selbst seine Gedichte auf das zierlichste abschrieb und mit Vignetten ausschmückte. Behrisch war, so zu sagen, der Vorläufer Merck's; sein Einfluß war zwar nicht so groß, aber ungefähr in derselben Richtung.

Goethe's Freunde waren sehr unzufrieden, ihn aus der guten Gesellschaft in so bedenkliche Verbindungen treten zu sehen; aber ebenso wie vor ihm Lessing über den witzigen

Köpfen und armen Teufeln die „feinere Welt“ von Leipzig vernachlässigt und aller modischen Eleganz der guten Gesellschaft den lockern Dichter Mylius mit seinen Schuhen ohne Absätze vorgezogen hatte, ebenso vernachlässigte auch der junge Goethe die Salons der Gesellschaft und die Hörsäle der Professoren über dem bunten Treiben in weniger feinen Kreisen. Aber ängstige dich nicht, lieber Leser! Dem Dichter widerfährt dabei nichts Leides; er sammelt Erfahrung, und Erfahrung selbst über die Schattenseiten der Menschennatur wird zu edlen Zwecken sich abklären; nutzt doch der weise Landwirth selbst das Aas von Thieren zu nährend fruchtbarem Dünger. In dem großen Drang dieses Lebens hat jedes Theater seine Coulissen, und wenn der Dichter nicht weiß, wie es hinter den Coulissen aussieht, wird er auch Sprache und Aktion der Schauspieler niemals verstehen lernen.

Es war natürlich, daß solche bittere Erfahrung ihn zunächst verleitete, auf die ganze gesellschaftliche Maschine mit Verachtung hinzublicken. Um sich Luft zu schaffen, entwarf er, nach dem Muster der damals von ihm sehr verehrten Molière'schen Stücke, den Plan zu mehren Schauspielen, aber die Verwicklungen waren sämmtlich so ängstigend und die Stücke endeten so tragisch, daß er die Ausarbeitung unterließ. „Die Mitschuldigen“ sind das einzig fertig gewordene Stück; es steht noch jetzt unter seinen Werken, aber nur selten wird es gelesen. Doch verdient es eine rasche Prüfung und als die Arbeit eines noch nicht achtzehnjährigen Jünglings ist es sehr beachtenswerth. Es ist voll Leben, stark an wirkungsvollen Situationen, und von den Charakte-

ren sind zwei recht glücklich gezeichnet: der schuftige Söller und sein Schwiegervater, der neugierige Wirth. Der Inhalt des Stücks ist dieser: Söller's Frau hat vor der Ehe einen gewissen Alcest geliebt, und das Benehmen ihres Ehemanns gegen sie ist nicht gerade der Art, um sie den früheren Geliebten vergessen zu machen, der, beim Beginn des Stücks, in ihres Vaters Gasthof wohnt. Alcest verlangt von ihr die Einwilligung zu einer Zusammenkunft in seinem eigenen Zimmer, während Söller auf dem Maskenball ist. Unglücklicherweise hat Söller den Entschluß gefaßt, gerade in derselben Nacht den Alcest zu bestehlen. Heimlich betritt er das Zimmer, öffnet den Schreibtisch, nimmt das Geld, — da erschreckt ihn ein Geräusch, er verbirgt sich im Alkoven und sieht seinen Schwiegervater in das Zimmer treten. Der alte Mann brennt vor Neugierde, den Inhalt eines Briefes zu erfahren, den Alcest am Tage vorher erhalten hat; er will ihn jetzt heimlich lesen. Aber er wird wiederum durch seine Tochter unterbrochen; er läßt das Licht fallen und entflieht. Nun muß Söller mit verhaltenem Grimm Zeuge der freundschaftlichen Zusammenkunft seiner Frau mit Alcest sein — eine Situation, die, wie das ganze Stück, halb lächerlich, halb verletzend, sehr dramatisch zwar, aber sehr widerwärtig ist. Am Morgen darauf wird der Diebstahl entdeckt; Sophie hält ihren Vater für den Dieb; er giebt ihr das Compliment zurück, ja von seiner Neugier getrieben, geht er so weit, daß er, für die Erlaubniß den geheimnißvollen Brief lesen zu dürfen, dem Alcest seinen Verdacht mittheilt. Daß ein Vater einer erbärmlichen Neugier so die eigene Tochter zum Opfer bringt — das ist zu

stark; in dem sonst von großer Reife zeugenden Stücke ist dies der einzige Zug, der die Jugendlichkeit des Verfassers verräth. Empört über eine solche Beschuldigung, wirft Sophie die Anklage auf ihren Vater zurück; es kommt zu sehr unangenehmen Zänkereien, bis endlich Söller durch die Andeutung, daß er die nächtliche Zusammenkunft mit angehört, sich selbst verräth und zugleich vor Bestrafung schützt. Die Moral ist: Mitschuldige müssen einander vergeben und vergessen!

Zweiter Abschnitt.

Geistige Eigenthümlichkeiten.

Die beiden dramatischen Arbeiten, die wir am Schlusse des vorigen Abschnittes erwähnten, können als der eigentliche Anfang von Goethe's dichterischer Laufbahn gelten, weil er in ihnen wirklich Erlebtes poetisch gestaltete. Sie bieten uns Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über seine Eigenthümlichkeiten, deren genaue Erkenntniß das Verständniß seines Lebens und seiner Schriften erleichtern wird. Wir machen eine Abschweifung, aber der Leser wird gleich sehen, daß wir mit dieser Abweichung vom geraden Wege der Erzählung nur unser Schifflein umlegen, um den Segeln vollen Fahrwind zu geben.

Friedrich Schlegel und Coleridge nach ihm haben die treffende Bemerkung, jeder Mensch sei ein geborner Platoniker oder Aristoteliker. Dieser Unterschied wird auch oft mit den Ausdrücken: subjektive und objektive Geister bezeichnet. Ein objektiver Geist geht darauf aus, die Dinge unmittelbar, in ihrer positiven Wirklichkeit anzuschauen; die Richtung subjektiver Geister ist, sie ideel in ihrer Bedeutung für den Menschengeist aufzufassen. Natürlich ist kein Geist

ausschließlich subjektiv oder ausschließlich objektiv, aber jeder Geist ist überwiegend das eine oder das andere. Jener steigt mit seinem Denken von der Natur aufwärts, geht von der Wirklichkeit aus und verliert sie niemals lange aus den Augen, selbst nicht auf dem kühnen Fluge der Hypothese und Spekulation; dieser steigt von der Idee abwärts, geht von einer idealen Vorstellung, einem apriorischen Standpunkte aus, von dem er zu der Wirklichkeit gleichsam als sichtbarem Bilde, als einem Symbole des tieferen und höheren idealen Seins gelangt. Zu der letzteren Art von Philosophie bekennt sich Plato ausdrücklich; weniger ausdrücklich, aber entschieden lehrt Aristoteles die erstere.

Reales und Ideales stehen als die Endpunkte zweier entgegengesetzter Gedankenreihen einander gegenüber. In der Philosophie, der Moral, der Kunst sind diese beiden Principien in fortdauerndem Widerstreit. So suchen in der Moral die Platoniker die höchste Sittlichkeit außerhalb der menschlichen Natur und nicht in der gesunden Entwicklung aller unserer Kräfte und in ihrem richtigen Zusammenwirken, und durch die Unterdrückung wesentlicher Triebe hoffen sie den Menschen über sich selbst zu heben. Ein Ideal nennen sie, was die Wirklichkeit nie erreichen kann, aber wonach wir immer streben sollen. Sie setzen von außen an, statt von innen heraus zu entwickeln. Aus ihrem Innern oder aus überlieferten Sätzen nehmen sie eine willkürliche Form und in diese hinein versuchen sie die organische Thätigkeit der Menschennatur zu gießen.

Hätte diese Schule nicht den mächtigen Trieb des Fortschrittes und das Streben nach einem Höheren für sich, so

könnte sie sich nicht behaupten. Aber indem sie jenes Streben befriedigt, wiegt sie manches Gemüth ein und gewinnt es für sich. Dichterische und erregbare Naturen stimmen ihr am willigsten zu; vor lauter Entzücken über das, was ein Dichter aus dem Menschen macht, vergessen sie gern, was der Mensch wirklich ist. Für solche Naturen muß alle Gestalten der Dichtung ein überirdischer Glanz — aus Nebel halb und halb aus Sonnenschein — umstrahlen; die Helden müssen Halbgötter sein, an denen „selbst ein Kammerdiener“ keinen Fehler entdecken kann, und die Bösewichter Teufel, für die kein menschlich Mitleid eine Rechtfertigung zu finden vermag.

Um diese Auseinandersetzung nicht zu einer Abhandlung zu erweitern, sage ich kurz: Goethe gehört zur objektiven Klasse. „Ueberall bei Goethe, sagt Franz Horn, sind wir auf festem Land oder Inseln; nirgends die unendliche See.“ Eine bessere Charakteristik ist nie in einem Satze geschrieben worden. Auf jeder Seite seiner Werke tritt ein starkes Gefühl für das Wirkliche, das Concrete, das Lebendige, und ein eben so starker Widerwille gegen das Unbestimmte, das Abstrakte, das Ueberschwängliche hervor. Sein stetes Streben war, die Natur zu studiren, um sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen und nicht durch die Nebel der Phantasie oder durch die Verzerrungen des Vorurtheils, die Menschen zu beobachten und zu erkennen, die Dinge zu begreifen, wie sie sind. In seiner Auffassung des Weltalls konnte er Gott nicht davon trennen, ihn nicht darüber oder jenseits stellen, wie die Philosophen, welche den lieben Gott das Weltall um seinen Finger wirbeln und zusehen lassen, wie es sich

dreht*). Solch eine Auffassung empörte ihn. Er beseelte das Weltall mit Gott; er beseelte die Materie mit göttlichem Leben; er sah in der Wirklichkeit die Verkörperung des Ideals, in der Sittlichkeit das hohe harmonische Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte, in der Kunst die höchste Vollendung des Lebens.

Bei einer kritisch aufmerksamen Durchsicht seiner Werke ergiebt sich, daß die concrete Richtung seines Geistes erstens die Wahl der Stoffe, zweitens die Behandlung der Charaktere, drittens seinen Stil bestimmt, und durchweg thätig tritt uns das Gesetz seines Geistes entgegen, wonach seine schöpferische Kraft sich nur in Verbindung mit selbsterlebten Empfindungen regte. Seine Einbildungskraft war nicht, wie bei vielen andern, unaufhörlich beschäftigt, Bilder zu erfinden und zu verknüpfen, die für sich selbst, ohne die Prüfung, ob sie auch den Anblick der Wirklichkeit ertrügen, Geltung hätten; seine Einbildungskraft verlangte diese Prüfung und nur auf dem sichern Boden der Wirklichkeit war sie zu Hause. Ein Beispiel aus der Wissenschaft mag diesen Unterschied deutlicher machen. In der Wissenschaft giebt es Männer, deren thätige Phantasie sie zu Hypothesen und Spekulationen fortträgt, und zwar um so

---

*) Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

leichter, als sie ihre Hypothesen nie den harten Thatsachen gegenüber stellen. Das bloße Vergnügen an dem Spiel der Gedanken genügt ihnen; sind die Schlußfolgerungen nur logisch, so liegt ihnen wenig daran, ob sie auch wahr sind. Solcher Art giebt es auch Dichter, ja die meisten Dichter sind so geartet. Bei Goethe wie bei den Männern der positiven Wissenschaft beherrschte ein übermächtiges Gefühl für die Wirklichkeit die fahrige Beweglichkeit der Phantasie.

Das ist der Grund, warum er Menschen darstellen mußte, nicht Halbgötter und Engel, — Egmonts und Klärchen, nicht Posas und Theklas. Das ist auch der Grund, warum seine Gestalten ihre Moral in sich tragen, und nicht eine „Moral zum Schluß" ihnen äußerlich angehängt ist, als Wahrspruch so zu sagen eines außerhalb der Sache stehenden Richters. Endlich — und das ist besonders hervorzuheben — endlich unterliegt auch sein Stil, beides in Poesie und Prosa, demselben Gesetze. So sehr derselbe durch Bilder belebt ist, ist er doch kaum bilderreich. Die meisten Dichter beschreiben die Dinge durch figürliche Wendungen oder Vergleichungen; Goethe sagt selten von einem Dinge, wem es gleich ist; er sagt, was es ist. In dieser Beziehung unterscheidet sich Shakespeare wesentlich von Goethe. Bei Shakespeare überwuchert die verschwenderische Fülle des Bilderreichthums die Verse oft so, daß sie ihre Bewegung hemmt. Zwar ist er gewiß auch außerordentlich concret: er sieht den wirklichen Gegenstand lebendig vor Augen und stellt ihn uns lebendig dar, aber er malt ihn nur in den Farben der Metapher und des Gleichnisses. Shakespeare's

Bilderreichthum sprudelt wie ein ewiger Springquell, ja, fließt oft genug über. Nicht immer beherrscht er seinen Pegasus; er läßt den wilden Renner auch wohl der Schwingen Pracht entfalten und frei den luftigen Pfad durchmessen. Goethe dagegen beherrscht nicht nur sein Flügelroß stets und reitet es nicht nur mit ruhiger, sicherer Anmuth; er scheint auch so fest darauf gerichtet, das Ziel zu erreichen, daß er kaum an etwas anderes denkt. Um es ohne Bild zu sagen, er benutzt alle Hülfsmittel der Bildersprache mit größter Sparsamkeit und schafft Bilder von den Dingen, statt Bilder zu geben, denen die Dinge gleichen.

Shakespeare war wie Goethe ein entschiedener Realist. Auch er begnügte sich damit, daß seine Schöpfungen ihre eigene Moral in sich trugen; auch er hing ihnen keine „Moral" an und spielte nicht die Rolle eines Chors, der über den Text seiner Dichterwerke predigt. Darum können wir auch nicht aus seinen Werken seine persönlichen Ansichten ersehen *). Aber zwischen ihm und Goethe ist doch

*) Die Meinung des Verf. darf als irrig bezeichnet werden. Shakespeare's eigene Gedanken über Welt und Leben lassen sich, bei aller Objektivität seiner Dramen und bei aller Meisterschaft, mit der er die verschiedensten Charaktere in gleicher Lebenstreue gezeichnet hat, gewiß erkennen. Allerdings gehört bei ihm, dem Dramatiker, über den die Mittheilungen seiner Zeitgenossen so spärlich sind, ein mühsameres Studium dazu als bei Goethe, von dem eigene Bekenntnisse und die Zeugnisse Mitlebender so zahlreich vorliegen. Aber, wenn man auch annehmen wollte, daß, wer so lange mit dem Hamlet sich trug, vom Hamlet nichts in sich getragen habe, so ist doch der wichtige, ja entscheidende Punkt

der große Unterschied, daß seine gewaltige Neigung für die kraftvollen Leidenschaften und die wilden Triebe unseres Geschlechts ihn mit Vorliebe zu heroischen Charakteren, zu Männern härtesten Stoffes und zu heißblütigen Thaten hinzog. Mit einem Zusatz von Schiller's bestem Lebensblut wäre Goethe ein Shakespeare geworden, aber wie ihn die Natur einmal gemacht hatte, war er — kein Shakespeare.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen zu den beiden frühesten Werken Goethe's zurück, so sehen wir, daß der jugendliche Dichter bei der Wahl seiner Stoffe durch seine realistische Tendenz bestimmt wurde. Statt die Zaubergärten der Armida zu durchschweifen, statt sich in die entlegenste Vergangenheit zu werfen, statt in den verschlungenen Netzen eines modernen Stoffes sich fangen zu lassen, dramatisirt dieser Knabe von einem Dichter seine eigene Erfahrung, seine eigene Beobachtung. Er schaut in sein eigen Herz, wirft Blicke in die Abwege der Civilisation, und neugierig beobachtend durchwandert er schmutzige Straßen und dunkle, schaurige Gänge. Besonders auffallend ist dabei, daß der Anblick so vieler Verderbniß unter der Oberfläche der

---

unbestreitbar, daß die bloße Zeitfolge von Shakespeare's Dramen den Abriß einer Bildungsgeschichte darstellt, in der nicht nur der Dichter und Künstler sich von Stufe zu Stufe sichtlich vollendet, sondern in gleicher Deutlichkeit auch der sittliche Mensch zu immer tieferer Weltauffassung, immer höherer Lebensweisheit sich entwickelt. Die „Moral" seiner Dramen, um diesen Ausdruck beizubehalten, ist der Kern seiner persönlichen Ansichten, an den das Verwandte sich leicht anschließt. (Anm. d. Uebers.)

Gesellschaft ihn nicht zu grimmiger Entrüstung aufregt, ihm keinen Schmerzensruf abnöthigt. In der Jugend hat die Zerstörung von Illusionen gewöhnlich cynischen Menschenhaß oder heftige Anklagen gegen die Menschheit zur Folge. Goethe wurde weder cynisch noch entrüstet. Er scheint die Sache als eine Thatsache hingenommen zu haben, gegen die man zur Abhülfe ruhig ankämpfen müsse; er scheint mit dem jüngeren Plinius der Ansicht gewesen zu sein, zur Gerechtigkeit gehöre Nachsicht, und dem Lieblingssatze des strengen, aber menschlich fühlenden Thraseas: „wer die Fehler der Menschheit haßt, haßt die Menschen selbst", hätte er gewiß selbst zugestimmt *). Denn in den „Mitschuldigen" führt er uns eine Sorte von Leuten vor, deren jeder sich damit tröstet, die andern seien nicht besser als er selbst, und wie er in späteren Jahren sagte, hat er eben dieses Stück, ohne sich dessen bewußt zu sein, von dem „höheren Gesichtspunkte einer vorsichtigen Duldung bei moralischer Zurechnung" geschrieben und jenes höchst christliche Wort darin aussprechen wollen: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf.

---

*) Plin. VIII, 2: qui vitia odit, homines odit. Mehrere Jahre, nachdem der Verf. die obigen Worte geschrieben hatte, veröffentlichte Schoell das Straßburger Tagebuch, worin Goethe diesen selben Satz des Plinius bespricht. Es war so recht ein Ausspruch, um ihn zu fesseln.

Dritter Abschnitt.

Kunststudien.

Frau Boehme starb. In ihr verlor Goethe eine mütterliche Freundin, die sein leichtsinniges Treiben einigermaßen in Schranken gehalten und ihn an die Gesellschaft geknüpft hatte. Ihr Mann war schon lange vorher kalt gegen ihn geworden, da er alle Hoffnung, einen zweiten Heineccius aus ihm zu machen, aufgeben mußte. Eine solche Zierde der Jurisprudenz unrettbar verloren — wirklich, es war ein rechter Jammer! Ein Jüngling von so vorzüglicher Begabung und doch nicht fleißig die Collegia zu besuchen und in den Vorlesungen sich damit zu amüsiren, daß er in seine Hefte Carricaturen zeichnete von Würdenträgern des Rechts! Wahrlich, für Professoren war dies Treiben des Leipziger Studenten nicht eben viel versprechend, aber nun der Erfolg vor uns liegt, sehen wir wohl ein, wie viel besser Goethe sich beschäftigte, als wenn er hundert Hefte in den Vorlesungen fleißig voll geschrieben hätte. Er studirte viel, oberflächlich nämlich, wie es seine Art war; er las Molière und Corneille und fing eine Uebersetzung des „Lügner“ an. Das Theater behauptete dauernd seine Anziehungskraft, und selbst

die Unbehaglichkeit und der Mangel an Befriedigung in seinen Neigungen bildete ihn auf Wegen aus, die ihn ein Professor nie hätte führen können. Aber bedeutender als alles dieses war der Einfluß Shakespeare's, mit dem er damals zuerst durch Dodd's „Blumenlese“ (Beauties of Shakespeare) etwas bekannt wurde. Dies Werk, das in England nicht viel gilt, muß damals in Deutschland wie eine Offenbarung gewirkt haben. Die wunderbare Kraft und Schönheit der Sprache, der kühne und natürliche Bilderreichthum in den ausgewählten glänzenden Stellen, setzte die jungen Dichter jener Zeit in dieselbe staunende Bewegung, die wir bei den riesigen versteinerten Resten einer vorsündfluthlichen Thierwelt empfinden, und die einmal erregte Neigung fand ihre Befriedigung in der Wieland'schen Uebersetzung einiger Stücke in Prosa, die Goethe verschlang.

An dieser Stelle fehlt es an Material, um die Lücken der Goethe'schen Selbstbiographie zu füllen, und ich muß daher vieles unerörtert lassen. So z. B. erzählt er uns, das Liebesverhältniß zwischen Käthchen und ihm habe sich gelöst, und doch schrieb er an sie noch von Frankfurt in dem Tone eines Freundes, ja fast eines Liebhabers, und freundschaftlicher Verkehr, wissen wir, blieb auch ferner zwischen ihnen bestehen. Aber in Wahrheit und Dichtung findet sich darüber kein Wort. Auch über seine Bekanntschaft mit der Familie Breitkopf sind wir nur ungenau unterrichtet. Breitkopf war ein Leipziger Buchhändler, in dessen Hause viel Literatur und Musik getrieben wurde. Der älteste Sohn Bernhard war ein tüchtiger Musiker und componirte Goethe's Lieder, die im Jahre 1769 unter dem Titel: „Neue Lieder

in Melodieen gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" ohne den Namen des Dichters gedruckt wurden. Dies Leipziger Liederbuch enthält zwanzig Lieder, von denen Goethe später die meisten unter seine kleinen Poesien aufgenommen hat. Es sind Liebeslieder, aber so sehr in dem Geiste von Catull, Horaz und Wieland, daß es uns an einem Jüngling überraschen würde, wüßten wir nicht, daß die Jugend es liebt, sich blasirt zu stellen und sich das Ansehen tiefer Erfahrung zu geben. Der junge Dichter singt mit Behagen von Unbeständigkeit:

Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust —

erklärt frischweg, daß, wenn die eine Geliebte ihn verlasse, eine andere ihn lieben werde, und

Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der ersten geküßt.*)

Von unmittelbarstem und nachhaltigem Einfluß war die Bekanntschaft mit Oeser, dem Direktor der Zeichenakademie. Oeser war der Freund und Lehrer Winkelmann's gewesen und stand unter den Kunstkennern in hohem Ansehen. Goethe, der zu Hause etwas zeichnen gelernt hatte, nahm mit einigen Edelleuten, unter denen der nachherige preußische Staatskanzler Hardenberg war, bei ihm Privatstunden und that sein Möglichstes, um durch Fleiß zu erlangen, was nur dem Talente vergönnt ist. Wie er später selbst gestand, rückte er in der Ausübung der Kunst keineswegs weiter, aber Oeser's Unterricht hatte wenigstens den einen Erfolg: er lernte seine Augen gebrauchen. Ich werde

*) So die ursprüngliche Lesart.

später (im fünften Abschnitt des fünften Buches) Gelegenheit haben, genauer auf diesen Punkt einzugehen; für jetzt mag es genügen, aus seinen Briefen von der hohen Verehrung zu hören, die ihm Oeser einflößte. „Was bin ich Ihnen nicht alles schuldig (schreibt er am 9. Nov. 1768), daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben. Ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen danken könnte. Der Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, hab' ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie einleuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt eines großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weisen und des Kritikers ... Sie wissen was ich war, als ich zu Ihnen kam, und was ich war, als ich von Ihnen ging. Der Unterschied ist Ihr Werk." Und zwei Jahre später nennt er, in einem Briefe an einen Leipziger Freund, Oeser neben Shakespeare und Wieland den einzigen, den er für seinen ächten Lehrer erkennen könne. „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne."

Die Theorie der Kunst lernte er von Oeser, aus Winkelmann und aus jener unvergleichlichen Abhandlung, die damals Lessing so leichthin in die Welt warf — dem Laokoon. Die Wirkung dieser Schrift auf Goethe kann nur der würdigen, der sie selbst früh im Leben kennen gelernt und erweiterten, gekräftigten, gehobenen Geistes aus der Hand

gelegt hat. Einen „Lichtstrahl durch düstre Wolken“ nennt Goethe die Schrift Lessings. „Aus der Region eines kümmerlichen Anschauens riß sie uns in die Gefilde des Gedankens hin. Das so lange mißverstandene: ut pictura poësis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich alle Folgen dieses herrlichen Gedankens und alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen.“

Der Drang dieser neuen Gedanken erweckte in Goethe ein unendliches Verlangen nach entsprechender Anschauung; die Kunstwerke in Dresden lockten ihn an, und er reiste hinüber. Aber trotz Oeser, Winkelmann und Lessing, und trotz aller großen Worte über Kunst behauptete sich in Dresden die unbezwingliche Richtung seiner Natur; statt über die Bilder der großen italienischen Meister in Entzücken zu gerathen, nahm er, wie er selbst gesteht, ihren Werth mehr auf Treue und Glauben an, und ein wahrhaftes Vergnügen fand er nur an den Landschaften und den Niederländern, bei denen er den dargestellten Gegenstand mit der Natur selbst vergleichen konnte. Die Größe der italienischen Kunst

empfand er noch nicht, und was er nicht empfand, wollte er auch nicht erheucheln.

Es verdient Erwähnung, daß er diesen Ausflug nach Dresden in tiefstem Geheimniß unternahm. Gerade wie er viele Jahre nachher sich nach Italien fortstahl, ohne daß seine Freunde auch nur eine Ahnung von seinem Plane hatten, so trat er auch diese Dresdner Reise an, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen. Wahrscheinlich hatte er beide Male denselben Grund: er wollte sehen, genießen, sich unterrichten, und dabei sollten ihn persönliche Rücksichten und anderer Leute Meinung nicht stören.

Nach der Rückkehr ging er sehr fleißig an's Zeichnen. Er machte die Bekanntschaft des Kupferstechers Stock (dessen Tochter nachher Körner, der Freund Schiller's und Vater des Dichters Theodor K. heirathete), und, wie immer geneigt in den Studien seiner Freunde sich ebenfalls zu versuchen, fing er sofort an, auch diese Kunst zu erlernen. In dem „Morgenblatt" für 1828 findet sich ein ausführlicher Bericht über zwei von ihm verfertigte Stiche; beide stellen Landschaften mit kleinen, von Felsen und Höhlen eingefaßten Wasserfällen dar; unter jedem stehen die Worte: peint par Theile, gravé par Goethe; eine Platte ist seinem Vater gewidmet — à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils très-obéissant. In dem Zimmer, welches im Goethe'schen Hause zu Frankfurt den Fremden gezeigt wird, befindet sich auch eine Probe seiner Stiche; die ist sehr dilettantenhaft; eine andere, die mir Goethe's Schwiegertochter zeigte, ist wirklich eine verdienstliche Arbeit.

Trübsinnig, wunderlich, launisch wie er damals war, ließ er Lessing durch Leipzig reisen, ohne einen Versuch zu machen, den so hoch bewunderten Mann zu sehen — eine Albernheit, die sich nachher bestrafte, da die Gelegenheit sich nie wieder bot. Seine Hypochondrie hatte zum Theil geistige, überwiegend aber körperliche Ursachen. Lockeres Leben, schlechte Diät, besonders das „schwere Merseburger Bier“ und der Kaffee nach Tisch, endlich thörichte Versuche, die Rousseau'sche Lehre von der Rückkehr in den Naturzustand auszuführen, hatten seine Gesundheit ernstlich angegriffen. Die Krisis kam. Eines Nachts, im Sommer 1768, erwachte er mit einem heftigen Blutsturz; er hatte noch Kraft genug, seinen Stubennachbar zu wecken; ärztliche Hülfe war bald zur Stelle. Er wurde gerettet; doch die Freude an der Herstellung verbitterte ihm eine Geschwulst, die sich an der Seite des Halses gebildet hatte. Seine Genesung ging langsam von Statten, aber wie sich seine körperliche Natur selbst geholfen, so schien er auch geistig ein andrer Mensch geworden zu sein; er hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als er lange nicht gekannt, und fühlte sich im Innern von allen bösen Geistern frei. Was ihn besonders rührte, war die Theilnahme, die ihm viele vorzügliche Männer bewiesen, die er doch, wie er fühlte, durchaus nicht verdient hatte; denn keiner war darunter, den er nicht durch Launen, Tollheiten, krankhaften Eigensinn und störrische Vernachlässigung verletzt hätte.

Einer von diesen Freunden, Langer (nachher Bibliothekar in Wolfenbüttel), war ihm besonders zu seiner geistigen Beschäftigung während der Genesung behülflich; er suchte den wieder erwachten, krankhaft reizbaren Heißhunger nach

Kenntnissen durch deutliche Uebersichten zu beruhigen und wußte ihn geistig zu leiten. Der deutschen Literatur müde, wendete sich Goethe wieder den „geliebten Alten" zu und tauschte von Langer gegen „ganze Körbe deutscher Dichter und Kritiker eine Anzahl griechischer Autoren" ein. Auch auf Goethe's religiöse Ueberzeugung gewann Langer Einfluß. Fromm ohne dogmatisch zu sein, lehrte er seinen jungen Freund die Bibel nicht blos als ein Menschenwerk betrachten. Goethe hatte die Bibel lieb und werth; denn „fast ihr allein war er seine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei ihm eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen." Den Deisten, die damals Europa in Bewegung setzten, war er daher wenig zugethan, und obgleich er für die Rationalisten gegen die Mystiker stark Partei nahm, so wollte er doch nicht mit dem prophetischen auch den poetischen Gehalt der Bibel verloren gehen lassen. Mit einem Worte, er war in einem Zustande religiösen Zweifels — „des Glaubens leer, aber vor dem Skepticismus bange."

Diese geistige Unruhe und diese körperliche Schwäche nahm er beim Abschied von Leipzig (September 1768) mit nach Frankfurt, wohin wir ihm jetzt folgen.

Vierter Abschnitt.

Heimkehr.

Ein Jüngling an Jahren, an Erfahrung ein Mann kehrte er heim. Mit gebrochener Gesundheit, geistig unglücklich, nach keiner Richtung hin fest entschlossen, seiner selbst und seiner Ziele nicht sicher, war es ihm bei der Annäherung an die Vaterstadt zu Sinne, wie dem verlornen Sohne, der reuig heimkehrt zum Vater. Und gleich diesem ahnte er nicht, daß auch für ihn ein gemästet Kalb geschlachtet wurde. Sein Vater war nicht im Stande, den wahrhaften Fortschritt zu bemerken, den der Sohn gemacht hatte, aber um so deutlicher sah er ein, wie gering die Aussicht war, daß ein tüchtiger Jurist aus ihm werde. Die Väter von Dichtern sind selten mit den Fortschritten ihrer Söhne zufrieden. Nur an den vollendet dummen jungen Herren haben alle Eltern gleichmäßig ihre Freude; die halten sich auf der großen Heerstraße, wo die Entfernungen genau durch Meilensteine bezeichnet sind, und wenn die Eltern dann sehen, wie stattlich weit die Söhne sich schon geschleppt haben, so hat all ihre Sorge ein Ende. Ueber jenen stillen Fortschritt der Entwicklung aber, der weniger ein Marsch

auf der offenen Straße als eine Kräftigung der Glieder zu tüchtigen Wanderungen ist — über den haben die Eltern kein Urtheil.

Mutter und Schwester dagegen rührte das abgezehrte Gesicht des Jünglings, und nach Frauen Art mehr für das interessirt, was er war, als was er erworben hatte, empfingen sie ihn mit einer Zärtlichkeit, welche für die Kälte des Vaters Ersatz gab. Die Selbstbiographie Goethe's läßt uns in diese häuslichen Verhältnisse einen ergreifenden Blick thun. Der Vater verhehlte wohl den Verdruß, anstatt eines rüstigen Sohnes einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien, aber er verbarg den Wunsch nicht, daß man sich mit der Kur, die seine langgehegten Pläne durchkreuzte, beeilen möge, ließ bei dem langsamen Fortschritt der Genesung mehr Ungeduld als billig sehen, und äußerte sich über das, was in keines Menschen Hand lag, oft auf eine grausame Weise, als wenn es nur vom Willen abhinge.

Von diesem trüben Bilde wenden wir gern den Blick zu den Briefen, die Goethe von Frankfurt an seine alte Liebe, Käthchen Schönkopf, schrieb. Er scheint Leipzig verlassen zu haben, ohne ihr Lebewohl zu sagen. In seinem ersten Briefe spielt er in folgenden Worten darauf an:

„Apropos, daß ich nicht Abschied genommen habe, werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Thüre, ich sah die Laterne brennen, und ging biß an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder herunter gekommen.

„Ich tuhe also jetzt, was ich damals hätte tuhn sollen, ich danke Ihnen für alle Liebe und Freundschafft, die Sie mir so beständig erwiesen haben, und die ich nie vergessen werde. Ich brauche Sie nicht zu bitten Sich meiner zu erinnern, tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war, und den Sie hoffentlich manchmal vermissen werden. Wenigstens ich vermisse Sie offt. — Darüber will ich weggehen, denn das ist immer für mich ein trauriges Kapitel.“

Die Geschwulst am Halse wurde bedenklich; die Aerzte wußten nicht recht, was es war, und schwankten in der Behandlung. Wiederholt geätzt zu werden und stets das Zimmer hüten zu müssen, das war eine böse Kur. Mit Lesen, Zeichnen, Radiren verbrachte er die Zeit. Endlich am Schluß des Jahres erklärten ihn die Aerzte für hergestellt. Diese Genesung kündigte folgender Brief an Käthchen an:

„Meine beste, ängstliche Freundinn

„Sie werden ohne Zweifel zum neuen Jahre, durch Hornen die Nachricht von meiner Genesung erhalten haben; und ich eile es zu bestätigen. Ja meine Liebe, es ist wieder vorbey, und inskünftige müssen Sie sich beruhigen wenn es ja heissen sollte: Er liegt wieder! Sie wissen meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat sie sich wieder zurecht geholfen; diesmal war's arg, und sah noch ärger aus als es war, und war mit schröcklichen Schmerzen verbunden. Unglück ist auch gut. Ich habe viel

in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können. Es ist vorbey und ich binn wieder ganz munter, ob ich gleich drey volle Wochen nicht aus der Stube gekommen binn, und mich fast niemand besucht, als mein Docktor, der Gott sey Danck ein liebenswürdiger Mann ist. Ein närrisch Ding um uns Menschen, wie ich in munterer Gesellschaft war, war ich verdrüssslich, jetzt binn ich von aller Welt verlassen, und binn lustig; denn selbst meine Krankheit über, hat meine Munterkeit meine Famielie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten. Das Neujahrslied, das sie auch werden empfangen haben, habe ich in einem Anfall von groser Narrheit gemacht, und zum Zeitvertreibe drucken lassen. Uebrigenn zeichne ich sehr viel, schreibe Mährgen, und binn mit mir selbst zufrieden. Gott gebe mir das neue Jahr was mir gut ist, das geb er uns allen, und wenn wir nichts mehr bitten als das; so können wir gewiss hoffen, daß er's uns giebt. Wenn ich nur biss in Aprill komme, ich will mich gern hinein schicken lassen. Da wird's besser werden hoffe ich, besonders kann meine Gesundheit täglich zunehmen, weil man nun eigentlich weiss was mir fehlt. Meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was. Und im Vertrauen man hat mir zu einer angenehmen vergnüglichen Lebensart Hoffnung gemacht, so dass meine Seele sehr munter und ruhig ist. Sobald ich wieder besser binn, werde ich ausgehen in fremde Lande, und es soll nur auf Sie und noch jemand ankommen, wie bald ich Leipzig wiedersehen soll; Inzwischen dencke ich nach Frankreich zu gehen, und zu sehen wie sich das französische Leben lebt, und um französisch

zu lernen. Da können Sie Sich vorstellen was ich ein artiger Mensch seyn werde, wenn ich wieder zu Ihnen komme. Manchmal fällt mir's ein, dass es doch ein närrischer Streich wäre, wenn ich trutz meiner schönen Projeckten vor Ostern stürbe. Da verordnete ich mir einen Grabstein, auf dem Leipziger Kirchhof, dass ihr doch wenigstens alle Jahr am Johannes, als an meinem Nahmens Tag, das Johannismännchen, und mein Denkmal besuchen möget. Wie meynen Sie?"

Zur Feier seiner Genesung gab Rath Moritz eine große Gesellschaft, bei der alle Frankfurter Freunde sich einfanden. Nach kurzer Zeit aber warf eine andere Krankheit den Dichter nieder, und, schlimmer als das, von Leipzig kam die Nachricht, Käthchen sei mit einem Dr. Kanne verlobt, den Goethe bei ihr eingeführt hatte. Das machte der Unruhe, die er um sie empfunden, für immer ein Ende. Er schrieb ihr:

„Meine liebe, meine theure Freundinn,

Ein Traum hat mich diese Nacht erinnert, daß ich Ihnen eine Antwort schuldig binn. Nicht als wenn ich es so ganz vergessen hätte, nicht, als wenn ich nie an Sie dächte, nein meine Freundinn, jeder Tag sagt mir was von Ihnen und von meinen Schulden. Aber es ist seltsam, und es ist eine Empfindung die Sie vielleicht auch kennen werden, die Erinnerung an Abwesende, wird durch die Zeit, nicht ausgelöscht, aber doch verdeckt. Die Zerstreuungen unsres Lebens, die Bekanntschaft mit neuen Gegenständen, kurz jede Veränderung unsres Zustandes, thun unsrem Herzen das was Staub und Rauch einem Gemählde thun, sie machen die feinen Züge ganz unkenntlich, dass man nicht weiss wie es zugeht. Tausend Dinge erinnern mich an Sie, ich sehe

tausendmal Ihr Bild, aber so schwach, und offt mit so wenig Empfindung, als wenn ich an jemand fremdes gedächte, es fällt mir offt ein, dass ich Ihnen eine Antwort schuldig binn, ohne dass ich den geringsten Zug empfinde Ihnen zu schreiben. Wenn ich nun Ihren gütigen Brief lese, der schon etliche Monate alt ist, und Ihre Freundschafft sehe, und Ihre Sorge für einen Unwürdigen, da erschröcke ich vor mir selbst, und empfinde erst, was für eine traurige Veränderung in meinem Herzen vorgegangen sein muss, dass ich ohne Freude dabey sein kann, was mich sonst in den Himmel gehoben haben würde. Verzeihen Sie mir das! Kann man einem Unglücklichen verdencken dass er sich nicht freun kann. Mein Elend hat mich auch gegen das Gute stumpf gemacht, was mir noch übrig bleibt. Mein Körper ist wieder hergestellt, aber meine Seele ist noch nicht geheilt, ich bin in einer stillen unthätigen Ruhe, aber das heisst nicht glücklich sein. Und in dieser Gelassenheit, ist meine Einbildungskrafft so stille, daß ich mir auch keine Vorstellung von dem machen kann was mir sonst das liebste war. Nur im Traum erscheint mir manchmal mein Herz wie es ist, nur ein Traum vermag mir die süssen Bilder zurückzurufen, so zurückzurufen dass meine Empfindung lebendig wird, ich habe es Ihnen schon gesagt, diesen Brief sind Sie einem Traume schuldig. Ich habe Sie gesehen, ich war bey Ihnen, wie es war das ist zu sonderbaar als dass ich es Ihnen erzählen möchte. Alles mit einem Wort, Sie waren verheurahtet. Sollte das wahr sein? Ich nahm Ihren lieben Brief, und es stimmt mit der Zeit überein; wenn es wahr ist, o so möge das der Anfang Ihres Glückes sein.

„Wenn ich uneigennützig darüber dencke, wie freut das mich, Sie, meine beste Freundinn, Sie, noch vor jeder Andern, die Sie beneidete, die Sich mehr dünckte als Sie, in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wissen, Sie vergnügt zu wissen, und befreit von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand, und besonders Ihr lediger Stand ausgesetzt war. Ich dancke meinem Traum dass er mir Ihr Glück recht lebhaft geschildert hat, und das Glück Ihres Gatten, und seine Belohnung dafür dass er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir seine Freundschafft, dadurch dass Sie meine Freundinn bleiben, denn, auch biss auf die Freunde müssen Sie jetzt alles gemein haben. Wenn ich meinem Traum glauben darf, so sehen wir einander wieder, aber ich hoffe noch sobald nicht, und was an mir liegt will ich seine Erfüllung hinauszuschieben suchen. Wenn anders ein Mensch etwas wider das Schicksaal unternehmen kann. Ehmals schrieb ich Ihnen etwas räthselhafft, von dem was mit mir werden würde, jetzt läßt sich's deutlicher sagen, ich werde den Ort meines Aufenthalts verändern, und weiter von Ihnen wegrücken. Nichts soll mich mehr an Leipzig erinnern, als etwa ein ungestümer Traum, kein Freund der daher kömmt, kein Brief. Und doch mercke ich, dass mich es nichts helfen wird. Geduld, Zeit und Entfernung, werden das thun was sonst nichts zu thun vermag, sie werden jeden unangenehmen Eindruck auslöschen, und unserer Freundschafft, mit dem Vergnügen, das Leben wiedergeben, dass wir uns nach einer Reihe von Jahren, mit ganz andern Augen, aber mit eben dem Herzen wiedersehen werden. Biss dahin leben Sie wohl. Doch nicht ganz biss dahin. Binnen Einem

viertel Jahre, sollen Sie noch einen Brief von mir haben, der Ihnen den Ort meiner Bestimmung, die Zeit meiner Abreise melden wird, und Ihnen das zum Ueberfluss noch einmal sagen kann was ich Ihnen schon tausendmal gesagt habe. Ich bitte Sie mir nicht mehr zu antworten, lassen Sie mir's durch meinen Freund sagen, wenn Sie noch was an mich haben sollten. Es ist das eine traurige Bitte, meine beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundinn nennen mag, denn das ist ein nicht bedeudtender Tittul gegen das was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören mögte, es ist mir leid genug dass meine Träume so geschäfftig sind. Sie sollen noch Einen Brief haben; das will ich heilig halten, und von meinen Schulden will ich einen Theil abtragen, den andern müssen Sie mir noch nachsehen."

Um diese Episode abzuschließen, stehe hier noch eine Stelle aus dem letzten Briefe an Käthchen, der uns erhalten ist; er ist aus Frankfurt vom Januar 1770:

„Dass ich ruhig lebe, das ist alles was ich Ihnen von mir sagen kann, und frisch und gesund und fleißig, denn ich habe kein Mädgen im Kopfe. Horn und ich sind noch immer gute Freunde, aber wie es in der Welt geht, er hat seine Gedanken, und seine Gänge, und ich habe meine Gedanken und meine Gänge, und da vergeht eine Woche und wir sehen uns kaum einmal.

„Aber alles wohl betrachtet, Frankfurt binn ich nun endlich satt, und zu Ende des Merzens geh ich von hier weg. Zu Ihnen darf ich noch nicht kommen das merck'

ich; denn wenn ich Ostern käme, so wären Sie vielleicht noch nicht verheurahtet. Und Käthgen Schönkopf mag ich nicht mehr sehen; wenn ich sie nicht anders sehen soll, als so. Zu Ende Merzens geh ich nach Strasburg, wenn Ihnen daran was gelegen ist, wie ich glaube. Wollen Sie mir auch nach Strasburg schreiben? Sie werden mir eben keinen Possen thun. Denn Käthgen Schönkopf — nun ich weiss ja am besten, daß ein Brief von Ihnen mir so lieb ist als sonst eine Hand.

„Sie sind ewig das liebenswürdige Mädgen, und werden auch die liebenswürdige Frau seyn. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen was das heisst. Wenn ich meinen Nahmen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, dass ich, so lang als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe."

Das ist der Lauf der Welt; so fallen die jungen Blüthen der Liebe ab, die nicht die Kraft haben, zur Frucht zu reifen. „Das liebenswürdigste Herz," so schreibt er mit einem gewissen bittern Humor an Käthchen, „ist das welches am leichtesten liebt, aber das am leichtsten liebt, vergißt auch am leichtesten." Bei ihm selbst war das der Fall; er konnte nicht leben ohne eine Seele, die er liebte, aber die Thränen, die ihm ihr Verlust abpreßte, trocknete seine bewegliche Natur gar bald.

In seinen häuslichen Beziehungen finden wir ihn zu seinem Vater in einem kalten, unbehaglichen Verhältniß. Dieser hatte durch die Strenge einer pedantischen Erziehung seine Tochter Cornelia fast zum Haß gegen sich aufgebracht. Der alte Herr arbeitete an seiner italienischen Reisebeschreibung

fort und verwendete daneben einen großen Theil seiner Zeit auf den Unterricht der Tochter. Unruhig, reizbar, fast krankhaft, empörte sie sich im Stillen gegen seine Härte und machte den Bruder zum geheimen Vertrauten ihres Kummers. Die arme Mutter litt schwer darunter, ihre Kinder beruhigen und zwischen ihnen und dem Vater vermitteln zu müssen.

Ein Vorgang aus dieser Zeit, den Goethe selbst erzählt, ist sehr merkwürdig. Er wurde abermals krank; diesmal war es ein Magenleiden, und kein Mittel der Frankfurter Heilkunde schien dagegen etwas zu vermögen. Der Hausarzt gehörte zu jenen betrogenen Betrügern, die noch an die großen Künste der Alchymie glaubten. Er hatte die Meinung zu verbreiten gewußt, als habe er ein wunderbares Geheimmittel, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte und von dem niemand offen zu reden wagte. Nun, in ihrer Angst um den Sohn, zwang ihn Frau Aja, mit seiner Universal-Medicin herauszurücken; er willigte ein, gab ihm ein krystallisirtes trocknes Salz, der Kranke genas, und natürlich wurde dadurch der Glaube an die Geschicklichkeit des Arztes noch verstärkt. So erlangte der Dichter nicht nur seine Gesundheit wieder, er ließ sich auch zum Studium der Alchymie verleiten und forschte nach der geheimnißvollen „jungfräulichen Erde.“ In seinem alten Giebelzimmer im väterlichen Hause am Hirschgraben stellte er einen Apparat von Retorten und Destillirkolben auf und suchte nach Anweisung der Autoritäten in das Geheimniß einzudringen, welches damals für leicht erforschbar galt. Aber bei diesen wunderlichen Studien lernte er doch mancherlei. Er las die Werke von Theophrastus Paracelsus, Helmont und andern

Alchymisten und, was fruchtbringender war, das chemische Compendium Boerhave's so wie dessen Aphorismen, an denen er große Freude hatte. Das waren Vorstudien zum Faust.

Durch die Erneuerung des Verkehrs mit Fräulein von Klettenberg und durch mancherlei theologische und philosophische Lektüre trat die Religion sehr in den Vordergrund seiner Gedanken. Er hatte so oft sagen hören, am Ende habe doch jeder Mensch seine eigene Religion, daß es ihm ganz natürlich vorkam, auch er könne sich seine eigene bilden, und er that es „mit vieler Behaglichkeit." Das neuplatonische Christenthum, das er sich machte, hat er uns in Wahrheit und Dichtung, am Schluß des achten Buches, kurz dargestellt, aber diese Darstellung ist so lange nach der Zeit geschrieben, auf die sie sich bezieht, daß sie schwerlich für getreu gelten kann. Für den Zweck unsrer Lebensbeschreibung genügt der Hinweis auf die ernste Bedeutung, zu der, neben den alchymistischen Studien, sein Nachdenken über Religion sich erhob. Die Dichtkunst schien ihn ganz verlassen zu haben, nur daß er an den beiden dramatischen Arbeiten aus Leipzig gelegentlich besserte. In einem Briefe von damals machte er mit vielem Humor die Bardenpoesie jener Zeit herunter, die patriotisch und kriegerisch zugleich sein wollte und doch nichts war „als ein ewig Gedonner der Schlacht, die Gluth, die dem Muth aus dem Auge blitzt, der goldne Helm mit Blut bespritzt, der Speer, ein paar Dutzend ungeheurer Hyperbeln, ein ewig Ha! und Ach! wenn der Vers nicht voll werden will." Das, meint er, sei nicht auszustehen. „Macht mich was fühlen, was ich nicht fühle, was denken, was ich nicht gedacht habe, und

ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt des Pathos, das thut's nicht."

Im Frühjahr 1770 war Goethe's Gesundheit wieder ganz gekräftigt; sein Vater konnte hoffen, daß er nun die juristischen Studien tüchtig fortzusetzen im Stande sei, und diesmal war die erwählte Universität Straßburg.

Fünfter Abschnitt.

Straßburg.

Am 2. April 1770 kam Goethe in Straßburg an. Er hatte das zwanzigste Jahr überschritten, und nie vielleicht war ein schönerer Jüngling in Straßburgs Mauern eingezogen. Lange bevor er berühmt war, fand man ihn einem Apollo ähnlich; wenn er in ein Speisehaus trat, legten die Leute Gabel und Messer nieder und staunten ihn an. Bilder und Büsten geben nur eine schwache Andeutung von dem, was in seiner Erscheinung am meisten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben sie, nicht deren Spiel, und selbst in den bloßen Formen sind sie nicht genau. Seine Züge waren groß und frei geschnitten, ähnlich wie die schönen leichten Linien der griechischen Kunst. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit, mit Pupillen von fast beispiellosem Umfang; die ein wenig gebogene Nase groß und fein geschnitten; der volle Mund mit der kurzen aufgeworfenen Oberlippe, höchst ausdrucksvoll; Kinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der diesen Kopf trug, schön und kräftig — aber all

diese Einzelheiten sind doch nur ein Inventar, so zu sagen, seines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild.

Von Gestalt war er über Mittelgröße, aber obgleich eigentlich nicht groß, sah er doch so aus und wird gewöhnlich auch so beschrieben, so imposant war seine Erscheinung*). Stark und kräftig gebaut, war seine Organisation doch zart und reizbar. Das ist ein Gegensatz, der, wie Dante sagt, in der Natur der Dinge liegt; denn

— — je vollendeter ein Wesen,
Je stärker wird es Freud' und Schmerz empfinden.

Ausgezeichnet in allen körperlichen Uebungen, war er gegen atmosphärische Einflüsse so empfindlich, daß er sich selbst ein Barometer nannte.

So war das Aeußere des Jünglings, der am 2. April 1770 im Gasthofe zum Geist in Straßburg abstieg. Kaum dem Staube der Landstraßen und der Langeweile des Postwagens entrückt, eilte er, den berühmten Münster zu besehen, und erhielt sofort, als er durch die engen Straßen sich ihm näherte, einen wunderbaren Eindruck davon. Dieser Straßburger Münster paßt füglich als Symbol für die deutsche Richtung seiner Jünglingszeit, und der herrliche Thurm desselben steht für mich immer mit den kurzen aber leidenschaftlichen Bemühungen in Verbindung, womit Goethe's hellenische Natur in die alte deutsche Welt sich zu stürzen versuchte. Deutsch war sein Geist nicht, aber im Schatten

---

*) Rauch erklärte dies gegen den Verf. aus seiner breiten Büste und geraden Haltung.

jenes Thurmes werden wir ihn auf kurze Zeit von ächter deutscher Begeisterung erfüllt sehen.*)

Seine Wohnung bezog er an der Sonnenseite des Fischmarktes, Nro. 80; dann gab er seine Empfehlungsschreiben ab und nahm den Mittagstisch in einer Pension bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth, in der Krämergasse Nro. 13. Die Tischgesellschaft bestand aus ungefähr zehn Personen, meistens Medicinern. Ihr Präsident war Dr. Salzmann, ein zierlicher alter Junggeselle von etwa sechzig Jahren, der immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unterm Arme ging, bei dem den Hut aufzusetzen eine außerordentliche Handlung war, kurz, knapp und nett in seinem Aeußern, und dabei sehr gebildet. Bald hatte Goethe ihn gern, erbat und nahm von ihm Rath über seine Studien und ließ sich durch ihn einem tüchtigen Repetenten zuführen. Trotz der Bemühungen dieses ausgezeichneten Repetenten machte ihm die Jurisprudenz, wie er in der Selbstbiographie erzählt, bald beträchtliche Langeweile; nach einem Briefe jedoch, den er um die Zeit an Fräulein von Klettenberg schrieb, scheint er zuerst einiges Vergnügen daran gefunden zu haben. „Die Jurisprudenz, sagt er, fängt an mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit Allem, wie mit dem Merseburger Bier, das erste Mal schauert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen.“ Auf keinen Fall nahm ihn das Studium der Rechtswissenschaft ganz in Anspruch. Sein Tagebuch aus jener Zeit

---

*) Vergl. indeß seine späteren Beziehungen zu Sulpiz Boisserée, im 2. Bande.

(von Schoell herausgegeben) bekundet eine erstaunliche Thätigkeit an zerstreuten Studien. Da wir schon wissen, daß seine Tischgenossen meistens Mediciner waren, so wird es uns nicht mehr überraschen, daß er sich eifrig auf das Studium der Anatomie und Chemie warf. Er hörte Anatomie bei Lobstein, Chemie bei Spielmann, besuchte die Klinik des älteren Ehrmann und die Vorlesungen des jüngeren Ehrmann über Entbindungskunst. Auch die Elektricität, in der kurz vorher Franklin seine große Entdeckung gemacht hatte, beschäftigte ihn, und nicht weniger als neun Schriften über diesen Gegenstand finden sich in dem Tagebuche zur Lektüre angemerkt. Aus derselben Quelle ersehen wir auch, daß die Farbenlehre den künftigen Gegner Newton's anzuziehen begann. Dabei fesselte ihn noch die Alchemie, und zwar versicherte er Fräulein von Klettenberg, diese mystischen Studien seien seine heimliche Liebe. Bei einer solchen Richtung seiner Gedanken und unter der fortdauernden Einwirkung dieser reinen frommen Frau ist der Abscheu begreiflich, den das „System der Natur", welches damals so großen Lärm in der Welt machte, ihm erregte. Diese todte and öde Darstellung eines eben so oberflächlichen wie öden Atheismus mußte ihn in jeder Beziehung empören, seinen frommen Glauben kränken, seine Vernunft unbefriedigt lassen. Voltaire's Witz und Rousseau's boshafte Angriffe konnte er wohl in sein Tagebuch eintragen, aber mit welcher Freude er auch Bayle, Voltaire und Rousseau las, von dem „System der Natur" wandte er sich mit Ekel ab. Zudem ging er damals noch zum Abendmahl und bemühte sich, mit den Frommen, bei denen ihn Fräulein von Klettenberg

eingeführt hatte, Umgang zu halten; freilich blieb es beim Versuch: die Frommen waren „so von Herzen langweilig, daß es seine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte"; er mußte sie aufgeben und gestand dies der Freundin.

Bald nach seiner Ankunft in Straßburg, im Mai 1770, setzte eine merkwürdige Staatsbegebenheit die Stadt in Bewegung und gab ihm zum ersten Male Gelegenheit, Raphael'sche Cartons zu sehen. Marie Antoinette kam als Braut auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg. Auf einer kleinen Rheininsel wurde zu ihrem Empfange ein Gebäude errichtet, in dessen kleineren Nebensälen die Tapeten nach Raphael's Cartons gewirkt waren. Der Anblick derselben that bei ihm die entschiedenste Wirkung. Desto schrecklicher war ihm der Hauptsaal mit seinen Hautelissen, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. Aber selbst die Zurücksetzung Raphael's empörte ihn weniger als der Gegenstand der neueren Bilder. „Sie enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Creusa, also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. Zur Linken des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog." Alles was er in Oeser's Schule gelernt, regte sich in ihm. Daß man Christus und die Apostel in die Nebensäle des Festbaues gebracht hatte, ließ er noch hingehen, da die Raphael'schen Compositionen ihm dadurch zugänglicher gemacht waren, aber ein Mißgriff, wie der im großen Saale, brachte ihn ganz aus der Fassung, und, leb-

haft und feurig, forderte er seine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. „Was! rief er aus, ohne sich um die Umstehenden zu bekümmern, ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vor's Auge zu bringen! Giebt es denn unter den französischen Architekten, Decorateuren und Tapezierern gar keinen Menschen, der begriff, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt." Ihm freilich bedeuteten Bilder etwas; für eine Künstlernatur, wie die seinige, waren sie Wirklichkeiten. Aber für die französischen Architekten und die Straßburger Behörden waren Bilder eben nur Bilder, und man versicherte ihn, es sei durchaus nicht jedermanns Sache, einen Sinn darin zu suchen.

Goethe hatte Recht, und wer auf Vorbedeutungen etwas giebt, kann in jenem Gemälde den dunklen Schatten sehen, den Marie Antoinettens unglückliches Schicksal vor sich her warf. Aber daß ihr künftiger Lebensweg weniger einem Triumphzug gleichen würde, als ihre Reise von Wien nach Paris, konnte damals niemand vorhersehen. Diese lächelnde, glückliche, liebliche Fürstin von funfzehn Jahren, deren Anmuth und Schönheit jedem, der sie sah, Ausrufe der Bewunderung abnöthigten, deren Reise von dem freudigen Jubel einer ländlichen Bevölkerung, die um ihren Anblick

Feld und Acker ließ, begleitet wurde und durch blumenbedeckte Straßen und Triumphbogen führte, wo Schaaren junger Mädchen mit Kränzen und Blumen zum sinnigen Gruß ihrer warteten — konnte deren Freude durch ein gemaltes Unglück auch nur für einen Augenblick getrübt werden? für sie hätte es Zeichen böser Vorbedeutung geben können?

Der schönen und vornehmen, „so heitern als imposanten Miene dieser Dame“ erinnerte sich Goethe noch im späten Alter. In ihrem Glaswagen allen vollkommen sichtbar, schien sie mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zuge entgegenströmte, zu scherzen. Kaum hörte man aus der Hauptstadt von ihrer glücklichen Ankunft, als die Schreckensbotschaft folgte, bei dem festlichen Feuerwerk sei eine Unzahl Menschen umgekommen. Natürlich traten Goethen wieder jene gräßlichen Bilder vor die Seele; ein solches Zusammentreffen hätte freilich auch einen weniger abergläubischen Sinn aufregen müssen.

Bald war Straßburg ruhig wie vorher. Der gewaltige Hof- und Prachtstrom war vorübergerauscht und hatte dem Dichter keine andere Sehnsucht zurückgelassen, als nach jenen Raphael'schen Teppichen, die er „gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte.“ Glücklicherweise gelang es seinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehre Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen wurden.

In der wieder eingetretenen Stille fand er Zeit zu neuen Studien. In einem Briefe aus jener Zeit sagt er: „Meine griechische Weisheit habe ich so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese. Und dann bin ich vier

Wochen älter; bei mir ist das viel gesagt, nicht weil ich viel, sondern weil ich Vieles thue." Zu diesem Vielen muß das eifrige Verlangen gezählt werden, durch mystische metaphysische Schriften für seinen unersättlichen Wissensdrang Nahrung zu finden. Seine Tagebuch giebt darüber seltsame Aufschlüsse. Auf der einen Seite steht eine Stelle aus Thomas a Kempis, mit einem Verzeichniß anderer mystischer Bücher, die gelesen werden sollten; auf einer zweiten Seite finden sich sarkastische Sätze aus Voltaire und Rousseau, auf einer dritten ein Hinweis auf Tauler. Das Bedeutendste, was das Tagebuch enthält, ist eine Vergleichung des Phädon von Moses Mendelssohn mit dem Platonischen, und eine Vertheidigung des Giordano Bruno gegen Bayle's Kritik.

Bei Gelegenheit dieser Studien über Giordano Bruno mag hervorgehoben werden, wie früh Goethe's Geist zum Cultus der Natur sich neigte — eine Neigung, die schon Tacitus bei den alten Deutschen als nationale Eigenthümlichkeit beobachtete. Jener pantheistische Gottesdienst des siebenjährigen Priesters in Frankfurt macht das Interesse begreiflich, welches der flüchtige Blick ihm einflößte, den ihn Bayle auf den großen Pantheisten des sechzehnten Jahrhunderts thun ließ — auf den glänzenden und unglücklichen Bruno, der die Ketzerei des Kopernikus in Rom und Oxford lehrte, den Aristoteles bekämpfte und endlich zur Sühnung des Verbrechens, daß er die Umdrehung der Erde gelehrt, während die Kirche sie still stehen hieß, am 17. Febr. 1600 in Rom öffentlich vor dem Volke verbrannt wurde. Ein zwiefaches Interesse knüpfte sich an den Namen Bruno's. Er war ein Blutzeuge der freien Forschung und seine Werke waren selten;

alle Welt griff ihn an, gelesen hatten ihn nur wenige; man haßte ihn fast so stark wie Spinoza, und die so geschmähten Schriften kannte kaum einer.' So selten waren sie, daß sie zu buchhändlerischen Luxusartikeln wurden, und einige waren so gut wie gar nicht zu haben. Das Spaccio hatte man in England mit dreißig Pfund, in Holland mit dreihundert Gulden bezahlt. Hamann, der bewunderte Freund Herder's und Goethe's, suchte die Abhandlungen De la Causa und Dell' Infinito in ganz Italien und Deutschland vergebens. Verbotene Frucht reizt, und ist sie noch dazu selten, so wird der Reiz unwiderstehlich. Der Pantheismus, der dichterische Geister immer fesselt, hat in der Form, die Bruno ihm gegeben, eine poetische Größe, die Goethe angezogen haben würde, auch wenn seine Neigung nicht so schon in dieser Richtung sich bewegt hätte. Um diese Lehre zu predigen, wurde Bruno ein heimathloser Flüchtling und endete sein Leben auf dem Scheiterhaufen; nichts konnte seine Ueberzeugung erschüttern; mit seiner Philosophie, sagte er in erhabenem Stolze, erweitere sich seine Seele und wachse sein Verstand.

Goethe's Bemerkungen über Bayle's Kritik mögen hier eine Stelle finden, da sie sowohl seine metaphysischen Ansichten, als auch seine Fertigkeit französisch zu schreiben bekunden. Das Französisch ist gewiß ächt; trotz Ungenauigkeiten und Härten ist es fließend und ausdrucksvoll, und von der Geläufigkeit, mit der er es beherrschte, giebt es ein besseres Zeugniß, als was er in seiner Lebensbeschreibung erzählt.

„Ich stimme mit Bayle über Jordanus Brunus nicht

überein und finde weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in den Stellen, die er anführt, obwohl ich übrigens diesen paradoxen Mann nicht entschuldigen will. „Das Eine, das Unendliche, das Seiende und das was in allem ist und durch alles hin, ist eines und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum. Wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit.“ Giord. Bruno im Zueignungsbriefe der Abhandlung von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen.

„Diese Stelle verdient eine Erklärung und Untersuchung, die philosophischer wären als Bayle's Gerede. Es ist leichter, eine Stelle als dunkel und unsern Begriffen zuwiderlaufend vorrücken, als sie enträthseln und den Ideen eines großen Mannes folgen. Dies gilt auch von der andern Stelle, wo er über eine Idee des Bruno sich lustig macht, der ich durchaus nicht beipflichte, wie auch den vorhergehenden nicht, die ich aber wenigstens tiefsinnig und vielleicht für einen Urtheilsfähigen fruchtbar halte. Ich bitte, sagt Bayle, die Abgeschmacktheit zu bemerken: Er sagt, das Sein mache keineswegs, daß es viele Dinge giebt, sondern diese Vielheit bestehe nur in dem Scheine an der Oberfläche der Substanz.“ *)

---

*) So übersetzt Schöll. Im französischen Original schreibt Goethe: „Je ne suis pas du sentiment de Mr. Bayle à l'égard de Jor. Brunus, et je ne trouve ni d'impiété ni d'absurdité dans les passages qu'il cite, quoique d'ailleurs je ne prétends pas d'excuser cet homme paradoxe.

In demselben Tagebuche ist eine merkwürdige Anmerkung zu einem Capitel der antiquarischen Bibliographie von Fabricius:

„Getrennt über Gott und Natur abhandeln ist schwierig und gefährlich, grade als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch Erkenntniß der Natur; daher scheint es mir verkehrt, diejenigen der Verkehrtheit zu zeihen, die durch ein durchaus philosophisches Räsonnement Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn alles was ist, muß nothwendig zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzig Wirkliche ist und alles umfaßt. Auch die heilige

---

L'uno, l'infinito, lo ente e quello che è tutto, e per tutto, anzi è l'istesso ubique. E che cosi la infinita dimenzione, per non esser magnitudine, coincide coll'individuo. Come la infinita moltitudine, per non esser numero, coincide coll' unità. (Giord. Brun. Epist. Ded. del Tratt. de la Causa Principio e Uno.)

„Ce passage mériterait une explication et une recherche plus philosophiques que le disc. de Mr. Bayle. Il est plus facile de prononcer un passage obscur et contraire à nos notions que de le déchiffrer, et que de suivre les idées d'un grand homme. Il est de même du passage où il plaisante sur une idée de Brunus, que je n'applaudis pas entièrement, si peu que les précédentes, mais que je crois du moins profondes et peut-être fécondes pour un observateur judicieux.

„Notez, je vous prie, dit B., une absurdité: il dit que ce n'est point l'être qui fait qu'il y a beaucoup de choses, mais que cette multitude consiste dans ce qui parait sur la superficie de la substance.“

Schrift ist dieser Ansicht nicht entgegen, obwohl wir ihre Aussprüche nach seinem eigenen Urtheil zu drehen einem jeden gern gestatten. Das ganze Alterthum war derselben Ansicht, und auf diese Uebereinstimmung gebe ich viel. Denn das Urtheil so großer Männer ist mir ein Zeugniß, daß das Emanationssystem durchaus vernunftgemäß ist, wenngleich ich zu keiner Schule schwören möchte und sehr bedaure, daß, da aus derselben Quelle die schlimmsten Irrthümer fließen, im Spinozismus dieser so reinen Lehre ein böser Bruder erwachsen ist."*)

Die Beziehung auf Spinoza, den er später als einen seiner besten Lehrer verehrte, wird durch den Umstand, daß

*) Goethe hat diese Anmerkung lateinisch geschrieben; da lautet sie: „Separatim de Deo, et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animum nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus. Hinc absurdum mihi videtur eos absurditatis accusare, qui ratiocinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunxere. Quae enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens et omnia comprehendat. Nec Sacer Codex nostrae sententiae refragatur, cujus tamen dicta ab unoquoque in sententiam suam torqueri patienter ferimus. Omnis antiquitas ejusdem fuit sententiae, cui consensui quam multum tribuo. Testimonio enim mihi est virorum tantorum sententia, rectae rationi quam convenientissimum fuisse systema emanativum, licet nulli subscribere velim sectae, valdeque doleam, Spinozismum, teterrimis erroribus ex eodem fonte manantibus, doctrinae huic purissimae iniquissimum fratrem natum esse."

er von Spinoza damals nicht mehr wußte, als was er aus Bayle entnehmen konnte, leicht begreiflich.

Mannigfaltig, wie diese Studien waren, füllten sie seine Zeit doch nicht ganz aus. Das muntere Straßburg hatte seine Vergnügungen, und Goethe besuchte mit Freund Salzmann manche angenehme Gesellschaft. Die Promenaden und öffentlichen Gärten waren immer von zahlreichen Spaziergängern besucht, und die Mischung der alten Elsasser Nationaltracht mit den pariser Moden brachte eine reizende Abwechselung hervor und machte die hübschen Frauen noch anziehender.

Salzmann führte ihn bei verschiedenen Familien ein und half dadurch, mehr als durch all seinen Rath, die übertriebene Ungezwungenheit seines natürlich freien Betragens mäßigen, welche den jungen Dichter so oft gegen die hergebrachten Anstandsregeln verstoßen ließ; denn die häufige Berührung mit der Gesellschaft zwingt nun einmal zur Annahme der Gesetze, die sie strenge vorschreibt. Im Wilhelm Meister wird auf die äußere Bildung, welche ein Mann von Talent für den Verkehr in der Gesellschaft nothwendig bedarf, großes Gewicht gelegt, und unter den Gründen, welche dort für den Schauspielerberuf geltend gemacht werden, ist einer der hauptsächlichsten die Leichtigkeit, mit der sich dabei äußere Gewandtheit aneignen läßt.

Ein lebhafter, leidenschaftlicher Jüngling wie er war, voll Ehrgeiz, in der Gesellschaft zu glänzen, und dabei doch sich schmerzlich bewußt, wie wenig sein bisheriges Treiben zur Erlangung der nöthigen Ruhe paßte, mußte er natürlich auf jede Kleinigkeit achten, die auf seine Haltung einwirken konnte.

So brachte er der damals herrschenden Mode das schwere Opfer, eine falsche Haartour zu tragen, da sein eigenes Haar zwar sehr schön, aber zu kurz verschnitten war, um vom Scheitel ab in den Zopf gebunden werden zu können. Da er nun „vom frühen Morgen an so aufgestutzt und gepudert bleiben und sich zugleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verrathen, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß er sich eine Zeit lang ruhiger und gesitteter benahm, sich angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen," wobei er jedoch nicht versäumen durfte, sich durch feinlederne Unterstrümpfe gegen die Rheinschnaken zu sichern. Bei dieser Ausbildung zum Cavalier trieb er auch das Fechten und Reiten tüchtig; mit seinen Universitätsfreunden übte er sich fleißig im Stoßen, und aus regem Eifer — vermuthlich — alles zu treiben, was seine Freunde trieben, fing er gar an, das Cello zu lernen.

Der Kreis seiner Freunde erweiterte sich und auch die Tischgesellschaft in der Krämergasse wurde zahlreicher. Unter den Tischgenossen verdienen zwei besondere Erwähnung — Jung-Stilling und Franz Lerse. Stilling, in seiner „Wanderschaft", berichtet uns sein erstes Zusammentreffen mit Goethe selbst. Die Gesellschaft saß schon bei Tisch, als ein junger Mann muthig ins Zimmer trat, dessen helle große Augen, prachtvolle Stirn und schöner Wuchs die Aufmerksamkeit Stilling's und seines Begleiters Troost unwiderstehlich anzogen. Der letztere bemerkte sogleich gegen Stilling, das müsse ein ausgezeichneter Mann sein, Stilling stimmte ihm bei; nur meinte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm

haben würden, weil er ihn, nach seinem freien Wesen, für einen wilden Gesellen hielt. Aus dem Gespräche hatte sich ergeben, daß der ausgezeichnete Mensch Herr Goethe genannt wurde. Die Gesellschaft schien den beiden Ankömmlingen der Art zu sein, daß sie wohl thäten, vorläufig vierzehn Tage lang sich ganz schweigend zu verhalten. Es kümmerte sich auch niemand sonderlich um sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen zu ihnen „herüberwälzte". Er saß Stilling gegenüber und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Nach einigen Tagen erlaubte sich einer der Tischgenossen über Stilling's altmodische Perrücke einen Spott, den die ganze Gesellschaft lachend aufnahm. Nur Salzmann und Goethe lachten nicht; der wilde Geselle mit den großen Augen nahm sich des Fremden tapfer an. „Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei, rief er aus; es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben!" Von dieser Zeit war Goethe Stilling's Freund und bewies dem einfachen, ernsten, freundlosen Denker, dessen tiefe religiöse Ueberzeugung und zutraulich kindliche Natur ihn wunderbar anzog, fortwährende Theilnahme und zärtliche Neigung. Der Erzählung seiner Lebensgeschichte wurde er nicht müde zuzuhören. Ein innerer Drang war's, der ihn trieb, die Geheimnisse der Menschheit allseitig zu erforschen, jedes Menschen Erlebnisse zu ergründen und sich selbst zu eigen zu machen. Stilling stammte doch nur von armen Köhlern; vom Schneiderhandwerk war er zur Schulmeisterei übergegangen; als das fehlschlug, hatte er wieder zur Nadel gegriffen; dann hatte er sich einer frommen Sekte angeschlossen und in der Stille des

eigenen Seelenlebens sich zu einer Cultur herangebildet, die ihn über die Höhe gewöhnlicher Menschen erhob — was war denn nun in diesem Leben und in diesen Ansichten, das den ausgelassenen skeptischen, behaglich wohlhabenden Studenten fesselte? Der Ernst dieses Lebens, die Wahrhaftigkeit war es. Goethe war ganz dazu geschaffen, der Freund eines Mannes von abweichenden Ansichten zu sein: denn seine Toleranz war weit umfassend und ächt, und er achtete jede wirkliche Ueberzeugung. Er nahm Antheil an Stilling, hörte ihm zu, war geschickt genug, sich in seine religiöse Ueberzeugung nicht zu mischen, und konnte so nicht nur sein Freund sein, sondern auch ruhig und sicher die innere Natur eines solchen Menschen erforschen.

Durch Eigenschaften anderer Art zog ihn Franz Lerse an. Von geradem, männlichem Sinn, mäßig, knapp und sauber im Leben, von trockenem Humor und für alle die kleinen Streitigkeiten des Freundeskreises der unparteilichste Schiedsrichter und Vermittler, prägte sich bei Goethe „der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig“ ein, daß er, zum Denkmal ihrer Freundschaft, im Götz von Berlichingen „der wackern Figur, die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren weiß“, den Namen Franz Lerse gab.

Im Allgemeinen ist Goethe über seine Freunde und Zeitgenossen so mittheilsam und mit genauen Nachrichten über seine eigene Lage so karg, daß wir über vieles im Dunkeln bleiben, dessen Kenntniß erwünscht wäre. Eine Mittheilung, die er über sich selbst macht, ist sehr bezeichnend. Obgleich seine Gesundheit im Allgemeinen völlig hergestellt war, litt er noch an großer Reizbarkeit; ein starker Schall war ihm

zuwider, krankhafte Gegenstände erregten ihm Ekel und Abscheu. Besonders ängstigte ihn ein Schwindel, der ihn jedesmal befiel, wenn er von einer Höhe herunter blickte. Alle diese Schwächen beschloß er zu überwinden, und zwar, weil er keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas stürmische Weise. Abends beim Zapfenstreich ging er neben den Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätte zersprengen mögen. Ganz allein erstieg er den höchsten Gipfel des Münsterthurms und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone wohl eine Viertelstunde lang, bis er es wagte, wieder hinaus in die freie Luft zu treten, wo er „auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte hat, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sah, indessen die nächsten Umgebungen und Zierrathen die Kirche und alles, worauf und worüber er stand, verbargen". Es war ihm völlig, als sei er in einem Ballon in die Luft erhoben. Dergleichen Angst und Qual wiederholte er so oft, bis der Eindruck ihm ganz gleichgültig ward, und in späterer Zeit, bei Bergreisen und geologischen Studien, bei Bauten und beim Besehen von Kunstwerken, hat er von diesen Vorübungen großen Vortheil gezogen. Ebenso war ihm die Anatomie doppelt werth, weil sie ihn den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte und zugleich seine Wißbegierde befriedigte. In der That setzte er es durch, daß ihn kein noch so widerwärtiger Anblick außer Fassung bringen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte er sich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der

Finsterniß der Kirchhöfe, einsamen Oerter, nächtlichen Kirchen und Kapellen wußte er sich ebenfalls gleichgültig zu machen und brachte es darin so weit, daß in späteren Jahren, wenn ihn die Lust ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, er diese kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder einigermaßen erzwingen konnte.

Zwei Liebeslieder aus jenem Jahre — „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Blinde Kuh" — führen uns auf die Spur von Liebschaften. Zwar in seiner Lebensbeschreibung sagt er von Dorilis und Theresa nichts, und bei jedem andern würde dieses Schweigen beweisend sein, würden die Gedichte selbst weiter keinen Anhalt bieten; die Claribellen und Isabellen, die Laura's und Lesbia's unserer Poeten für wirkliche junge Damen zu halten, die ihnen im Leben begegnet wären und ihre unbeständigen Herzen gefangen genommen hätten — daran denkt kein Mensch; aber bei Goethe ist es anders. Die Blüthen seiner Poesie wuchsen aus dem Boden der Verhältnisse. „Alle meine Gedichte sind Gelegenheits-Gedichte", sagt er. Aeußerungen wirklicher Gefühle an wirkliche Wesen, sind sie von all dem erheuchelten Liebesgetändel mit erdichteten Geliebten völlig verschieden. Goethe's Gedichte sind Zeugnisse mit Beweiseskraft*). In dem vorliegenden Falle ist leider die nackte Thatsache alles was sich entdecken läßt.

---

*) Auch Viehoff vermuthet in Dorilis und Theresa (vielleicht waren sie nur eine Person) Straßburger Damen, die Goethe durch Salzmann kennen gelernt hatte.

Unter seinen Straßburger Liebesgeschichten ist indeß eine, deren Eindruck nicht so rasch vorüberging. Von früher Jugend an hatte der Vater mit seiner seltsamen pädagogischen Liebhaberei ihm und seiner Schwester selbst im Tanzen Unterricht gegeben, was dem kalten, förmlichen, steifen alten Frankfurter wunderlich genug gestanden haben mag. Aber er fand es nicht im mindesten unpassend; höchst würdevoll brachte er ihnen ein Menuet bei und blies dazu die Flöte. Später hatte Goethe das Tanzen vernachlässigt, und als man ihn in Leipzig zu einem Menuet nöthigte, benahm er sich dabei so ungeschickt, daß er in den Verdacht kam, als habe er absichtlich den Leuten die Lust benehmen wollen, ihn wieder zum Tanzen zu veranlassen.

In Straßburg war ein hübscher junger Mann, der nicht tanzen konnte, eine auffallende Ausnahme. Kein Sonntagabend verging, an welchem in den öffentlichen Vergnügungsörtern nicht tanzlustige Schaaren sich drängten; an den Wochentagen gab es häufig glänzende Maskenbälle, und die lebenslustigen Elsasser kamen (und kommen) niemals in Gesellschaft zusammen, ohne sich im Walzer zu drehen. Das ist ein vergnügter Anblick. Die Mädchen drehen sich am Arm ihrer Liebsten in die Runde; die Alten sitzen an kleinen Tischen unter dem Schatten duftiger Zweige, die Männer haben stattlich lange Pfeifen friedlich im Munde, und die Kinder spielen an den Bänken umher. In diese Gärten mit ihren Tänzern ging Goethe häufig genug — aber er konnte nicht walzen. In Privatgesellschaften war er noch schlimmer daran. Endlich entschloß er sich, es zu lernen. Ein Freund brachte ihn zu einem Tanzmeister, der für

geschickt bekannt war, und bald machte er es dem Lehrer zu Dank.

Dieser Tanzmeister, ein trockner, gezierter, aber liebenswürdiger Franzose, hatte zwei Töchter, die ihm in den Stunden halfen, indem sie sowohl die Tänzerin als die Lehrerin abgaben. Zwei hübsche Mädchen, beide unter zwanzig Jahren, reizend lebhafte, coquette Französinnen, mußten den jungen Dichter wohl anziehen, und andrerseits konnte die Anmuth und Schönheit des jungen Mannes ihres Eindrucks auf die beiden Mädchen nicht verfehlen, die ein etwas einsames Leben führten. Unglücklicherweise kreuzten sich ihre Neigungen. Goethe's Herz fühlte sich mehr zu der jüngeren Emilie hingezogen, aber diese liebte einen andern, und Lucinde, die ältere, wandte ihre Neigung ihm zu. Emilie hielt sich gegen ihn sehr zurück, aber Lucinde war in der Stunde immer bei der Hand, mit ihm zu walzen, die Stunde in die Länge zu ziehen oder ihm kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Der Vater hatte nicht viele Kunden; Goethe blieb daher oft nach der Stunde bei ihnen, die Zeit zu „verschwätzen“ oder ihnen aus einem Roman vorzulesen — gefährlich, gefährlich!

Er sah wohl, wie die Dinge standen, aber die Zurückhaltung der jüngern Schwester konnte er sich doch nicht erklären. Endlich wurde ihm die Ursache deutlich. Als er eines Abends nach der Stunde in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt ihn Lucinde in dem Tanzsaal zurück; ihre Schwester habe eine Kartenlegerin bei sich, die ihr offenbaren solle, wie es mit einem Freunde beschaffen sei, an dem ihr ganzes Herz hange. „Das meinige ist frei,“ fuhr sie fort, „und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen.“

„Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten (so lautet Goethe's Erzählung im Auszug), indem ich versetzte, daß sie sich, wie es damit stehe, am ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun. Sie tadelte mich deshalb und betheuerte, daß nichts in der Welt sicherer sei, als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte sie jedoch zuletzt mit mir in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert halte, daß die Function vorbei sei. Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt, da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu sein schien. Der Alten wurde nun geschmeichelt und gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der älteren Schwester und auch mir das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte mit der Sprache nicht heraus. — Ich sehe schon, sagte die jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünschte Karte! Die ältere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: So sprecht nur; es wird ja den Kopf nicht kosten! Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder zu verbessern. indem sie auf

Briefe und Geld Hoffnung machte. — Briefe, sagte das schöne Kind, erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt. — Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird, versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweiten Male auflegte; allein es war vor unser aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum drittenmal auslegen, in Hoffnung einer bessern Aussicht; allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. — Trösten Sie Lucinden, sagte die jüngere, gehen Sie ihr nach. Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern! — Lassen Sie uns zusammen gehen, sagte ich zu Emilien. Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird, versetzte diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten wie wir wollten. Was sollte ich thun! ich bezahlte die Alte reichlich für das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde. Die Alte war bereit. — Lassen Sie mich nicht dabei sein! rief ich, und eilte die Treppe hinunter."

„Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie sagen, ich möchte heute ja nicht

fehlen, und ich nahm zur gewöhnlichen Zeit meine Stunde. Nachdem sie beendet, ging ich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. Sie liegt im Bette, sagte Emilie; sie erklärt, sie werde sterben. Gegen mich hatte sie als einen undankbaren falschen Freund die heftigsten Vorwürfe ausgestoßen. Ich weiß mich nicht schuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann. Emilie lächelte und versetzte: Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir alle in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen: es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt gebrauchte, besäßen Sie nun. — Und diesen Rath, Ihr Haus zu meiden geben Sie mir, Emilie? versetzte ich. — Eben ich, sagte sie, aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur. Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am weitesten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite: denn es stellte sich ein Dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen

wohlmeinenden Rath am besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte aufs deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl, sagte sie und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — Nun, sagte sie, indem sie mich gegen die Thüre führte, damit es wirklich das letztemal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs zärtlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich. In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten, aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen! Emilie ließ mich fahren und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sophas. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich

weggewiesen, und hier entstand eine Szene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte. Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrug's; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten. Ich bin offen und gutmüthig, und jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder, was hinter dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig, als mein warmes, treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht. Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte, und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen sollte; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftig-

keit. Sie stand vor mir und schien auf etwas zu sinnen. Drauf sagte sie: ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Ansprüche auf Sie. Aber du sollst ihn auch nicht haben, Schwester! Sie faßte mich mit diesen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem sie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Gesicht an das ihre drückte und mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. Nun, rief sie aus, fürchte meine Verwünschung. Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erstenmale nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie was Sie können! Ich flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten."

Ist das nicht wie aus einem Roman? Die leidenschaftliche kleine Französin, der verblüffte Poet, die alte Kartenlegerin und der trockene alte Tanzmeister, leicht skizzirt, im Hintergrunde — das sind Figuren, die einem Romanschreiber gefallen könnten.

Sechster Abschnitt.

Herder und Friederike.

Sehr bemerkenswerth ist in dieser Straßburger Periode die durch und durch deutsche Bildung, die sie Goethen gab. In damaliger Zeit war die Bildung zumeist classisch und französisch. Auf Goethe hatten die classischen Studien niemals großen Einfluß geübt, und auch auf seinem ferneren Lebensgange näherte er sich dem Alterthume mehr durch die Kunst als durch die Literatur. Den Franzosen andrerseits verdankte er sehr viel, beides in Richtung und Stoff. Indessen war damals eine Wiederbelebung der deutschen Nationalität eifrig im Werk. Klopstock, Lessing, Herder, Shakespeare und Ossian stellte man den Franzosen als ebenbürtig gegenüber. Ein erwachender Nationalstolz lieh diesem Wechsel des Geschmacks sein Gewicht. Gothische Kunst fing an für die wahrhaft moderne Kunst zu gelten.

Die Tischgesellschaft des Goethe'schen Kreises verbannte nicht nur die französische Sprache, sondern sagte sich auch sonst in jeder Beziehung von dem französischen Wesen los. Die französische Literatur verspotteten die Freunde als geziert, unwahr, unnatürlich, und setzten dieser Höflingsliteratur die

Treue, die einfache Kraft und Einfalt des deutschen Wesens entgegen. Goethe hatte ein bischen in mittelalterliche Studien hineingeguckt, hatte den Straßburger Münster mit staunender Ehrfurcht betrachtet, hatte sich von Shakespeare begeistern lassen, hatte Lessing's bilderstürmenden Witz die Prätensionen der französischen Dichtung zertrümmern sehen. Dazu hatte er die Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen gelesen, und das Bild dieses gewaltigen Mannes in wilder anarchischer Zeit hatte sich ihm so tief eingeprägt, daß der Plan, ihn dramatisch darzustellen, in seinem Geiste erwachsen war. Auch der Faust lag schon als Keim in ihm. Die Sage von diesem Zauberer „klang und summte gar vieltönig in ihm wieder". Wie Faust, hatte auch er sich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben aufmerksam worden; wie Faust, hatte auch er es im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Die Studien in der Alchymie, Medicin, Juristerei, Philosophie und Theologie, die ihn so lange beschäftigt hatten, ließen ihn einen so zu sagen persönlichen Antheil an der alten Faustsage nehmen.

In solcher Stimmung war ihm die Bekanntschaft mit Herder von großer Bedeutung. Herder war fünf Jahre älter als er, und hatte sich schon einen Namen gemacht. Eines Augenübels wegen kam er nach Straßburg und einen ganzen Winter blieb er wegen der Operation dort. Goethe, von der neuen Bekanntschaft mit diesem mächtigen Geiste entzückt, wohnte der Operation bei, besuchte ihn die ganze Zeit während der Kur Morgens und Abends und lauschte den Reden der Weisheit von seinen Lippen, wie nur ein

Schüler einem vielgeliebten Meister zuhorchen kann. Der Gegensatz der beiden Männer war groß, aber es war ein Unterschied, der sie nicht trennte. Herder war bestimmt, klar, lehrhaft; er kannte seine Ziele und liebte seine Gedanken mitzutheilen; Goethe war skeptisch, unruhig strebend. Herder war hart, sarkastisch, bitter, Goethe liebenswürdig und unendlich tolerant. Die Bitterkeit, die so manche Freunde von Herder entfernte, konnte Goethe nicht abstoßen; es war eine Eigenthümlichkeit von ihm, zu jeder Zeit von entgegengesetzten Naturen lernen zu können; auf dem Boden gemeinsamer Ueberzeugung begegnete er ihnen und wußte die Punkte zu vermeiden, wo nothwendig ein Zusammenstoß erfolgen mußte. Es ist ein wenig auffallend, daß Herder bei aller Zuneigung für seinen jungen Freund und bei aller Dankbarkeit für seine Gefälligkeiten, von seinem Genie keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Die einzige Andeutung über seine Meinung von Goethe in damaliger Zeit findet sich in einem Briefe an seine Braut, aus dem Februar 1772. „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." Seine eigene Eitelkeit mag sich zwischen Goethe und ihn gestellt haben, oder er erkannte vielleicht die Mängel des jungen Freundes zu deutlich, um von seinem Talent viel zu halten. Herder liebte an Menschen und Dingen nur das Abstrakte und Ideale, und immer kritisirte und

klagte er über das Individuelle, weil es sein Ideal nicht verwirklichte. Was Gervinus von Herder's Verhältniß zu Lessing sagt: „er liebte diesen Mann wahrhaft, als er ihn in seiner Charakteristik im Ganzen überschlug; im Einzelnen hörte er nie auf, an ihm zu kritteln" — das gilt auch von seinem Verhältniß zu Goethe durchs ganze Leben. Goethe hatte gar wenig von jener abstrakten Menschenliebe, welche bei Herder und bei so vielen andern die Stelle der persönlichen Liebe vertritt und jene Menschenfreunde zu beseelen pflegt, die in ihrer Philanthropie so aufrichtig sind und doch als Ehemänner, Väter, Brüder, Freunde nichts taugen. Goethe im Gegentheil hatte die überströmendste Liebe für Individuen. Seine concrete und zartfühlende Natur fühlte sich weit mehr zu Menschen als zu Abstraktionen hingezogen. Wer das nicht anerkennt, mag über seine „Gleichgültigkeit" gegen Politik, gegen Geschichte, gegen so manche große Frage der Menschheit raisonniren; aber wer es anerkennt, der wird anders urtheilen.

Herder's Einfluß auf Goethe war mannigfach, am stärksten auf dem Gebiete der Dichtkunst. Er lehrte ihn die Bibel als ein glänzendes Zeugniß für die Wahrheit betrachten, daß „die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer." Von der hebräischen Dichtung führte er ihn in die übrige Volkspoesie, und da nahmen Homer und Ossian den ersten Rang ein. Ossian machte damals die Runde durch Europa und fand überall Gläubige. Goethe war von dem wilden nordischen Sänger so entzückt, daß er den Gesang Selma übersetzte und später in den Werther

aufnahm. Neben Shakespeare und Ossian lernte er durch Herder auch den Vikar von Wakefield kennen und schätzen, und das reizende Familienbild, welches Goldsmith darin gezeichnet hat, sollte er nun lebend in dem Pfarrhause von Friederiken's Vater sehen.

Auf den hohen und breiten Altan des Straßburger Münsters waren er und die andern „jungen Gesellen" oft des Abends gestiegen, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen. Die ruhige offene Landschaft dehnte sich meilenweit zu ihren Füßen, und manche Stelle hatte schon der eine oder andere bezeichnet, an die sich liebe Erinnerungen knüpften. Uns interessirt vor allen ein Punkt — Sesenheim, die Heimath Friederikens. Von allen Frauen, welche die Auszeichnung genossen, von Goethe geliebt zu werden, hat für mich keine solchen Zauber wie Friederike. Die reizende Schilderung in Dichtung und Wahrheit, bei der der Dichter mit besonderem Entzücken verweilte, hat ihr idyllisches Bild jedem Liebhaber deutscher Literatur vertraut gemacht. Der Sekretär (der im Sommer 1856 gestorbene Kräuter), dem Goethe diesen Theil seiner Lebensbeschreibung diktirte, erinnerte sich noch in späten Jahren lebhaft, wie tief ergriffen Goethe schien, als diese Scenen an seinem Gedächtniß vorüber zogen. Während er diktirte, ging er, die Hände wie gewöhnlich auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, aber bei dieser Episode stand er oft im Gehen still und hielt mit dem Diktiren inne; ein langes Schweigen, ein tiefer Seufzer, und in leisem Tone fuhr er fort zu erzählen.

Weyland, einer seiner Tischgenossen, hatte ihm von einem Landgeistlichen gesprochen, der mit seiner Frau und

zwei liebenswürdigen Töchtern nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, lebe. Zu Anfang Oktober 1770 schlug ihm der Freund vor, den würdigen Pfarrer gemeinsam zu besuchen. Sie kamen überein, Weyland solle ihn unter der Verkleidung eines ärmlichen Studenten der Theologie einführen. Goethe's Freude am Inkognito trieb ihn oft zu solchen Verkleidungen. Diesmal borgte er sich alte Kleider und kämmte sich das Haar so wunderlich, daß Weyland sich des Lachens nicht erwehren konnte. In bester Stimmung ritten sie aus. In Drusenheim hielten sie an, Weyland um sich sauber umzukleiden, Goethe um sich seine Rolle zurückzurufen. Quer über Wiesen ritten sie dann nach Sesenheim, ließen ihre Pferde im Wirthshause und gingen nach dem Pfarrhofe hinüber — einem alten, etwas zerfallenen, aber sehr malerischen, friedlich stillen Bauernhause. Sie trafen Herrn Brion ganz allein zu Hause und wurden freundlich empfangen. Die Familie war auf dem Felde. Weyland ging sie zu suchen, während Goethe mit dem Pastor über Pfarrangelegenheiten ein bald vertrauliches Gespräch führte. Nicht lange, so erschien die Mutter, und hinter ihr kam die älteste Tochter lebhaft hereingestürmt, fragte nach Friederike und fuhr wieder zur Thür hinaus sie zu suchen. Man brachte Erfrischungen; Weyland sprach mit den beiden Gatten über alte Bekannte, Goethe hörte zu. Die älteste Tochter kam wieder hastig herein, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Diese kleine Unruhe wegen Friederikens bereitete den Dichter auf ihre Erscheinung vor.

Endlich trat sie in die Thür und — so erzählt Goethe vierzig Jahre später — „da ging fürwahr an diesem länd-

lichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm", und so hatte Goethe „das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Beim Anblick dieses schönen sechszehnjährigen Mädchens fing Goethe an, sich seiner Verkleidung zu schämen. Seine Eigenliebe war verletzt, daß er so als Stubenhocker ohne alle äußere Zierlichkeit vor ihr erschien. Inzwischen ging das Gespräch zwischen Weyland und der Familie seinen Gang. Ein endloser Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Basen, Gevattern und Gästen wurde vorgeführt; Goethe war von dem Gespräch ganz ausgeschlossen, Friederike bemerkte das, setzte sich zu ihm und fing mit reizender Offenheit zu plaudern an. Noten lagen auf dem Klavier; sie fragte ihn, ob er auch spiele, und als er es bescheiden bejahte, bat sie ihn, etwas vorzutragen. Aber der Vater meinte,

sie müsse zuerst etwas singen. Sie setzte sich an das etwas verstimmte Klavier und trug Verschiedenes in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, vor. Dann sang sie ein Lied, ein zärtlich-trauriges, aber das gelang ihr gar nicht; sie fühlte es selbst, stand auf und sagte lächelnd: „Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsasser und Schweizer Liedchen hören, die klingen schon besser." Sie gingen ins Freie, und lustig ließ ihre Stimme die Verse ertönen:

Vom Wald bin ich kommen, wo's stockfinster ist,
Und ich lieb Dich von Herzen, das glaub' mir gewiß,
Und da lacht er, da lacht er, der schelmische Dieb,
Als ob er nicht wüßte, daß ich ihn lieb'.
Ei ja, ei ja, ei ei, ei ei, ei ja, ja, ja.

Er war gefangen!

Geneigt wie er immer war, in Scenen des wirklichen Lebens Gemälde und Poesie zu sehen, fand er hier in dem Pfarrhause die Familie des Vikar von Wakefield leibhaftig vor sich. Entsprach Herr Brion dem würdigen Primrose auch nicht ganz, so konnte er doch für ihn hingehen; die älteste Tochter war Olivia, Friederike Sophie, und als beim Abendessen der jüngere Bruder ins Zimmer trat, enthielt sich Goethe kaum auszurufen: Moses, bist Du auch da! Beim Abendessen war's gar heiter; so vergnügt wurden sie, daß der vorsichtige Weyland befürchtete, Goethe könne vor Wein und Liebe aus der Rolle fallen, und einen Spaziergang im Mondschein vorschlug. Weyland bot der ältesten Tochter den

Arm, Goethe der jüngsten, und „so zogen sie durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über sich zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben ihnen befand.“ Jugend und Mondschein — was braucht's der Worte mehr?! Schon gab er genau Acht, in welchem Tone sie von den einzelnen Vettern und Nachbarn sprach, seine Eifersucht befürchtete einen Nebenbuhler, aber ihr fröhlicher Sinn kannte die Liebessorgen noch nicht, und in schweigender Entzückung horchte er ihrem unbefangenen Geplauder.

Als sich die Freunde zur Nacht zurückzogen, hatten sie viel zu besprechen. Weyland versicherte ihn, sein Inkognito sei vollständig gewahrt: die Familie habe sich vielmehr nach seinem lustigen Tischgenossen Goethe erkundigt, von dem sie allerlei Tollheiten gehört habe. Und nun kam die ängstliche Frage, ob Friederike verlobt sei? Nein. Das war ein Trost. Ob sie je geliebt habe? Nein. Noch besser. So schwatzten sie bis tief in die Nacht, wie Freunde pflegen, deren Herzen zu voll, deren Köpfe zu heiß sind für die Ruhe. Als es tagte, war Goethe schon wieder munter, ungeduldig vor Verlangen, Friederiken in der Frische des Morgens wieder zu sehen. Während er sich ankleidete, erschrak er über seine verwünschte Garderobe und vergebens suchte er sich zu helfen. Mit den Haaren wäre er allenfalls noch fertig geworden, aber als er sich in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel ihm das abgeschmackteste Ansehen gaben, sah er gar zu lächerlich aus — und Weyland, der sich behaglich im Bette streckte, erhob ein lautes Lachen. In seiner Verzweiflung entschloß er sich kurz, nach Straßburg zurück zu reiten und in seinen eigenen Kleidern wieder-

zukommen. Unterwegs kam ihm ein anderer Gedanke. Er borgte sich von dem Sohne des Wirths in Drusenheim, der von seiner Gestalt war, die Sonntagskleider, schwärzte sich mit angebranntem Kork die Augenbrauen und kehrte nun nach dem Pfarrhause zurück, mit einem Kuchen für die Frau Pastorin, der gerade abgegeben werden sollte. Auch mit dieser zweiten Verkleidung gelang's ihm, so lange er sich in der Ferne hielt, aber als Friederike nahe an ihn heran kam und ihn fragte: „George, was machst Du hier?" da mußte er sich entdecken. „Nicht George!" rief er, „aber einer, der tausendmal um Verzeihung bittet." Sie betrachtete ihn mit Erstaunen und rief aus: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!" Der Scherz wurde nun aufgeklärt und von Friederike sowohl wie von der ganzen Familie, die herzlich darüber lachte, rasch vergeben.

Heiter verging der Tag; die beiden jungen Leute wurden von Stunde zu Stunde verliebter. Die Leidenschaft rechnet nicht nach Zeit: Augenblicke sind wie Ewigkeiten, wenn zwei Herzen in eins zusammen fließen. Es ist daher gleichgültig, daß Goethe in Wahrheit und Dichtung erzählt, er habe „zwei" Tage in jenem glücklichen Kreise verweilt, während er in einem Briefe von damals einen Aufenthalt von „einigen" Tagen angiebt. Er war lange genug da, um sich gründlich zu verlieben und die ganze Familie durch sein munteres, gefälliges Wesen und seine dichterische Begabung für sich einzunehmen. Eine Probe seines Talents hatte er den neuen Freunden durch die Erzählung des (später in die Wanderjahre aufgenommenen) Märchens von der neuen Melusine gegeben, das er für sie niederzuschreiben versprach.

Auch an den Plänen des Pastors für den Umbau des Pfarrhauses hatte er Antheil genommen und die betreffenden Entwürfe nahm er zur weitern Ausführung mit nach Straßburg.

Den Schmerz der Trennung erleichterte das Versprechen baldigen Wiedersehens. Neues Leben im Herzen kehrte er nach Straßburg zurück. Nicht lange zuvor hatte er an eine Freundin geschrieben, daß er „noch niemals so lebhaft erfahren was das sei, vergnügt ohne daß das Herz einigen Antheil habe zu leben, als jetzt in Straßburg"; angenehme Leute und mannigfache Studien ließen ihm keine Zeit zum Empfinden; „genug, sein jetziges Leben sei vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel sei." Aber nun geht ein anderer Ton durch seine Briefe, wenn wir nämlich nach dem einzigen schließen dürfen, der uns erhalten ist. Derselbe ist an Friederike gerichtet, vom 15. Oktober 1770:

„Liebe neue Freundin!

(Straßburg), am 15. Oktober.

Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug', im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihnen, und für unsere Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bischen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will,

und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes; so viel merk ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein mögte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückkehr können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläuftig noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Moräften; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der wenige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich nur etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag nichts sagen, entweder Sie können's rathen oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsre Freude ge-

wesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da, und sagen: Liebes Herzchen sei ruhig, Du wirst doch nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die Du liebst; sei ruhig liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten mir nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf ihre süße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzt. Zwar hoff ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unsrer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird; wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe!!"

Wenige Tage nach seiner Rückkehr ließ sich Herder operiren. Goethe war fortwährend um ihn, aber wie er seine mystischen Studien und dichterischen Entwürfe aus Furcht

vor Herder's Spott sorgfältig verbarg, so verschwieg er ihm vermuthlich auch die neue Leidenschaft, die ihn mit so süßer Pein erfüllte. Still im Herzen trug er Friederiken und sorgfältig zeichnete er die Pläne für das neue Pfarrhaus. Er sandte der Geliebten Bücher und erhielt von ihr einen Brief, der ihm natürlich als das kostbarste Besitzthum erschien.

Im November ging er wieder nach Sesenheim. Es war schon spät, als er in der Dorfschenke ankam; bis zum nächsten Morgen zu warten erlaubte ihm seine Ungeduld um so weniger, als die Aeußerung des Wirths, die Mädchen seien eben erst nach Hause gegangen und erwarteten noch einen Fremden, seine Eifersucht erregte; er eilte nach dem Pfarrhause. Zu seiner Ueberraschung war man dort über den späten Besuch nicht überrascht, und noch mehr erstaunte er, als er Friederiken der Schwester in's Ohr flüstern hörte: „Hab ich's nicht gesagt? da ist er!“ Ihr liebend Herz hatte seine Ankunft vorher gesagt und genau zu dem rechten Tage.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und man erwartete viele Gäste. Früh bei Zeiten rief ihn Friederike zum Spazierengehen, während Mutter und Schwester zum Empfang der Gäste die Vorbereitungen trafen. Wer könnte diesen Spaziergang beschreiben, auf dem sich das jugendliche Paar harmlos und frei, wie George Sand es so schön nennt, „all dem unendlichen Nichts einer werdenden Liebe“ hingab? Sie sprachen über die Vergnügungen des bevorstehenden Nachmittags und verabredeten sich, sie wo möglich in ungetrennter Gemeinsamkeit zu genießen; sie machten einander mit neuen geselligen Spielen bekannt, und aus diesem unschuldigen Geplauder lächelte rein und heiter die

Liebe hervor. Die Glocke rief sie vom Spaziergang zur Kirche; ihre Aufmerksamkeit auf die Predigt des würdigen Pfarrers wird wohl nicht groß gewesen sein; eine Andacht anderer Art glühte in ihren Herzen. Er wiederholte sich ihre Vorzüge, die sie soeben auf's Freieste vor ihm entwickelt hatte: „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten." Eine „ernstere Betrachtung" über ihn selbst kam dazu. Die rothen Lippen Friederiken's erinnerten ihn an die Verwünschung, welche jene leidenschaftliche Französin mit ihrem letzten Kusse an seinen Mund geheftet, und deretwegen er sich, abergläubisch genug, seither in Acht genommen hatte, ein Mädchen zu küssen. Beim Einlösen der Pfänder, wo die Küsse immer eine große Rolle spielten, war ihm das oft genug eine lästige Prüfung gewesen, und um mit einer zierlichen Wendung davonzukommen, mußte er nun im Pfarrhause seine ganze Geistesgegenwart aufbieten, da die Gesellschaft bald genug sein Verhältniß zu Friederike herausfühlte und sich schalkhaft alle Mühe gab, ihm dasjenige aufzudrängen, was er heimlich zu vermeiden suchte. Die Geliebte half ihm dabei mit natürlichem Takt. Doch die Zeit kam auch, wo die Erregung des Tanzes und Spieles ihn fortriß, wo im brennenden Druck ihrer Lippen all seinen Aberglauben vernichtete — „ein Kuß, ein langer, langer Kuß der Lieb' und Schönheit."

Wenn auch nicht als förmlich Verlobter, doch als erklärter Liebhaber verließ er diesmal Sesenheim. So wenigstens scheint ihn die Familie und der Freundeskreis des

Hauses angesehen zu haben. Eine Verlobung fand vermuthlich deshalb nicht statt, weil er noch so jung war und die Einwilligung des Vaters hätte eingeholt werden müssen. Seine Muse, schweigsam seither, fand nun wieder Worte, und von den Liedern, die ihm Friederike eingab, sind manche in seinen gesammelten Gedichten enthalten.*)

Der Zweck seines Straßburger Aufenthaltes war, Doktor der Rechte zu werden. Kurz vor der Sesenheimer Fahrt hatte er seine Dissertation angefangen. Aber Shakespeare, Ossian, Faust, Götz, und vor allem Friederike hatten seine Pläne gestört, und er folgte nun dem Rathe von Freunden, statt über eine Dissertation, über eine Reihe von Thesen zu disputiren. Indeß sein Vater wollte nichts davon hören und bestand auf einer gehörigen Dissertation. Er wählte daher das Thema, jeder Gesetzgeber sei berechtigt und verpflichtet, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Theils historisch, theils raisonnirend führte er dieses Thema aus. Die Dissertation wurde natürlich lateinisch geschrieben, und sein Vater, dem er sie in besonderer Abschrift zuschickte, hatte

*) Vollzählig sind dieselben zu finden im „Sesenheimer Liederbuch“ und in Viehoff's „Goethe erläutert“; von den in Goethe's Gedichte aufgenommenen sind die bemerkenswerthesten: Willkommen und Abschied („Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde!“), Mit einem gemalten Bande („Kleine Blumen, kleine Blätter“), An die Erwählte („Hand in Hand und Lipp' auf Lippe“) und das köstliche „Mailied“ (Wie herrlich leuchtet mir die Natur!). Daneben: „Erwache Friederike!“ und „Ein grauer trüber Morgen.“ (Anm. d. Uebers.)

große Freude daran. Aber der Dekan der Fakultät wollte die Arbeit, sei es aus Bedenken gegen die darin enthaltenen Paradoxien, sei es wegen Mangels an der nöthigen Gelehrsamkeit, nicht als akademische Dissertation veröffentlichen lassen. Dafür durfte Goethe über Theses disputiren.*) Das geschah am 6. August 1771; seine Tischgenossen, namentlich Franz Lerse, waren die Opponenten. Ein lustiger Schmaus beschloß die Feierlichkeit von Dr. Goethe's Promotion.

Während der Vorbereitungen auf das Examen konnte er zu Besuchen in Sesenheim keine Zeit finden; aber doch war er nicht ganz von Friederike getrennt: die Mutter kam mit beiden Töchtern zum Besuch bei einem reichen Verwandten nach Straßburg. Goethe war nun schon einige Zeit mit der Familie bekannt gewesen und hatte oft Gelegenheit gehabt, mit seiner Geliebten zusammen zu sein. Jetzt sollte er sie außerhalb ihrer gewohnten Umgebung sehen. Die Mädchen kamen in der Elsasser Nationaltracht, ihre städtischen Verwandten waren französisch gekleidet — ein Gegensatz, der Olivien sehr unglücklich, verlegen und ungeschickt machte, so daß Goethe sich offenbar ihres Benehmens ein wenig schämte. Friederike paßte zwar auch nicht in diese Lage, wußte sich aber doch besser zu finden und war vollkommen zufrieden, so lange sie ihn zur Seite hatte. In seiner Lebensbeschreibung nennt Goethe diesen

---

*) S. diese Thesen im vierten Anhang. Nach dem Wortlaut der Ueberschrift „pro *licentia* summos in utroque jure honores rite consequendi“ kann G. durch diese Disputation nur Licentiatus juris geworden sein. G. ist nicht Doctor rite promotus gewesen, wurde auch in die Frankfurter Advokaten-Liste nicht als solcher eingetragen; Doctor Goethe war Doctor by courtesy. Anm. d. Uebers.

Straßburger Besuch der Pastorsfamilie mit einem bezeichnenden Ausdruck „eine sonderbare Prüfung.“ Und eine Prüfung war es, wenn man die verschiedenen Lebensverhältnisse der beiden Liebenden erwägt. Er war der Sohn eines vornehmen Frankfurter Bürgers, an gesellschaftlicher Stellung hoch erhaben über die arme Pastorstochter. Ja, so groß war der Abstand, daß viele meinen, eine Heirath mit Friederiken sei für ihn schon deshalb unmöglich gewesen, weil sein Vater nie seine Einwilligung gegeben haben würde. Die Liebe kümmert sich nie um Rang und Stellung, fragt nie, was die Welt dazu sagen wird, aber wenn es an's Heirathen geht, so treten Zweifel und Bedenken ein. Die Männer sind sehr empfindlich, was andere von ihren Geliebten und Frauen halten, und für Goethe muß es wirklich eine rechte Prüfung gewesen sein, Friederiken und ihre Schwester in so grellem Gegensatze mit ihrer städtischen Umgebung zu sehen. In den Gehölzen von Sesenheim war sie (wie Schaefer es ausdrückt) eine Nymphe des Waldes, im Straßburger Salon wurde die Nymphe zur Bäuerin — eine Zerstörung von Illusionen, wie sie wohl mancher schon erlebt hat.

Eines Abends nahm Friederike die Dienste des Geliebten zur Unterhaltung der Gesellschaft in Anspruch; sie bat ihn, Hamlet vorzulesen. Er erntete großen Beifall. Friederike hatte während der Vorlesung „von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen.“ Dachte sie an die arme Ophelia und ihr zerstörtes Glück?

„Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel,
„So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts“ —?

Wohl mochte sie eine Ahnung ihrer Zukunft überschleichen. Aber den Beifall, den der Geliebte erntete, sammelte sie mit Freuden ein und „versagte sich, nach ihrer zierlichen Weise, den kleinen Stolz nicht, in ihm und durch ihn geglänzt zu haben."

Daß seine Leidenschaft ihn selbst sehr beunruhigte, leidet keinen Zweifel. „Welch' Glück ist's," schrieb er, „ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen."

Die Erwähnung des Hamlet führt uns von selbst in die Gesellschaft, wo er Vergessen suchte, als Friederike Straßburg verließ. Bei ihrer Abreise, gesteht er, fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen. Sie ihrerseits fühlte beim Scheiden, daß der Liebesroman zu Ende ging. Er stürzte sich wieder in den heitern Kreis der Genossen, um der quälenden Gedanken los zu werden; er verlor sich halb in den Taumel von Lustbarkeiten und Tänzen, aber er gestand Salzmann, glücklich fühle er sich doch nicht, sein Herz sei wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter aufzieht, und er fühle, daß

er Schatten nachjage. Sehr viel verkehrte er mit Lenz, der kurz vorher nach Straßburg gekommen war; mit ihm und einigen andern Shakespeare-Schwärmern bildete er eine Gesellschaft, die so shakespearefest war, wie nur ein Theologe bibelfest sein kann, deren „ganze Glückseligkeit die Absurditäten der Clowns machten," die sich „sehr glorios" fühlte, wenn sie diesen nachahmen und Späße liefern konnte, welche der Shakespeare'schen Narren würdig und aus der „wahrhaften reinen Narrenquelle" geflossen waren. Die Wirkung Shakespeare's auf das junge Deutschland war ungeheuer. Die grandiose Kraft, die Tiefe seiner Gedanken, die Originalität und Kühnheit der Sprache, seine Schönheit, sein Pathos, seine Erhabenheit, sein Witz und wild überströmender Humor, die Lebensfülle seiner Gestalten, die Feinheit seiner Beobachtung und die tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Leidenschaft und des Charakters — alles das waren Vorzüge, welche zu schätzen die Deutschen nicht wie die Franzosen durch falsche Kritik und, noch weniger, durch nationale Vorurtheile gehindert waren. Lessing hatte den Namen Shakespeare auf das Banner geschrieben, das den Angriffen auf die französirende Richtung voran wehte. In seinem Sinne drang dann Herder tief in Shakespeare's Wesen ein und stellte es herrlich dar; ihm nach der Kreis von Goethe's Straßburger Freunden. Von Goethe ist aus jener Zeit eine Rede über Shakespeare erhalten und durch Otto Jahn veröffentlicht. Den einundzwanzigjährigen Jüngling in beredten Worten seinen großen Meister preisen zu hören, gewährt einen klaren Einblick in das Geheimniß seiner Gedankenwelt. Die Rede lautet:

„Mir kommt vor, als sei die edelste von unsern Empfindungen die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsere Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird als zu leben; und daß keiner sein Ziel erreicht, wornach er so sehnlich ausging; — denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lange glückt, fällt er doch endlich und oft im Angesichte des gehofften Zweckes in eine Grube, die ihm Gott weiß wer gegraben hat, und wird für nichts gerechnet. Für nichts gerechnet, Ich! der ich mir Alles bin, der ich Alles nur durch mich kenne! so ruft jeder, der sich fühlt und macht große Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weg drüben. Freilich geht jeder nach seinem Maße. Macht der Eine mit dem stärksten Wandertrab sich auf, so hat der Andre Siebenmeilenstiefeln an, überschreitet ihn, und zwei Schritte des letzten bezeichnen die Tagereise des ersten. Dem sei wie ihm wolle: dieser emsige Wanderer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte jenes anstaunen und ehren, seinen Fußtapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

„Auf die Reise, meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Tapfs macht unsere Seele feuriger und größer als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs. Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

„Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe; Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden wenn's hoch kam ist das Höchste wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war mir neu, unbekannt und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen.

„Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis dem Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Erst Intermezzo des Gottesdienstes, dann feierlich politisch,

zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit; erregte ganze und große Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz und groß. Und in was für Seelen! Griechischen! ich kann mich nicht erklären, was das heißt, aber ich fühle es und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit; die habens mich fühlen gelehrt.

„Nun sag ich geschwind hinten drein: Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer.

„Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander so ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Akt, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung und ich sage nichts davon.

„Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsaktionen aufs Theater zu bringen, weiß ich nicht: es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespeare die Ehre der Erfindung gehört, zweifle ich; genug er brachte diese Art auf den Grad der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinaufreichen und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Sheakespeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit dir; wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest; lieber als die geehrwürdigste Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

„Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

„Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln.

„Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland haben sich bei dieser Gelegenheit, wie bei mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren. Die meisten von diesen Herren stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe, Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen.

„Da hab ich sie alle überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in colossalischer Größe; darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauch seines Geistes; er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft.

„Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen? wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hinten drein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben.

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lapland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

„Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Aus diesen Lauten spricht die Stimme des Jünglings, der den Götz mit der eisernen Hand schrieb. Wenn der Leser

nun Wahrheit und Dichtung nachsieht und vergleicht, was dort über Shakespeare's Einfluß in der Straßburger Zeit gesagt ist, so wird er einsehen, was ich mit der Behauptung gemeint habe, der Ton in Goethe's Lebensbeschreibung entspreche der Wirklichkeit nicht. Der Ton dieser Rede ist der der Sturm- und Drangperiode, die Goethen im späteren Leben so zuwider war. Auf Schiller wirkte Shakespeare ganz anders; hören wir, was er selbst in den neunziger Jahren darüber schrieb: „Als ich in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen. Durch die Bekanntschaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke zuerst den Dichter aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt mit dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ, und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen."

Die Begeisterung für Shakespeare regte Goethe natürlich zu dramatischer Thätigkeit an; in seinem Straßburger Tagbuche findet sich, neben den Hinweisungen auf Götz und Faust, der Anfang eines Drama's Julius Cäsar.

Aus den mannigfaltigen Einflüssen des Straßburger Aufenthalts erheben sich drei Gestalten zu klarer und denkwürdiger Bedeutung: Friederike, Herder, der Straßburger Münster. Ein herrliches Frauenbild, ein edler Denker, ein

stattlicher Bau — das waren seine Führer in die Gebiete der Leidenschaft, der Poesie, der Kunst. Der Einfluß Herder's blieb dauernd, die Wirkung des Münsters ging bald unter andern Eindrücken verloren. Doch war sie zunächst stark genug, um ihn zu der kleinen Abhandlung „über deutsche Baukunst D. M. Erwin a Steinbach" zu veranlassen, deren begeisterte Anschauungen ihm in späteren Jahren so unbegreiflich waren, daß er nur mit Mühe vermocht wurde, die Abhandlung in seine gesammelten Werke aufzunehmen. Auch darin, wie in so manchen andern Zügen, zeigt sich, wie verschieden der Jüngling von dem Knaben und dem Manne ist. Wie sehr er damals die Grundsätze der Baukunst beherrschte, welche den Straßburger Münster geschaffen hat, läßt sich aus einem einfachen Zuge ersehen. In Gesellschaft mit Freunden betrachtete er den Münster; es sei schade, bemerkte jemand, daß das Ganze nicht fertig geworden und daß man nur den einen Thurm habe; Goethe versetzte darauf, es sei ihm eben so leid, diesen einen Thurm nicht ganz ausgeführt zu sehen, denn die vier Schnecken setzten viel zu stumpf ab, es hätten noch vier leichte Thurmspitzen darauf gesollt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz stehe. Wer ihm das gesagt habe, fragte ihn ein anderer aus der Gesellschaft; der Thurm selbst, antwortete Goethe; er habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er zuletzt ihm dies offenbare Geheimniß gestanden. Da erfuhr er denn, daß ihn der Thurm nicht mit Unwahrheiten berichtet, und der jene Frage an ihn gestellt, zeigte ihm im Archiv die noch erhaltenen Originalrisse, die durchaus dasselbe besagten, was Goethe durch Anschauung gefunden hatte.

Und nun war die Zeit da, wo er Straßburg, wo er — Friederiken verlassen sollte! Wie sehr ihn auch ihre Anwesenheit in der Stadt beengt hatte, in ihrer Abwesenheit dachte er nur ihrer bezaubernden Reize. Zwar, daß sie nie die Seine würde, fühlte er wohl, aber er hatte nicht aufgehört sie zu lieben. Er ging, ihr Lebewohl zu sagen. „Es waren peinliche Tage, schreibt er, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war Hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen.“ Wahrscheinlich wird der Leser über diese Erzählung etwas bedenklich den Kopf schütteln und sich der Vermuthung nicht erwehren können, daß die Einbildungskraft des Dichters aus der Thatsache nachträglich eine vorgängige Ahnung gemacht habe, wie denn auch in einem Briefe an Frau von Stein, der ein oder zwei Tage nach diesem spätern Besuche bei Friederike geschrieben ist, von jenem doch so seltsamen Zusammentreffen kein Wort sich findet.

Und so lebe wohl, Friederike, glänzendes herrliches Bild

aus eines Dichters Jugend! Wir lieben dich, wir bedauern dich, und der Gedanke überkommt uns, wie ganz anders wir gegen dich gehandelt hätten! Nach Sesenheim machen wir Wallfahrten, wie nach Vauclüse, und fein leserlich schreiben wir deß zum Zeugniß unsere Namen in das Fremdenbuch. Und nicht ohne Rührung lesen wir Erzählungen, wie die des würdigen Philologen Näke, der 1822 die erste Wallfahrt machte, jeden Fußbreit Landes untersuchte, wo die bezaubernde Friederike einst gewandelt, im Wirthshause zu Sesenheim nachdenklich zu Mittag speiste (mit der stillen Befürchtung, die Rechnung werde wohl über Erwarten hoch sein), dann mit Herrn Brion's Nachfolger Kaffee trank, und — für einen verstaubten Stubengelehrten rührend gefühlvoll — von der Jasminstaude, die einst Friederikens weiße Hand gepflegt, einen Zweig abbrach und in sein Taschenbuch legte als dauerndes Angedenken! *)

---

*) Die Friederiken-Literatur ist im letzten Jahrzehnt neu aufgelebt; man findet alles zusammen in der kleinen Schrift des Sessenheimer Pfarrers Lucius (1878) „Friederike Brion von Sessenheim. Geschichtliche Mittheilungen." Die Streitfragen unter den Gelehrten betreffen theils die Details der Goethe'schen Reisen und Aufenthalte, theils die über Friederike verbreitete Schmutzgeschichte. Diese letztere macht Lucius, gestützt auf genaue Einzelforschung, geradezu todt, so daß das reine Bild der Goethe'schen Jugendliebe in altem Glanze sich behauptet. Der ersten Frage widmet sich eine Monographie von A. Baier „Das Heidenröslein oder Goethe's Sessenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung." Eine geschwollene Schrift, auf welche G.'s Verse zutreffen:

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt. (Anm. d. Uebers.)

Drittes Buch.

Sturm und Drang.

1771 bis 1775.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Trunken müssen wir alle sein,
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.

Erster Abschnitt.

Doktor Goethe's Rückkehr.

Gegen Ende August 1771 verließ Goethe Straßburg. Sein Weg führte ihn durch Mannheim, und dort ergriff ihn zum ersten Male die Schönheit antiker Kunstwerke, von denen er einige im Gipsabgusse sah. Wie groß auch seine Vorliebe für gothische Kunst sein mochte, diese Abgüsse konnte er nicht ohne das Gefühl sehen, daß er hier eine in ihrer Art auch göttliche Kunst vor sich habe, und sein früheres Studium Lessing's gab der Laokoongruppe ein besonderes Interesse.

Auf der Weiterreise nach Mainz kam ihm ein harfespielender Knabe in den Weg, und er ließ sich einfallen, den zerlumpten Musikanten nach Frankfurt einzuladen, wo er ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. Glücklicher Weise unterrichtete er die Mutter von dieser Einladung; sie war klug genug, einer Szene mit dem Vater vorzubeugen und außer dem Hause für Wohnung und Pflege des Knaben zu sorgen.

Der alte Rath Goethe war nicht wenig stolz auf den jungen Doktor, aber er nahm auch nicht wenig Anstoß an

dem Benehmen des jungen Doktors und schüttelte oft sein altes würdiges Haupt zu den Meinungen, die dieser mitten im Gespräch wie Bomben platzen ließ. Dem jungen Helden der Sturm- und Drangperiode „stack der Doktor gar wenig im Leib". Diese Periode fing eben an, in Deutschland Aufsehen zu machen und durch neue Schriften, wie Gerstenberg's Ugolino, Goethe's Götz von Berlichingen, und Klinger's Sturm und Drang (welches ihr den Namen gab) alle Regeln über den Haufen zu werfen. Weisheit und Thorheit des Zeitalters gingen mit demselben Strome. Die meisterhaften Kritiken Lessing's, die Begeisterung für Shakespeare, die Manie für Ossian und die nordische Mythologie, die Wiederbelebung der alten Balladen-Literatur und die Verspottung der Franzosen — all das arbeitete vereint in einem Sturme der Empörung gegen Herkommen und Regel. Natur war die allgemeine Losung. Für das junge Deutschland von damals war die Natur, scheint es, eine Mischung von Vulkan und Mondschein; ihre Kraft war stürmischer Ausbruch, ihre Schönheit Empfindung. Stürmisch zu sein und sentimental, wüthig zugleich und thränenreich, das waren die ächten Zeichen des Genie's. Alles Herkömmliche war langweilig. Das Genie haßte das Langweilige und wollte weder regelrecht buchstabiren noch schreiben, noch sich regelrecht aufführen. Deutsch wollte es sein, — regellos, roh, natürlich. Regellos war es und roh auch, aber ob auch natürlich, sofern nämlich die Natur reputirlich ist, das steht dahin.

In der Schilderung der eigenen Lebensbeschreibung erscheint Goethe kaum als ein Führer der Sturm- und Drangperiode, aber manche andere Beweise sprechen laut genug

dafür. Aus einem Briefe von einem seiner Straßburger Genossen, Mayer von Lindau, an Salzmann, mögen hier einige Sätze stehen, die in dieser Beziehung ganze Kapitel von Wahrheit und Dichtung aufwiegen. „O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit? Nach der Kette, nach welcher unsere Ideen zusammenhangen sollen, fällt mir bei Corydon und dementia der närrische Goethe ein. Er ist doch wohl wieder in Frankfurt?"

Ein solcher Jüngling, der im Freundeskreise wegen seiner Wildheit die Spitznamen Bär und Wolf führte, konnte natürlich einem gesetzten förmlichen Manne, wie der Vater war, nicht ganz gefallen. Doch war der würdige Herr nicht wenig stolz auf seine Fortschritte. Die Verse, Aufsätze, Notizen und Zeichnungen, die sich während des Straßburger Aufenthalts angesammelt hatten, machten ihm großes Vergnügen. Sie gewissenhaft und sauber zu ordnen unterhielt ihn, und er hoffte sie bald gedruckt zu sehen. Aber der Dichter hatte eine Tugend, bei jungen Schriftstellern vielleicht die seltenste von allen, die Abneigung nämlich, seine Sachen drucken zu lassen. Der gewöhnlichen Erscheinung gegenüber, daß Leute mit fieberhafter Eile dem äußerst bedenklichen „Bitten von Freunden" nachgeben und kühn in die Oeffentlichkeit sich stürzen, der Hartnäckigkeit gegenüber, mit der sie an allem und jedem festhalten, was sie geschrieben, und alles dieses auch gedruckt zu sehen verlangen, erheischt Goethe's Abneigung wohl eine Erklärung. Und wenn ich von mir selbst urtheilen darf, so ist die Erklärung die, daß seine Freude an schriftstellerischer Thätigkeit mehr der reine Genuß an geistigem Schaffen war als ein Genuß am Ergebniß. „Das Thun

interessirt, das Gethane nicht", sagt er selbst. Sobald er ein Gedicht vollendet hatte, nahm sein Interesse daran ab und er wandte sich zu einem andern. Darum sind so manche seiner Werke unvollendet; sein Interesse war erschöpft, ehe das Ganze beendet war.

Er hatte einen kleinen Kreis von literarischen Freunden, denen er seine Arbeiten mittheilte, und das war für ihn Oeffentlichkeit genug. Wir werden später sehen, wie er in Weimar lediglich für einen Kreis von Freunden schrieb und sich um das große Publikum kaum bekümmerte. Es war für ihn Bedürfniß, sich mit einer Arbeit zu beschäftigen, die ihn so ganz in Anspruch nahm wie damals der Götz. Denn nur bei der Arbeit konnte er die Angst und Gewissensqual vergessen, die an die Trennung von Friederike sich knüpfte. Wenn er in Straßburg gefühlt hatte, dieser süße Roman gehe zu Ende, so mußte er es in Frankfurt, mitten im Familienkreise und mit erweiterten Aussichten vor Augen, noch stärker empfinden. Er schrieb an sie; leider ist der Brief verloren gegangen; er würde manches aufgeklärt haben, was jetzt nur auf Vermuthungen ruht. In der Lebensbeschreibung sagt er Folgendes: „Die Antwort Friederiken's auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich

verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgehen mußte."

Obgleich wir die Umstände nicht genau kennen, nach deren Summe sein Benehmen zu beurtheilen ist, so müssen

wir doch die Frage stellen, warum er Friederike nicht heirathete. Die Frage ist oft aufgeworfen und eben so oft sophistisch beantwortet. Von der einen Seite hat man ihn eifrig verdammt, von der andern auf das unehrlichste freigesprochen. Aber er selbst erkannte seinen Fehler an; er selbst brachte nie eine Entschuldigung vor; er spricht nicht von der Verschiedenheit der Lebensstellung, nicht von Einwendungen seiner Eltern. Er entschuldigt sich nicht, sondern gesteht sein Unrecht ein und tadelt sich offen und ehrlich. Aber die Entschuldigungen, die er verschmähte, haben andere eifrig hervorgesucht. Den schlimmsten Schmutz skandalöser Nachrede hat man durchwühlt, um Mittel der Vertheidigung zu finden. Man hat eine Geschichte aufgebracht, Friederike sei von einem katholischen Geistlichen verführt worden, und daraus soll denn folgen, ein so leichtfertiges Geschöpf habe Goethe natürlich nicht heirathen können, während umgekehrt wieder der Schluß gezogen wird, Goethe's Treulosigkeit sei Schuld an ihrem Falle gewesen. Die thatsächliche Grundlage, auf der diese Lüge beruht, (selbst die ausschweifendste Lüge hat gewöhnlich eine Art von Anhalt) ist nichts weiter, als daß Friederike das verwaiste Kind ihrer Schwester Salome bei sich erzog.

Versuchen wir ohne Sophisterei die wahre Sachlage unparteiisch aufzufassen. Wie mir scheint, war es moralischer von ihm, sie zu verlassen, als wenn er diesen kleineren Fehler zu einem größeren erweitert und das Unrecht eines Treubruchs durch den schlimmeren Treubruch einer Ehe voll Abneigung ohne Liebe vermieden hätte. Die Unbesonnenheit der Jugend und der ungestüme Drang der Leidenschaft führen

häufig in übereilte Verbindungen, und in solchen Fällen liebt die formelle Moralität der Welt, welche den Schein mehr berücksichtigt als die Wahrheit, es für edler zu erklären, daß solche unüberlegte Verpflichtungen, selbst wenn die Betreffenden ihre Thorheit einsehen, gehalten werden, als daß eines Mannes Ehre mit der Zurücknahme eines Wortes sich beflecke. So geht der Buchstabe dem Geiste vor; ein Vorurtheil zu befriedigen wird ein Menschenleben geopfert; eine unglückliche Ehe rettet die Ehre, und niemand denkt daran, für all das Elend jenes Vorurtheil verantwortlich zu machen. Ich vergesse dabei nicht, daß nachdrückliche Strenge nöthig ist gegen die gewöhnliche Unbesonnenheit, mit der die Jugend solche Verhältnisse eingeht; ich sage nur, daß, wenn ein solcher leichtsinniger Schritt einmal geschehen ist, man besser thut, den Schmerz der Trennung zu ertragen, als durch eine unsittliche Ehe, die nie zum Guten führt, sich ihn zu ersparen.

Friederike selbst muß das gefühlt haben, denn nie entfiel ihr ein Wort des Tadels, und als sie Goethe nach Jahren wiedersah, begrüßte sie ihn mit alter Zärtlichkeit. Doch spricht ihn das von dem Vorwurf, ihre Neigung unbesonnen gefesselt zu haben, natürlich nicht frei; der Vorwurf bleibt auf ihm haften. Wie schwer er trifft, mag der Leser selbst abmessen, je nachdem ihm persönliches Temperament und die allgemeine Schwäche des menschlichen Geschlechts als Entschuldigung erscheinen.

Trotz dieser entschuldigenden, oder, wenn man will, rechtfertigenden Auffassung bin ich durchaus nicht geneigt zuzugeben, daß die Ehe sein Genie gelähmt hätte. Das ist reine Ueber-

treibung. Hätte er Friederiken genug geliebt, um sein Leben mit ihr zu theilen, so wäre seine Kenntniß der Frauen wohl weniger ausgedehnt, aber in einer Beziehung doch vollständiger: tiefer wäre sie geworden. Die schöne Hingebung des Weibes an den Mann hat er kennen gelernt und konnte sie darstellen, besser als irgend ein anderer, aber kaum jemals hat er die eigenthümliche Zärtlichkeit des Mannes für das Weib empfunden, wenn diese Zärtlichkeit die Form liebender Sorge und wachsamen Schutzes annimmt. Nur wenig und erst in späteren Lebensjahren hat er erfahren, wie Neigung und Gewohnheit sich zart verweben, und so das Leben mit Liebe gesättigt und die Liebe selbst durch ernste Lebenszwecke verherrlicht wird.*) Nur wenig wußte er von jener auserlesenen Gemeinschaft zweier Seelen, die in liebendem Wetteifer besser, weiser zu werden streben und eine die andere

*) Daß er in späteren Jahren dieses Gefühl erlebte, zeigen die Schlußverse der, bekanntlich an seine Frau gerichteten „Metamorphose der Pflanzen", die hier eine Stelle finden mögen:

„Oh, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
 Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
 Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
 Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen gelieh'n!
Freue Dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
 Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit im harmonischem Anschau'n
 Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt."

(Anm. d. Uebers.)

zum Höheren sich aufzuschwingen lehren. Nur wenig wußte er davon, und der Kuß, den er auf Friederikens liebende Lippen zu drücken anstand, das Leben geistiger Gemeinschaft, das er mit ihr zu theilen ausschlug — die mangeln der Größe seiner Werke.

Bei einer solchen Stimmung, wie sie dem Bruch mit Friederike folgte, ist es nicht zu verwundern, daß das Frankfurter Leben und die Führung von Rechtsgeschäften ihm verhaßt waren; nur tüchtige Arbeit konnte ihm helfen, und tüchtig ging er an die Arbeit. Wie der Briefwechsel mit Herder beweist, las er damals die Griechen mit großem Eifer; seine Briefe sind reich an Anführungen aus Plato, Pindar und Homer; ja, „die Griechen (heißt es darin) sind mein einzig Studium." Daneben behauptete sich indeß der Götz. Die Beschäftigung damit war ihm zur Leidenschaft geworden. Die Gothische Kunst, ein verwandter Gegenstand, zog ihn zugleich an, und von da war der Uebergang zu der Bibel leicht, die er von Neuem studirte. Die Ergebnisse dieses Studiums liegen in zwei kleinen Abhandlungen vor, die er 1773 unter dem Titel: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***" und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben" drucken ließ. Darin ist der Einfluß von Fräulein von Klettenberg an dem religiösen Gefühl und der Verehrung für die Bibel ersichtlich, während seine eigene milde Natur aus der Toleranz spricht, die er predigt. In der ersten biblischen Frage soll der Beweis geführt werden, daß es nicht die zehn Gebote gewesen, die auf den Tafeln des Moses ge-

standen, sondern zehn Gesetze des israelitischen Jehovahbundes; in der zweiten findet die Frage: „Was heißt mit Zungen reden?“ eine nicht eben klare Beantwortung. Er nennt es eine „Sprache des Geistes, mehr als Pantomime, doch unartikulirt.“

Aus dem Kreise der Freunde, denen er seine schriftstellerischen Gedanken und Entwürfe mittheilte, verdienen zwei besondere Erwähnung: Schlosser, den wir schon von Leipzig her kennen, und Merck, der bald einen sehr wohlthätigen Einfluß übte. Das Charakterbild, welches Goethe in Wahrheit und Dichtung von diesem merkwürdigen Manne entwirft, giebt eine sehr ungenaue Vorstellung von ihm und bedarf der Berichtigung aus anderen Zeugnissen; besonders kann der Beiname „Mephistopheles Merck“ leicht irre führen; denn wie geneigt auch Merck zum Spott sein mochte, so ist doch unzweifelhaft, daß er auch warm und aufrichtig bewundern konnte und daß er seinen Einfluß auf Goethe durchweg zu freundschaftlicher Ermunterung und freundschaftlicher Warnung benutzte.

Johann Heinrich Merck war 1741 in Darmstadt geboren. Eines Apothekers Sohn, erhob er sich durch eigene Kraft zum Genossen von Fürsten. Zu der Zeit, von der wir reden, war er Kriegsrath in Darmstadt und stand mit den meisten Berühmtheiten des Tages in Verkehr; so mit Herder, der von seinen Fähigkeiten die höchste Meinung hatte und seine Freundschaft sich zu bewahren eifersüchtig bestrebt, namentlich aber besorgt war, daß die neue Bekanntschaft mit Goethe nicht zwischen sie trete, was freilich nachher doch geschah. Merck hat in der Geschichte der deutschen Literatur eine hohe

Bedeutung; wie sein Briefwechsel beweist, übte er mit seiner Kritik auf Männer Einfluß, die an Produktivität ihm weit überlegen waren. Er war einer der eifrigsten Beförderer der Kenntniß englischer Literatur; Hutcheson's Schrift über die Schönheit, Addison's Cato und Shaw's Reisen in der Levante hatte er übersetzt, und das junge Geschlecht der Shakespeare-Verehrer fand ihn geneigt, auf ihre Begeisterung einzugehen. Im Jahre 1772 bewog er Schlosser, die Herausgabe der Frankfurter Gelehrten Anzeigen zu übernehmen, und seine Beiträge zu diesem amtlichen Organ der Sturm- und Drang-Partei waren zahlreich und werthvoll. Seine Amtsgeschäfte müssen ihm nicht schwer aufgelegen haben, denn er machte häufig Reisen und hielt sich, wie es scheint, zeitweise in Frankfurt auf. Zwischen Goethe und ihm bildete sich bald eine warme Freundschaft; er hatte in dessen wunderbares Genie eine tiefere Einsicht als Herder, und aus seinen kritischen Bemerkungen spricht immer ein klarer Blick und wahrhafte Achtung.

Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen waren ein Vereinigungspunkt, der Goethe mit vielen fähigen Köpfen in Berührung brachte. Auch gaben sie ihm Gelegenheit, sich selbst im Recensiren zu üben. Von den Aufsätzen, die er für dieses Blatt schrieb, sind fünf und dreißig in seine Werke aufgenommen, und wer Neigung hat, mag sie dort nachsehen.

Unter solchen Beschäftigungen floh ihm die Zeit rasch dahin. Er hatte wieder angefangen, zu reiten und zu fechten, und als Klopstock das Schlittschuhlaufen einführte, wurde es bald das Lieblingsvergnügen unserer Freunde. Goethe ward nie müde es zu treiben. Einen herrlichen Sonntag

auf dem Eise zu verbringen, genügte ihm nicht; bis spät in die Nacht setzte er die Bewegung fort, und „wenn über den nächtlichen weiten Eisfeldern der Vollmond aus den Wolken hervortrat, in seinem Lauf die Nachtluft ihm entgegenwehte und der Donner des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises geisterhaft rollend an sein Ohr schlug“, so fühlte er sich ganz in der ossianischen Welt. Zu Hause trieb er Musik, spielte Cello und wie er an Salzmann schrieb, fing er an, die Dinge „ernster zu nehmen“, — nicht allzu ernst.

Es ist schon vorhin angedeutet, daß das Sturm- und Drang-Wesen, wie es in Sinn und Benehmen des jungen Doktors sich kund gab, bei dem alten Rath Goethe nur sehr mäßigen Beifall fand, und wie gern unsere Neigung auch dem Dichter Recht geben mag — seien wir nicht ungerecht, geben wir zu, daß der alte Rath genügende Ursache hatte zu väterlicher Besorgniß, und so, ohne ein hartes Wort gegen den Vater, folgen wir dem Sohne nach Wetzlar.

Zweiter Abschnitt.

Götz von Berlichingen.

Wurde der Götz auch erst im Frühjahr 1773 veröffentlicht, entstanden war er schon im Winter 1771, oder genauer gesagt, die erste der drei Bearbeitungen wurde damals geschrieben. Von diesen drei Bearbeitungen heißt die erste: „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt" und wurde erst viele Jahre später veröffentlicht; die zweite — „Götz von Berlichingen, Schauspiel" — ist die Gestalt, in der das Werk ursprünglich erschien; die dritte ist eine Bearbeitung für die Bühne und wurde gemeinsam mit Schiller in der Zeit gemacht, wo man in Weimar ein National-Theater zu schaffen suchte.

Die erste Bearbeitung bewundere ich am meisten; auch ist sie für eine Lebensbeschreibung am interessantesten. Während Goethe auf der Reise nach Wetzlar ist, wollen wir seine Mappe öffnen und, ohne die Veröffentlichung der ersten Bearbeitung abzuwarten, das ursprüngliche Manuscript genauer ansehen. Aus einem Briefe an Salzmann erfahren wir, daß er das Stück im November 1771 schrieb. „Mein ganzer Genius," sagt er, „liegt auf einem Unter-

nehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden! ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe.“ In „Wahrheit und Dichtung“ giebt er von seiner Arbeit folgenden Bericht: „Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Scenen, und Abends wurden sie Cornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde, ja sie äußerte sogar einen ent-

schiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dies reizte mich nur um so mehr, ich fuhr den nächsten Tag fort, und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen an's Werk, das ich geradewegs verfolgte ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu sehen, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuscript geheftet zu erblicken."

Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand war ein berühmter Raubritter im sechzehnten Jahrhundert, einer der letzten Sprossen jenes wilden gesetzlosen Lehnsadels, bei denen Thaten der Räuberei oft durch persönliche Tapferkeit einen romantischen Glanz erhalten. Gottfried mit der eisernen Hand war ein würdiger Vertreter dieser Gattung. Sein Gehorsam als Unterthan des Kaisers war eben so unerschütterlich wie sein persönlicher Muth; was sein verehrter Kaiser anzuordnen recht fand, das fand er recht zu thun. Unter dem Kaiser erkannte er keinen Herrn über sich; mit seinen Standesgenossen führte er fortwährende Fehde; namentlich gegen den Bischof von Bamberg war er häufig in Waffen; kaum hatte er mit ihm Frieden gemacht, so griff er den Bischof von Mainz an. Krieg war sein Element, und wie es einem ächten Ritter zukam, war er stets auf der Seite der Schwachen und Verfolgten, außer wenn der Kaiser seinen Arm verlangte oder wenn er einen kleinen Raubzug auf eigene Rechnung ausführte. Zu seinem starken Arm blickten die Verfolgten um Beistand auf. Einem armen Schneider ist das reiche Köln vom Scheibenschießen

zweihundert Gulden schuldig und will sie nicht bezahlen; er geht zu Götz und klagt ihm sein Leid, sofort packt die eiserne Hand die ersten besten Kaufleute aus Köln, die des Weges reisen, und läßt sie die zweihundert Gulden erlegen. Ein anziehender Gegenstand für einen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, dieser kühne ritterliche Räuber, der allein auf seine Faust gegen die fortschreitende Macht der Civilisation ankämpft, dieser wilde Kriegsmann, der einen verzweifelten Kampf gegen das Gesetz führt und den Geist ritterlicher Fehde zu verewigen strebt. Besonders anziehend für einen Dichter dieser Zeit war in Götz die Weihe individueller Größe. Nicht durch seinen Rang, sondern durch seine Natur war er groß; seine Ueberlegenheit war nicht ein Erbtheil seines Hauses, nicht durch Hofgunst erlangt, sie ruhte allein auf seinem starken Arm und seinem unbezwinglichen Geist. Und war nicht auch der Kampf des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ein Kampf für die Anerkennung des Individuums, ein Kampf von Recht gegen Vorrecht, von Freiheit gegen Herkommen? Der Kampf des sechzehnten Jahrhunderts galt denselben Zielen; die Reformation war auf religiösem Gebiete, was die Revolution auf politischem: ein Widerstand gegen die Tyrannei des Herkommens, ein Kampf für die Rechte individueller Gedankenfreiheit gegen die starren Gesetze der herrschenden Klassen.

In der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ hat er selbst seine Thaten schmucklos und würdig erzählt. Goethe fand da Stoff, wie Shakespeare in Holinshed und Saxo Grammaticus gefunden hatte, und er benutzte ihn mit derselben Freiheit wie dieser. Er hat die Geschichte dramatisirt,

läßt sie lebensvoll vor uns bewegen; aber er hat eine Geschichte dramatisirt, nicht ein Drama geschrieben — ein Unterschied, der sofort begründet werden soll.

Viehoff hat nachgewiesen, wie weit Goethe die Geschichte benutzt und wie viel neue Elemente er aus eigener Erfindung hinzugesetzt hat; hier mag es genügen, die Charaktere, die er neu geschaffen, anzuführen; es sind: Adelheid, der herrliche bezaubernde Dämon der Lust; Elisabeth, das edle Weib, in der Goethe's Mutter sich selbst erkannte; Marie, in der vielleicht von Friederike etwas nachklingt; Georg, Franz Lerse, Weislingen und die Zigeuner; auch der Tod des Götz ist von Goethe's Erfindung.

Der Götz ist eine dramatische Geschichte, kein Drama. Nie hätte das Stück ein Drama heißen, sondern in seiner ersten Form mit dem ursprünglichen Namen belassen werden sollen. Viele Verwirrung wäre damit erspart worden, namentlich was das Verhältniß zu Shakespeare und dessen dramatischer Composition angeht. Den Einfluß Shakespeare's in diesem Werke kann niemand verkennen, aber es shakespearesch zu nennen, ist eine starke Ungenauigkeit des Ausdrucks, die zwar allgemein verbreitet, jedoch darum nicht weniger unzulässig ist. Die Urtheile der Kritik halten an früheren Entscheidungen eben so fest, wie die Gerichtshöfe. Nach Präcedenzfällen urtheilt die Kritik. Bei jedem neuen Werke tritt unabänderlich einer von den zwei Fällen ein: entweder die Kritik verwirft es, weil es sich nicht unter eine bestimmte anerkannte Klasse bringen läßt, und brandmarkt es also, weil es keine Nachahmung ist, oder aber sie stellt es ruhig unter irgend eine hergebrachte Bezeichnung. Das

letztere geschah mit Götz von Berlichingen. Weil das Stück sich nicht um die dramatischen Einheiten bekümmerte und das Volk ohne weiteres neben den Adel stellte, weil die Personen, statt wie im französischen Trauerspiel zu deklamiren, genau so sprachen, wie es für das Stück sich paßte, — kurz, weil es unter die herkömmliche Sorte der französischen Tragödien nicht gehörte, so mußte es zu den Shakespeare'schen gehören, den einzigen, die als Gegensatz der französischen galten.

Gleicht der Götz dem Othello? oder Macbeth? oder Richard III., Heinrich IV., König Johann, Julius Cäsar, oder sonst einem ächten Stücke von Shakespeare? Wenn die Worte „Shakespeare'scher Stil" nicht bedeutungslos sein sollen, so muß ihre Anwendung auf den Götz den Sinn haben, dieses Stück gleiche dem Shakespeare'schen in Bau und Gliederung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Tone des Dialogs; und doch wird ein flüchtiger Ueberblick jeden überzeugen, daß es in allen diesen Beziehungen den Shakespeare'schen Stücken außerordentlich ungleich ist.

In der Anlage unterscheidet es sich von Shakespeare zunächst dadurch, daß es mehr eine Zeit als eine Leidenschaft darstellt, zweitens dadurch, daß es die Freiheiten der Erzählung beibehält, statt unausgesetzt die Bühne im Auge zu haben und ihren Nothwendigkeiten sich zu fügen, endlich drittens dadurch, daß es des einheitlichen Mittelpunktes entbehrt, um welchen alle Personen und Vorgänge zu künstlerischer Abrundung sich sammeln. Eine Reihenfolge von Scenen ist es, eine Geschichte von Episoden.

Es war eine Eigenthümlichkeit des goethe'schen Geistes,

an die Charaktere und ihre Bilder sich zu halten und gegen Handlung und äußern Hergang gleichgültig zu bleiben. In einer Geschichte kümmerte er sich nicht um die äußern Verhältnisse; eine Zeichnung der menschlichen Natur, die seinen Verstand befriedigte, und ein geschickt ausgeführtes Bild der Außenwelt, das seinem künstlerischen Sinne Genüge that, das war es, worauf es ihm ankam. Die menschliche Natur zog ihn mehr von Seiten der Psychologie als der Leidenschaft an; die Leidenschaften selbst interessirten ihn mehr als Probleme, denn als menschliche Regungen. Das war der Grund, warum es ihm zugleich an historischem Sinn und an dramatischer Kraft in so auffallender Weise mangelte. In der Geschichte wandte er sich von dem Gange der Ereignisse ab; ja ihre Größe selbst war ihm zuwider, weil neben ihr der handelnde Mensch so klein erschien, auf den allein sein Antheil sich bezog.

Nicht weniger unshakespearesch ist der Götz in der Darstellung der Charaktere. Die englische Abgötterei für Shakespeare meint freilich, jede meisterhafte Charakterzeichnung sei shakespearesch, aber diese Annahme läßt sich einem Sophokles, Racine und Goethe gegenüber nicht aufrecht erhalten. Jeder Dichter hat seine eigene Art, und Shakespeare's Art ist im Götz von Berlichingen sicherlich nicht zu erkennen. Die Charaktere zeigen uns ihre äußeren Eigenthümlichkeiten in außerordentlicher Schärfe, aber sie verrathen nicht, wie bei Shakespeare, unwillkürlich das innerste Geheimniß ihrer Existenz. Wir erkennen sie an ihrer Sprache und an ihren Handlungen, aber unbekannt bleiben uns ihre Gedanken, ihre Selbsttäuschungen, ihre inneren wirr ver-

schlungenen Motive, die, zum Theil ihnen selbst dunkel, der Dichter uns in den Schlaglichtern ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche sehen läßt. So, um ein entscheidendes Beispiel zu nehmen, erscheint Weislingen zugleich ehrgeizig und unentschlossen, wohlmeinend aber schwach; die Stimme der Freundschaft ruft sein Gewissen wach und zwingt ihn, die Hand anzunehmen, die Götz ihm darbietet; er schwört nie wieder den bischöflichen Palast zu betreten; aber so leicht er für edle Regungen zugänglich ist, so leicht läßt er sich nachher von der Eitelkeit verführen: der Versuchung erliegt er, kehrt sich auf's Neue gegen seinen edlen Freund und stirbt verrathen und vergiftet von seinem Weibe, der er alles geopfert, stirbt von niemandem betrauert, von sich selbst verachtet. Diese Wankelmüthigkeit ist voll Wahrheit, aber nicht mit Wahrheit dargestellt. Wir sehen Weislingen's Benehmen, können es aber nicht erklären; wir stehen vor einem Räthsel, wie wenn uns im wirklichen Leben solch ein Charakter begegnet, aber nicht vor einem Charakter, wie ihn die Kunst anzuschauen und zu durchschauen uns befähigt. Räthsel darzustellen ist nicht Sache der Kunst, und Shakespeare versteht es in seinen bedeutendsten glücklichsten Augenblicken, uns in die schwankenden Tiefen der Seele blicken zu lassen, während wir die Personen handeln sehen. Man vergleiche Weislingen mit so schwankenden Charakteren, wie Richard II., König Johann oder Hamlet — das ist kein Unterschied des Grades, sondern der Art.

Auch die Sprache ist nicht shakespearesch. Sie ist kraftvoll, malerisch, durchsichtig, dramatisch, aber sie ist nicht gesättigt mit Gedanken, nicht dunkel vor Tiefe, nicht schwer vor

Ueberlastung mit Ideen, wie das Shakespeare eigenthümlich und oft sein Fehler ist. Sie hat nicht Shakespeare's Ueberfülle und verschwenderischen Bilderreichthum; ja, es ist sehr auffallend, und zumal bei einem Jugendwerke doppelt auffallend, wie sehr sie alles rednerischen Beiwerks entbehrt und bildliche Wendungen nur ihrer selbst wegen zu gebrauchen verschmäht.

Der Götz war der Erstling der romantischen Schule oder vielmehr der Richtung, von der diese Schule ausging. Sein Einfluß ging in weite Kreise; Walter Scott's historischem Talent, welches die Anschauungen Englands über die Vergangenheit umgestaltet und der Geschichte neues Leben eingeflößt hat, gab es den Anstoß und die Richtung; es machte das Mittelalter zu einem Gegenstande eifrigen und allseitigen Studiums; es entschied das Geschick des französischen Trauerspiels in der deutschen Literatur, aber im Ganzen ist der Einfluß des Götz auf die dramatische Kunst, wie mir scheint, mehr schädlich als wohlthätig gewesen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil man den Unterschied zwischen einer dramatisirten Geschichte und einem Drama aus den Augen verlor.

Dieser schädliche Einfluß liegt namentlich in der übergroßen Wichtigkeit, mit der die Lokalfarben behandelt sind, und in der Vermischung des geschichtlichen mit dem dramatischen Element. Wer nur etwas mit den Werken der romantischen Schule in Deutschland oder Frankreich bekannt ist, wird das verstehen. Da Goethe's Absicht nicht war, ein Drama zu schreiben, sondern ein Bild des Mittelalters zu dramatisiren, so mußte er die Lokalfärbung in erster Linie

beachten, und da er sie so anziehend ausführte, haben ihm andere auf Gebieten nachgeahmt, wo sie es nicht nöthig hatten. Ja, einige Kritiker sind von der Bedeutung derselben so überzeugt, daß sie mit allen erdenklichen Redensarten zu beweisen suchen, auch Shakespeare sei groß in der Kunst, bestimmte Zeitalter zu malen; nur daß sie dabei ganz vergessen, daß Lokalfarben für die Kritik und Gelehrsamkeit des Publikums, nicht für das Herz und die Einbildungskraft sind, daß sie der Geschichte, nicht dem Drama angehören. Selbst in einer Beutelperücke, mit einem feinen Gala-Degen an der Seite, konnte Macbeth die Zuschauer erbeben machen über das entsetzliche Verderben einer in Verbrechen verstrickten Seele, und eine größere Genauigkeit des Kostüms würde diese Tragödie nicht ergreifender machen, wäre die Welt nicht so überkritisch geworden und bestände da auf historischer Treue, wo in der wahrhaft dramatischen Zeit nur Leidenschaft verlangt wurde. Diesen überwiegenden und mißverstandenen Einfluß des historischen Elements wird der flüchtigste Blick auf unsere eigene dramatische Literatur in der Behandlung nicht weniger als in der Wahl der Gegenstände zur Genüge erweisen.

Als ein Bild seiner Zeit ist der Götz voll Leben und Wirkung, aber mehr als einmal bricht doch das achtzehnte Jahrhundert in das sechzehnte derb herein. Aus diesem Grunde hat ihm Hegel in seiner Aesthetik sehr willkürlich die Originalität abgesprochen. „Das wahrhafte Kunstwerk muß von dieser schiefen Originalität befreit werden; denn es erweist seine ächte Originalität nur dadurch, daß es als die eine eigne Schöpfung eines Geistes erscheint, der nichts

von Außen her auflieſt und zuſammenflickt, ſondern das Ganze im ſtrengen Zuſammenhange aus einem Guß in einem Tone ſich durch ſich ſelber produciren läßt, wie die Sache ſich in ſich ſelbſt zuſammengeeint hat. Finden ſich dagegen die Scenen und Motive nicht durch ſich ſelber, ſondern blos von außen her zu einander, ſo iſt die innre Nothwendigkeit ihrer Einigkeit nicht vorhanden, und ſie erſcheinen nur als zufällig durch ein drittes fremdes Subjekt verknüpft. So iſt Goethe's Götz beſonders ſeiner großen Originalität wegen bewundert worden, und allerdings hat Goethe mit vieler Kühnheit in dieſem Werke alles geläugnet und mit Füßen getreten, was von den damaligen Theorien der ſchönen Wiſſenſchaften als Kunſtgeſetz feſtgeſtellt war. Dennoch iſt die Ausführung nicht von wahrhafter Originalität. Denn man ſieht dieſem Jugendwerke noch die Armuth eigenen Stoffes an, ſo daß nun viele Züge und ganze Scenen, ſtatt aus dem großen Inhalte ſelber herausgearbeitet zu ſein, hier und dort aus den Intereſſen der Zeit, in der es verfaßt iſt, zuſammengerafft und äußerlich eingefügt erſcheinen. Die Scene z. B. des Götz mit dem Bruder Martin, welche auf Luthern hindeutet, enthält nur Vorſtellungen, welche Goethe aus dem geſchöpft hat, worüber man in dieſer Periode in Deutſchland die Mönche wieder zu bedauern anfing: daß ſie keinen Wein trinken dürften, ſchläfrig verdauten, dadurch mancherlei Begierden anheimfielen, und überhaupt die drei unerträglichen Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams ablegen müßten. Dagegen begeiſtert ſich Bruder Martin für das ritterliche Leben Götzen's: „wie dieſer mit der Beute ſeiner Feinde beladen ſich erinnere, den ſtach ich

vom Pferd', ehe er schießen konnte, den rannte ich mitsammt dem Pferde nieder, und auf sein Schloß komme und sein Weib finde"; er trinkt auf Frau Elisabeth's Gesundheit und wischt sich die Augen. — Mit diesen zeitlichen Gedanken aber hat Luther nicht angefangen, sondern eine ganz andere Tiefe der religiösen Anschauung und Ueberzeugung aus Augustin als ein frommer Mönch geschöpft.

„In selbiger Weise folgen dann gleich in den nächsten Scenen pädagogische Zeitbeziehungen, die insbesondere Basedow in Anregung gebracht hatte. Die Kinder z. B. hieß es damals, lernten viel unverstandenes Zeug, die rechte Methode aber bestände darin, sie durch Anschauung und Erfahrung Realien zu lehren. Karl nun sagt seinem Vater ganz so, wie es zu Goethe's Jugendzeit Mode war, auswendig her: „Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu"; als jedoch Götz ihn fragt: „kennst du den Herrn von Berlichingen", sieht ihn der Bub starr an, und kennt vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht. Götz versichert, er kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh' er wußte wie Fluß, Dorf und Furt hieß."

Bringen wir die Zeit der Entstehung in Anschlag, so ist Götz von Berlichingen ein wunderbares Werk, ein Werk voll kühner Kraft, voll Lebensfrische und Originalität, ein epochemachendes Werk. Wer es jetzt liest, als das Werk des großen Goethe, mag sich wohl etwas enttäuscht fühlen; aber als es erschien, hatte noch kein solch „prächtiges Ungeheuer" die pedantischen Regeln der Schule durchbrochen, und welch einen großen Eindruck es damals machte, mögen die Worte

Wieland's im Deutschen Merkur beweisen, der es ein Stück nannte, „welches die drei Einheiten schändlich auf den Kopf stellt, weder Trauerspiel noch Lustspiel und trotzdem das schönste und bezauberndste Ungeheuer ist."

Beim ersten Lesen läßt die athemlose Schnelligkeit der Entwicklung es nicht zum rechten Genuß kommen; überläuft man aber die kurz hingeworfenen Scenen noch einmal, so erstaunt man über die Fülle von Leben. Wie wunderbar z. B. ist die (in der zweiten Bearbeitung fehlende) Eröffnungsscene des fünften Aktes, wo Adelheid zu den Zigeunern kommt. Im Schneegestöber leuchtet der fahle Schein des Feuers der Zigeuner, dunkle Gestalten bewegen sich darum her, mitten unter ihnen das stolze Weib; schaudernd sieht sie sich der alten Zigeunermutter gegenüber, die ihr wahrsagt, während ein wildblickender Zigeunerknabe mit „Augen wie's Irrlicht auf der Haide" sie heißverlangend anstarrt und mit seiner entsetzlichen Bewunderung ängstigt, — die ganze Scene lebt, und doch sind die einzelnen Züge, die sie lebendig machen, knapper als in irgend einem andern Werke, das ich kenne. Wie mächtig ferner wirkt die Scene des heimlichen Gerichts! Adelheid hat ihren Mann vergiftet, und das Vehmgericht versammelt sich, sie zu verurtheilen. In einem unterirdischen Gewölbe sitzen die Richter, vermummte Gestalten; der Kläger erhebt seine Klage; unter dreifachem Wehe wird das Urtheil gesprochen und der Rächer mit der Vollziehung beauftragt. Der nächtliche Graus, der diese Scene umdunkelt, bereitet recht auf die noch furchtbarere Mordscene vor, in die wir näher eingehen, da sie in der zweiten Bearbeitung ganz fehlt. Adelheid ist im Bett, ohne Ruhe und Schlaf wirft sie sich

hin und her, die Nacht ist ihr schrecklich; sie sehnt sich, daß es Morgen wäre. „Ob Weislingen todt ist?“ fragt sie sich leise; sie zieht die Schelle; es hört sie niemand; „der Schlaf hält ihnen die Ohren zu! — Ob Franz todt ist? es war ein lieber Junge — o Sickingen, Sickingen!“ So den Namen murmelnd, der ihr jetzt theuer ist, schläft sie über dem Rückblick auf ihre Mordthaten ein; der Geist des ermordeten Franz erscheint, ruft sie beim Namen und verschwindet, der Rächer kommt unterm Bett hervor.

Adelheid (erwacht). Ich sah ihn! Er rang mit der Todesangst! Er rief mir! rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll — Mörder! Mörder!

Rächer. Ruf nicht! Du rufst den Tod! Rachegeister halten der Hülfe die Ohren zu.

Adelheid. Willst Du mein Gold? meine Juwelen? Nimm sie! laß mir das Leben!

Rächer. Ich bin kein Räuber; Finsterniß hat Finsterniß gerichtet und Du mußt sterben!

Adelheid. Wehe! Wehe!

Rächer. Ueber Deinen Kopf! Wenn die scheußlichen Gestalten Deiner Thaten Dich nicht zur Hölle hinabschrecken, so blick auf, blick auf zum Rächer im Himmel, und bitt, mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe.

Adelheid. Laß mich leben! Was hab ich Dir gethan? Ich umfaß Deine Füße.

Rächer (vor sich.) Ein königliches Weib! Welcher Blick! welche Stimme! In ihren Armen würd ich Elender ein Gott sein. — Wenn ich sie täuschte! — Und sie bleibt doch in meiner Gewalt! —

Adelheid. Er scheint bewegt.

Rächer. Adelheid, Du erweichst mich. Willst Du mir zugestehn —?

Adelheid. Was?

Rächer. Was ein Mann verlangen kann von einer schönen Frau, in tiefer Nacht!

Adelheid (vor sich). Mein Maß ist voll. Laster und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teuflischen Armen umfaßt Ich büße, büße. Umsonst suchst Du Laster mit Laster, Schande mit Schande zu tilgen. Die scheußlichste Entehrung und der schmählichste Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen!

Rächer. Entschließ Dich!

Adelheid (steht auf). Ein Strahl von Rettung! (Sie geht nach dem Bette; er folgt ihr; sie zieht einen Dolch von Häupten und sticht ihn).

Rächer. Bis an's Ende Verrätherin! (Er fällt über sie her und erdrosselt sie). Die Schlange! (Er giebt ihr mit dem Dolch Stiche). Auch ich blute. So bezahlt sich dein blutig Gelüst. — Du bist nicht der erste. — Gott! machtest du sie so schön, und konntest du sie nicht gut machen!

In dem einfachen Pathos der Schlußscene des ganzen Stücks ist eine Größe, vollauf des Inhalts würdig. Als Abschluß unsrer Besprechung mag sie in ihrer Kürze auch hier eine Stelle finden; man wird sie immer gern lesen. — Es geht zu Ende mit Götz; wund an Leib und Seele läßt er sich in das Gärtchen des Gefangenwärters führen, um da seinen letzten Athem zu verhauchen.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohl ist's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl meine Lieben! Meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach Deinem Sohn in's Kloster schicken, daß Du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn! er ist heiliger als ich, er braucht meinen

Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahnte mir's nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. -- Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerse, Dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen; jetzt hältst Du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick erwärmte! — Ihr seht zur Erden und weint — Er ist todt — Georg ist todt. — Stirb, Götz! — Du hast Dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. — Wie starb er? — Ach, fingen Sie ihn unter den Mordbrennern, und ist er hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw um seine Freiheit.

Götz. Gott sei Dank! Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun. — Arme Frau! Ich lasse Dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht! Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe Dir Gott Deinen Mann wieder. Möge er nicht so tief fallen, als er hochgestiegen ist! Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg — Gebt mir einen Trunk Wasser — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei Dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das Dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die Dich verkennt.

Dritter Abschnitt.

Wetzlar.

Im Frühjahr 1772 kam Goethe in Wetzlar an, den Götz fertig in der Tasche und den Kopf voll wildstürmender Gedanken. Eine Stelle in seiner Lebensbeschreibung giebt uns einen ergötzlichen Begriff, was er sich dabei dachte, als er der Welt die Geschichte seiner Jugend zu erzählen unternahm. Man erinnere sich, daß in diese Wetzlar'sche Zeit die Leidenschaft für Lotte fällt und daß er dort den Werther durchlebte, und man wird lächeln müssen, wenn man ihn sagen hört: „Was mir in Wetzlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung, aber es kann ein höheres Interesse einflößen, wenn man eine flüchtige Geschichte des Kammergerichts nicht verschmähen will, um sich den ungünstigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daselbst anlangte.“ Das heißt sein Leben beschreiben, wenn man die Erinnerungen der Jugend beinahe überlebt und die Sympathie für ihre Leidenschaften ganz verloren hat. In der Zeit seines Aufenthalts in Wetzlar würde er jeden, der ihm zu sagen gewagt hätte, die Geschichte des Reichskammergerichts sei ein Lächeln seiner Lotte werth, groß angesehen

haben; aber zu der Zeit, wo er den dürftigen Bericht in Wahrheit und Dichtung schrieb, konnte er sich nur noch mühsam erinnern, wie Lotte gelächelt hatte. Glücklicherweise ist in den letzten Jahren der so oft angekündigte, so sehnlich erwartete Briefwechsel zwischen Goethe und Kestner erschienen, der sich als eine der ergiebigsten und schönsten Quellen für die Jugendgeschichte Goethe's erweist; der Bericht in der Lebensbeschreibung erhält daraus Klarheit und Zusammenhang, und jene herrliche Zeit steht nun wieder in ihrer ganzen Frische vor uns.

In Wetzlar interessiren uns vor allen Dingen zwei Häuser: das Reichskammergericht und das Teutsche Haus. Auf dem Reichskammergericht hatte sich in den Geschäften allmälig die schlimmste Verwirrung gehäuft; zu Goethe's Zeit harrten zwanzigtausend Prozesse ihrer Entscheidung, und nur siebzehn Rechtsgelehrte waren zu ihrer Erledigung da; jedes Jahr konnten sie höchstens sechzig bewältigen und doch kamen jährlich mehr als doppelt so viel neue hinzu. Einige Prozesse hatten sich durch anderthalb Jahrhunderte hingeschleppt und waren immer noch lange nicht zu Ende. Das war denn begreiflicher Weise nicht der Ort, um Goethen einen hohen Begriff von der Praxis des Rechts zu geben.

Das Teutsche Haus war eine alte Besitzung des deutschen Ordens, der im Lauf der Zeit heruntergekommen, wie der Malteser Orden, hier und da noch einige Besitzungen hatte, deren Ertrag von besondern Amtmännern erhoben wurde; das Amthaus hieß dann das deutsche Haus. Der Amtmann in Wetzlar war Herr Buff; ihn möge der Leser im Auge behalten, nicht etwa weil er selbst so besonders anziehend

wäre, sondern wegen seiner ältesten Tochter Charlotte, welche die Heldin der Wertherzeit ist.

Auch außer diesem Hause gab es in Wetzlar noch Reste des alten Ritterthums; Goethe fand einen lustigen Kreis vor, der sich die Tafelrunde nannte und dessen Genossen sich Ritternamen beigelegt hatten, wie St. Amand der Eigensinnige, Lubomirsky der Streitbare, Eustach der Vorsichtige. Gegründet war dieser Orden von dem braunschweigischen Gesandtschaftssekretair August Friedrich von Goué, einem wilden Gesellen voll närrischer Einfälle und nicht ohne einen Anflug von Genie, der sich später zu Tode trank. Er führte den Namen Ritter Coucy und taufte Goethe als Götz von Berlichingen der Redliche. In einer Parodie auf den Werther, welche Goué schrieb,*) führt er diesen Ritterorden von der Tafelrunde schmausend und zechend vor. Einer der Ritter singt ein französisches Lied; Götz sagt zu ihm: „Bist ein deutscher Ritter und singst fremde Lieder?“ Ein anderer Ritter fragt Götz: „wie weit seid ihr mit dem Denkmal, das ihr eurem Ahnherrn stiften wollt?“ Dieser erwiedert: „man rückt so allgemach fort; denk', es soll ein Stück werden, das Meister und Gesellen auf's Maul schlägt.“

Von dieser Tafelrunde und ihren lustigen Streichen hat uns Goethe nur erzählt, daß er zuerst von Herzen in den Scherz einging, aber bald der Sache müde wurde und wieder ganz in seinen Trübsinn versank. „Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht,“ heißt es im Werther; „Gesellschaft

*) Masuren oder der junge Werther; ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. 1775.

habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich, und da thut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht."

Aus dieser Zeit ist uns von Kestner's Hand eine sehr interessante Schilderung Goethe's erhalten, welche den Eindruck getreu wieder giebt, den er auf seine Bekannten machte, ehe noch der Ruhm seine Strahlenkrone ihm auf's Haupt gesetzt hatte und Bewunderung die Leute blendete.

„Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Franckfurt, seiner Handthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar 2c. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.

„Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Franckfurter Gelehrten Zeitung, beyläufig auch als Philosophen im Publico an, und gaben sich Mühe mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Classe von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr im Publico nicht so gänge bin, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ohngefähr kennen. Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssecretär Gotter, beredete mich einst nach Garbenheim, einem Dorf, unserem gewöhnlichen Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epicuräischen Philosophen (v.

Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mitteldinge von beyden (Dr. König) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherley, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urtheile ich aber nichts weiter von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

„Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

„Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst wie sie wären, zu denken und zu sagen.

„Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

„Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben.

„Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

„In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äussert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu seyn, so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der Christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

„Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Am Rande dieses flüchtig hingeworfenen Brouillons fügt Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es

würde zu weitläuftig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch."

Weiter unten ferner: „Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte."

Gotter, der zu Anfang dieses Briefes erwähnt wird, war ein junger Mann von bedeutender Bildung, mit dem Goethe durch wiederholte Gespräche über Kunst und Kunstkritik vertraut wurde. „Was die Alten über diese wichtigen Gegenstände gesagt, hatte ich (so schreibt er in Wahrheit und Dichtung) seit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge studirt, doch sprungweise gelesen. Aristoteles, Cicero, Quinctilian, Longin, keiner blieb unbeachtet, aber das half mir nichts: denn alle diese Männer setzen eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunstwerken unendlich reiche Welt, sie entwickelten die Verdienste vortrefflicher Dichter und Redner, von deren meistens uns nur die Namen übrig geblieben sind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eignen Fähigkeiten und die der andern kennen zu lernen. Meine Bekanntschaft mit so vielen Guten jener alten Zeit war doch immer nur schul- und buchmäßig und keineswegs lebendig, da es doch, besonders bei den gerühmtesten Rednern, auffiel, daß sie sich durchaus im Leben gebildet hatten und daß man von den Eigenschaften ihres Kunstcharakters niemals sprechen konnte, ohne ihren persönlichen Gemüthscharakter zugleich mitzuerwähnen. Bei den

Dichtern schien dies weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunst nur durch das Leben in Berührung, und so blieb das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen."

Um diese Stelle genau zu verstehen, müssen wir uns erinnern, wie allgemein in Deutschland die Richtung ist, Werke der Poesie bestimmten Regeln anzupassen, so daß der Dichter nur ein entwickelter Kritiker ist. Lessing gestand mit edler Offenheit, daß er alle seine Erfolge „einzig und allein der Kritik zu verdanken habe"; Schiller hemmte bekanntlich den Flug seines Genius, indem er seinem Pegasus die bleiernen Schwingen der Kantischen Philosophie ansetzte, und Klopstock selbst verlor sich zu tief in die Kritik. Goethe war gewiß der letzte, die reichen Erfahrungen eines Jahrhunderts zu verschmähen, der letzte, Unwissenheit für die rechte Grundlage dichterischer Thätigkeit zu halten, aber er war zu sehr Künstler, um nicht die Machtlosigkeit allgemeiner Theorien bei der Schöpfung von Kunstwerken, welche der Ausdruck wahrhafter Erlebnisse sein sollten, zu erkennen. Die Kunst ist nicht unpersönlich, wie die Wissenschaft, und kann darum nicht gelehrt werden; nicht von der Theorie nährt sie sich, sondern vom Leben.

In Verbindung mit Gotter übersetzte Goethe das deserted village von Goldsmith; durch ihn ließ er sich auch bewegen, einige kleine Gedichte in Boie's Almanach zu veröffentlichen. „Dadurch (sagt er) kam ich mit jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten,

und nachher so viel und mannichfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immermehr erweiternden Deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich, mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten, auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, niemand soll beengt sein, und dies zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen in's Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte. Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehen erregt und sich ehrwürdig gemacht.

Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavater's gegen den Landvogt gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an, den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tageblättern, mit einer Art von Wuth, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof: thöricht, da kein Publikum eine exekutive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung niemanden nutzte oder schadete."

Es war eine Zeit tiefer Unruhe in Europa; die Wehen der französischen Revolution begannen. In Deutschland ging der Geist der Revolution von den Studirzimmern und den Hörsälen aus; es war eine literarische und philosophische Empörung unter der Führung von Lessing, Klopstock, Kant, Herder und Goethe. Die Autorität wurde von allen Seiten angegriffen, weil sie sich überall schwach oder tyrannisch gezeigt hatte. Eine verwegene Hand lüftete die majestätische Perrücke Ludwigs XIV. und zeigte so den lange verdeckten Kahlkopf. Nun glaubte niemand mehr an den grand monarque, am wenigsten Goethe, der schon den Götz geschrieben

hatte und Homer und Shakespeare anbetete. „Laß mir die Bücher vom Halse, schreibt Goethe-Werther; ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein, braus't dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich (mit ihm) mein empörtes Blut zur Ruhe!“ Daß Werther viele biographische Einzelheiten aus Goethe's eigenem Leben enthält, wußte man schon früher; jetzt beweist der Briefwechsel mit Kestner ausdrücklich, daß Goethe damals von Anfällen schrecklichen Mißmuths geplagt war, die mit wildester Ausgelassenheit wechselten. Er liebte die Einsamkeit, las viel oder zeichnete in seiner unvollkommenen Art landschaftliche Skizzen. „Eine wunderbare Heiterkeit (heißt es im Werther) hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem

Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes"!

Als er nach Wetzlar kam, stak ihm der Pfeil in der Brust. Friederikens Bild verfolgte ihn; nur die Nähe einer andern Geliebten konnte es vertreiben. „Als Knab' (sagt er sehr niedlich in einem Briefe an Salzmann) pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen; es wuchs und ich hatte die Freude mit der Blüthe und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, ehe ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr warens die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Mehlthau, und doch wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirschbäumgen". Und darnach lebte er —

„Von der einen zu der andern,
Nur im Unbestand beständig."

Die Geliebte, deren Gegenwart Friederikens Bild ersetzen sollte, war keine andere als jene Charlotte Buff. Zwei Jahre vorher war ihre Mutter gestorben, und damit war die Sorge für das Haus und die Geschwister auf sie übergegangen. Sie war erst sechzehn Jahre alt, aber ein gesunder Verstand, praktisches Geschick und ausharrender Muth hatten ihr diese

Aufgabe mit Erfolg lösen helfen. Seit zwei Jahren war sie mit dem hannoverschen Gesandschaftssekretair Kestner verlobt, einem vierundzwanzig Jahre alten ruhigen, ordentlichen, etwas förmlichen Manne, aber verständig, gebildet, brav bis zur Großmuth, und von einer Würde, wie sie der Albert im Werther durchaus nicht hat; auch sonst muß er von diesem seinem literarischen Doppelgänger sorgfältig unterschieden werden. Wie Goethe Kestner kennen lernte, haben wir schon gesehen; wie er Lotte kennen lernte, darüber möge man den Bericht im Werther mit der nachstehenden Erzählung vergleichen, die Kestner brieflich einem Freunde giebt: „... den 9. Juni 1772 fügte es sich, daß Goethe mit bey einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr also in einer andern Gesellschaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Er hat sehr viele Kenntnisse, und die Natur, im physikalischen und moralischen Verstande genommen, zu seinem Haupt-Studium gemacht, und von den beyden die wahre Schönheit studirt. Noch kein Frauenzimmer hatte ihm ein Genüge geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, (ich rede hier nach dem gemeinen Sprachgebrauch und weiß wohl, daß die Schönheit eigentlich keine Regeln hat,) eine sehr vortheilhafte einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlings-Morgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bey ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr

Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frey war; ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegen einander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig, (dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch,) Lottchen eroberte ihn ganz, um destomehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf dem Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite, kennen."

Nach ihrem Bilde zu schließen muß Lotte in ihrer Art ein reizendes Geschöpf gewesen sein; nicht geistig gebildet, nicht poetisch, vor allem nicht das sentimentale Mädchen im Werther, sondern ein ruhig heiteres, lustiges, offenherziges deutsches Mädchen, eine ausgezeichnete Hausfrau und eine Haushälterin ohne Gleichen. Goethe war sofort in sie verliebt. Hören wir, was ihr eigener Bräutigam darüber schreibt: „Sie ist nicht eigentlich eine sogenannte Beauté, nach dem gemeinen Sinne; mir ist sie's; so bleibt sie doch immer das bezaubernde Mädchen, das Schaaren von Anbetern haben könnte, alte und junge, ernsthafte und lustige, Kluge und Dumme rc. Sie weiß sie aber bald zu überzeugen, daß sie entweder in der Flucht oder in der Freundschaft ihr einziges Heil suchen müssen. Eines von diesen, als des merkwürdigsten, will ich doch erwähnen, weil er auf uns einen Einfluß behalten. Ein junger Mensch an Jahren (23), aber in Kenntnissen und

Entwicklung seiner Seelenkräfte und seines Charakters schon ein Mann: ein außerordentliches Genie und ein Mensch von Charakter, war hier, wie seine Familie glaubte, der Reichs-Praxis wegen, in der That aber um der Natur und der Wahrheit nachzuschleichen, und den Homer und Pindar zu studiren. Er hat nicht nöthig des Unterhaltes wegen zu studiren. Ganz von ohngefähr, nach langer Zeit seines Hierseyns, lernte er Lottchen kennen, und in ihr sein Ideal von einem vortrefflichen Mädchen; er sah sie in ihrer fröhlichen Gestalt, ward aber bald gewahr, daß dieses nicht ihre vorzüglichste Seite war; er lernte sie auch in ihrer häuslichen Situation kennen, und ward, mit einem Wort, ihr Verehrer. Es konnte ihm nicht lange unbekannt bleiben, daß sie ihm nichts als Freundschaft geben konnte, und ihr Betragen gegen ihn gab wiederum ein Muster ab. Dieser gleiche Geschmack, und da wir uns näher kennen lernten, knüpfte zwischen ihm und mir das festeste Band der Freundschaft, so daß er bei mir gleich auf meinen lieben Hennings folgt. Indessen, ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte, und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobey Lottchen bey mir gewann, und er mir als

Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bey mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärckſten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich und es entstanden bey mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande seyn, Lottchen so glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtung bemerken können."

Eine andere Stelle aus demselben Briefe wird dieses Verhältniß in volles Licht setzen: „Ich bin mit Lottchen in keiner weitern Verbindung, als worin ein ehrlicher Mann steht, wenn er einem Frauenzimmer den Vorzug vor allen übrigen giebt, sich mercken läſſet, daß er ein Gleiches von ihr wünscht, und wenn sie solches thut, dieses nicht nur, sondern auch eine völlige Resignation von ihr annimmt. Dieses halte ich schon genug, um einen ehrlichen Mann zu binden, zumal wenn solches einige Jahre durch dauert. Indessen tritt bey mir noch hinzu, daß Lottchen und ich uns einander ausdrücklich erklärt haben, und es noch immer mit Vergnügen thun, ohne jedoch Schwüre und Betheuerungen hinzuzufügen". Diese ganze Art von Brautstand ohne förmlich anerkannte Verlobung machte Kestner's Stellung nur um so peinlicher. Seine Großmuth und Nachsicht sowohl wie der Zauber von Goethe's Persönlichkeit glänzen dabei um so heller: in solch einem Verhältniß wie edel mußten alle drei fühlen, daß nicht kleinliche Eifersüchteleien einen gewalt-

samen Bruch herbeiführten. Es ist unzweifelhaft, daß die innigste Vertraulichkeit und die größte Zärtlichkeit ohne alle Störung fortdauerte. In sicherem Vertrauen auf die Ehre seines Freundes und die Treue seiner Braut verdarb Kestner das schöne Verhältniß niemals auch nur durch eine Andeutung von Eifersucht. Goethe war immer in Lotte's Hause, wo ihn die Kinder jubelnd empfingen, ihn für sich in Anspruch nahmen, wie das Kinderfreunden zu gehen pflegt, und sich von ihm Geschichten erzählen ließen. Es ist so hübsch, Goethe unter Kindern zu sehen; immerfort hat er herzliche Zärtlichkeit für sie und Lottens Geschwister waren ihm doppelt theuer, weil sie ihr angehörten.

In diesem Wetzlarer Kreise nimmt noch eine Gestalt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: die eines hübschen blonden Jünglings mit sanften blauen Augen und einer ruhigen Melancholie im Ausdruck; es ist Jerusalem, der Sohn des bekannten protestantischen Abts von Riddagshausen. Er war in Wetzlar Sekretair bei der braunschweigischen Gesandtschaft, ein College also von Goué. In der englischen Literatur war er sehr bewandert; Lessing hatte ihn mit seiner Freundschaft beehrt und gab dieser Freundschaft später, als er seine philosophischen Abhandlungen*) herausgab, in der Vorrede dazu folgenden Ausdruck: „Der junge Mann, als er hier

*) Es sind deren fünf: 1. Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann. 2. Ueber die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstrakten Begriffe. 3. Ueber die Freiheit. 4. Ueber die Mendelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen. 5. Ueber die vermischten Empfindungen.

in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen. Allerdings war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrigen schließen läßt. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte. Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich."

In seiner melancholischen Stimmung verfiel er oft darauf, über den Selbstmord nachzudenken, den er mit theoretischen Gründen zu vertheidigen wußte. Sein Trübsinn steigerte sich durch eine unglückliche Leidenschaft für die Frau eines Freundes. Wie diese endete, werden wir später zu erzählen haben; für jetzt genügt es, die Anwesenheit dieses jungen Mannes in dem Kreise von Goethe's Bekanntschaften anzuzeigen. Wie schon früher in Leipzig*), wo sie zusammen

*) Auf dieser Bekanntschaft von Leipzig her beruht es, wenn Goethe in den Briefen an Kestner (Nr. 18) sagt, seit „sieben Jahren" kenne er Jerusalem; Kestner in seiner Anerkennung zu dieser Stelle und Düntzer bezweifeln die „sieben Jahre" daher mit Unrecht. Anm. des Uebers.

studirt hatten, sahen sie einander auch jetzt wenig, weil der empfindsame Jerusalem sich scheu zurückzog; doch war ihre Bekanntschaft hinreichend genau, um Goethe für seinen späteren Roman den Stoff zu geben.

Jerusalem's unglückliche Leidenschaft und Goethe's unglückliche Leidenschaft hätte die beiden, sollte man meinen, eng vereinigen müssen, aber genau genommen kann Goethe's Leidenschaft kaum eine unglückliche genannt werden; es war mehr eine Leidenschaft voll köstlicher Unruhe; Liebe, tiefe verzehrende, stürmische Liebe war es nicht. Es war mehr eine Leidenschaft der Einbildungskraft, die den Dichter näher anging als den Menschen. Lotte erregte seine Phantasie; ihre Schönheit, ihre heitere Munterkeit, ihre liebevolle Natur bezauberten ihn; die Seltsamkeit seiner Stellung erhöhte den Reiz, indem sie ihm unbewußt ein Gefühl der Sicherheit lieh. Wäre Lotte frei gewesen, er würde, — davon bin ich überzeugt — von ihr geflohen sein, wie er von Friederiken floh. Damit will ich indeß nicht gesagt haben, daß die Unmöglichkeit sie zu besitzen ihm behaglich gewesen wäre. Er war unruhig, ungeduldig und, in einem gewissen Sinne unglücklich. Er glaubte sterblich in sie verliebt zu sein, während er doch in Wahrheit nur in das zärtliche Spiel der Gefühle verliebt war, die sie hervorrief, — ein scheinbarer Widerspruch, aber nicht räthselhaft für den, der mit dichterischen Stimmungen vertraut ist.

So verging der Sommer. Im August machte er einen kleinen Ausflug nach Gießen zu Professor Hoepfner, einem der thätigsten Mitarbeiter an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Nach seiner Art erschien er abermals verkleidet und

trat als ein schüchterner ungeschickter Student auf; da Hoepfner ihn nur aus Briefen kannte, so war das leicht zu machen; eine komische Scene erfolgte, die endlich damit schloß, daß er dem Professor mit den Worten: „Ich bin Goethe" in die Arme sprang. In Gießen traf er Merck; er überredete ihn mit nach Wetzlar zu kommen, damit er Lotte kennen lerne. Merck ging mit, er sah Lotte und wie es in Wahrheit und Dichtung heißt, gefiel sie ihm nicht sonderlich; nach einem eigenen Briefe von Merck steht aber die Sache anders. „Auch Goethe's Freundin, schreibt er, habe ich gesehen, von der er in allen seinen Briefen mit solcher Begeisterung spricht; sie verdient wirklich alles Gute, was er über sie sagen kann." Gegen Goethe verhehlte er indeß diese Bewunderung, ärgerte ihn, indem er die junonische Gestalt einer Freundin von Lotte vorzog und den jungen Freund bitter ausschalt, daß er sich nicht um diese prächtige Gestalt bemühe, die noch dazu völlig frei sei. Daß Goethe sich damals verletzt fühlte, war ganz in der Ordnung, aber bei dem späteren Rückblick hätte er Merck's freundschaftliche Absicht entdecken und ihn nicht wieder mit Mephistopheles vergleichen sollen. Auch hatte schon damals Merck's Zureden seine Wirkung und beschleunigte die Lösung eines Verhältnisses, in welchem Goethe's Stellung von Tag zu Tag unhaltbarer wurde. Endlich faßte er den Entschluß, sich loszureißen und Merck auf einer Rheinreise zu begleiten. Es war Zeit; was auch die Phantasie an seiner Leidenschaft für Antheil haben mochte, er war in einer gefährlichen Lage; aus einem sorglosen Spiel mit zärtlichen Empfindungen hätte zuletzt eine wirkliche und verzweifelte Leidenschaft werden können;

Sicherheit war nur in der Trennung. So verabredete er mit Merck, sie wollten sich in Koblenz treffen, und, wie er einst Leipzig verlassen, ohne Käthchen Lebewohl zu sagen, so riß er sich auch jetzt ohne Abschied los. Das Nähere sagt uns Kestner in seinem Tagebuche:

... September 10. 1772. „Mittags aß Dr. Goethe bey mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war.... Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc. ꝛc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten mit einander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben; Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte."

September 11. 1772. „Morgens 7 Uhr ist Goethe weggereist ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hat es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeister Merck ihn erwarte, eine Reise machen und keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber, daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Diktatur zu Hause. „„Herr Doktor Goethe hat dieses um 10 Uhr geschickt."" — Ich sah die Bücher und das Billet, und dachte, was dieses mir sagte: „„Er ist fort!"" und war ganz niedergeschlagen. Bald nachher kam Hans (Lotte's Bruder) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sei? Die Geheime Räthin Langen hatte bei Gelegenheit durch eine

Magd sagen lassen: „„Es wäre doch sehr ungezogen, daß Doktor Goethe so ohne Abschied zu nehmen, weggereist sey.““ Lottchen ließ wieder sagen: „„Warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte?““ Lottchen schickte, um gewiß zu seyn, einen Kasten, den sie von Goethen hatte, nach seinem Hause. Er war nicht mehr da. Um Mittag hatte die Geheime Räthin Langen wieder sagen lassen: „„Aber sie wolle es des Doktor Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt hätte.““ — Unter den Kindern im Deutschen Hause, sagte jedes „„Doktor Goethe ist fort!““ — Mittags sprach ich mit Herrn von Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserm gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Er war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nicht anders als an ihn denken, vertheidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde; ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher schrieb ich ihm, was seit seiner Abreise vorgegangen war.“

Wie deutlich vergegenwärtigen uns diese einfachen Züge die ganze Lage; den Schmerz der beiden Liebenden über den Abschied ihres Freundes und die Betrübniß der Kinder, als sie hören, daß Doktor Goethe fort ist! Solch eines Bildes bedarf es, um uns zu vergewissern, daß dieser kleine Roman mit all seinen Seltsamkeiten und Gefahren nicht wirklich ein bloßer Anfall krampfhafter Sentimentalität war. In Wahr-

heit, wäre Goethe der sentimentale Werther gewesen, er hätte nie die Willenskraft gehabt, sich aus einem solchen Verhältniß loszureißen; eine Kugel hätte er sich durch den Kopf geschossen wie Werther. Und auf der andern Seite, welch eine würdige Gestalt ist dieser Kestner neben dem kalten Albert im Roman! Eine weniger hochherzige Natur hätte sich gefreut, daß der Nebenbuhler sich entfernte, hätte in der Freude vergessen, daß in dem Nebenbuhler auch ein Freund geschieden sei; aber Kestner, der in seinem Freunde nicht bloß einen Nebenbuhler, sondern einen solchen Nebenbuhler erkannte, daß ihm Zweifel aufstiegen, ob nicht dieser herrliche Jüngling die Geliebte glücklicher machen werde, als er selbst — Kestner trauerte um den Weggang seines Freundes.

Goethe's Brief, auf den sich die eben mitgetheilte Stelle des Tagebuchs bezieht, ist wörtlich erhalten:

„Er ist fort Kestner wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inneliegenden Zettel. Ich war sehr gefasst aber Euer Gespräch hat mich aus einander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als Leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf."

Eingeschlossen waren folgende Zeilen an Lotte:

„Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weis wann. Lotte wie war mirs bey deinem reden ums Herz, da ich wusste es ist das letztemal dass ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um Hienieden zu thun,

um ihre Hand die ich zum letztenmal küsste. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letzenmal begleitete. Ich binn nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zum Werther.

Nun ging es zu Fuß die Lahn hinunter nach Koblenz, wo er Merck bei Frau von Laroche treffen wollte. Die schönen Ufer des Flusses entzückten sein Auge und halfen ihm über die Trauer hinweg, die er bei dem Ende seines Liebesromans fühlte. Die bebuschten Felsen, die feuchten Gründe, die thronenden Schlösser forderten seinen Pinsel heraus; die alte Sehnsucht, ein Maler zu werden, die ihn sein Leben lang verfolgte, stieg in ihm auf. Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, daß eine solche Sehnsucht, während sie sonst gewöhnlich ein angebornes Talent voraussetzt, bei Goethe ohne jedes Talent so lange sich hielt. Jetzt wurde sie so mächtig, daß er die Frage, ob er zum Maler bestimmt sei oder nicht, ein für alle Mal zu entscheiden beschloß. Die Probe dafür war seltsam genug. Unter ihm zur Linken glitt der Fluß, hier von reichem Weidengebüsch verdeckt, dort im Sonnenlichte blinkend dahin; eine innere Stimme, meint er, gebot ihm, ein Taschenmesser, welches er in der linken Hand hielt, in den Fluß zu schleudern: sähe er es hineinfallen, so würde sein künst-

lerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so solle er die Hoffnung aufgeben. Die Antwort, die er nun auf seine Frage an das Schicksal erhielt, war so zweideutig, wie nur je ein Orakelspruch des Alterthums: die Weidenzweige verdeckten ihm das Einsinken des Messers, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine Fontaine in die Höhe und war ihm vollkommen sichtbar. So blieb er auch hinfort in Zweifel.

Nach einer angenehmen Wanderung fuhr er von Ems im Nachen den Fluß hinab. Nun eröffnete sich ihm der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte ihn; Schloß Ehrenbreitstein fand er vor allem herrlich und majestätisch. Von der edlen Familie des Geheimraths von Laroche, wo ihn Merck angekündigt hatte, wurde er sehr freundlich empfangen und bald als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband ihn sein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn, mit den Töchtern Jugend und Poesie. Frau von Laroche, Wieland's erste Liebe, hatte in Richardsons Manier einen Roman, „Geschichte des Fräuleins von Sternheim," geschrieben, und wie Schäfer vermuthet, versammelte sie nun Merck, Goethe und andere Kritiker in ihrem Hause, um diesen Roman günstig besprochen zu sehen; bei Goethe erreichte sie ihren Zweck: die Recension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen ist von ihm. Ob er diese Gefälligkeit der Mutter zu Liebe erwies, oder ob ihn die Reize ihrer ältesten Tochter Maximiliane dazu bewogen, darüber schweigt die Geschichte; sicher aber ist, daß die schwarzen Augen der

Tochter in dem Herzen des jungen Recensenten heftig zündeten. Sie ist das Fräulein B. im Werther; noch mehr aber interessirt sie uns als die künftige Mutter von Bettina. Goethe scheint mit ihr geliebelt zu haben, als hätte er keine Lotte in Wetzlar verlassen. Wer die bewegliche Natur unseres Dichters kennt, den überrascht das wohl nicht. Für Augenblicke fühlt er sich elend, aber überströmende Lebenskraft, siegreiche Willensstärke und Empfänglichkeit für neue Eindrücke bewahren seine immerthätige Natur vor dem Trübsinn, an dem Werther zu Grunde geht. Er läßt nicht immer den Kopf hangen, weil Lotte einem andern gehört, und allen neuen Eindrücken, ernsten wie heiteren, ist er offen. So sehen wir ihn in „Pater Brey“ und „Satyros“ mit Witz und Spott, dergleichen man in der Wertherzeit nicht von ihm erwarten sollte, um sich werfen und in bester Stimmung den Rhein hinauf mit Merck und seiner Familie an der ganzen Pracht dieser Gegenden sich freuen, an Rheinfels, St. Goar und Bacharach vorbei bis Bingen und Bieberich hinauf „der unendlich mannigfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen, mit Muße genießen“ und in fleißigem Müssiggang zeichnen, als wäre das Leben ein Sommertag ohne Arbeit.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der Rechtspraxis, Literatur und Malerei. Herumziehende Italiener brachten Gypsabgüsse antiker Köpfe auf die Frankfurter Messe und mit freudigem Eifer kaufte er sich von ihnen ein kleines Museum, um so den großen Eindruck, den

er in Mannheim gewonnen, möglichst wieder zu beleben. Sein durch die Natur geschärfter Blick warf sich ganz wieder auf die Kunstbeschauung; die Natur in der Kunst zu sehen ward bei ihm zu fast wahnsinniger Leidenschaft, und seine volle Neigung wandte er damals den Niederländern zu. Er malte auch einige einfache Stillleben; eins davon erwähnt er mit Stolz, und — sollte man es glauben? — es war ein Messerstiel von Schildpatt mit Silber eingelegt! Den Götz fertig in der Tasche und hat seine Freude daran, einen Messerstiel zu malen!

Den Rechtsgeschäften widmete er sich mit größerem Eifer als früher. Sein Vater liebte es, die Akten mit ihm durchzugehen, freute sich höchlich über diesen ehrsamen Fleiß und bewies dafür volle Nachsicht gegen alles, was „dieser singulare Mensch," wie er ihn mit Recht nannte, sonst trieb. Daneben hatte Goethe zahlreiche schriftstellerische Pläne, und die Frankfurter Gelehrten Anzeigen gaben ihm fortwährend Gelegenheit, sich über literarische, theologische und selbst politische Fragen auszusprechen. In einem dieser Aufsätze findet sich eine sehr bezeichnende Stelle; es handelt sich um die Klage, die Deutschen hätten kein Vaterland, keine Vaterlandsliebe; dazu meint der junge Goethe: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern,

nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist? Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, d'rin zu liegen!" Sein Leben lang, scheint es, führte ihn diese Sophisterei irre; hier erwähnen wir sie als einen Charakterzug für die Zeit seiner jugendlichen Entwicklung, eine Zeit, vergesse man nicht, in der sein Patriotismus, wenn je, glühend gewesen sein muß; denn damals arbeitete er ja den Götz von Berlichingen um. Bei sorgfältiger Durchsicht des Manuskripts fand er, daß er nicht nur gegen die Einheit der Zeit und des Orts, sondern auch gegen die höhere Einheit der Composition gefehlt hatte Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Da ich mich ohne Plan und Entwurf, bloß der Einbildungskraft und einem innern Triebe überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der, die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel, oder vielmehr

diesen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der deutschen Alterthümer, mein eignes Werk im Sinne, und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben und das, was daran fabelhaft oder blos leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechtes zu gute gethan, indem ich in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerscene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Akte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich ins Enge zog und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

„Ohne also an dem ersten Manuskript irgend etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete dies auch mit solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig, bei einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung, abermals zu Grunde legen wollte.

„Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dies anzufangen gedächte, Mercken vorzutragen anfing, spottete er

mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehn, was das eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" rief er sprüchwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiederte ihm dagegen, daß es mir unangenehm sein würde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten und mir vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen: denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine Mitschuldigen, auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehn; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

„Hier ward nun meines Freundes technisch merkantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt, wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigene Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen sein; wie er denn, mit so vielen andern, öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische

Skizze nach und nach in saubern Aushängebogen zu sehen: sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Paketen versendet. Nun dauerte es nicht lange, so entstand überall eine große Bewegung; das Aufsehen, das es machte, ward allgemein. Weil wir aber, bei unsern beschränkten Verhältnissen, die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdies gegen unsere Aussendungen freilich sobald keine Erstattung, am allerwenigsten eine baare, zurückerfolgen konnte: so war ich, als Haussohn, dessen Kasse nicht in reichlichen Umständen sein konnte, zu einer Zeit wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der sich schon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens alles wieder in's Gleiche stellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden."

In dem Vorstehenden sind einige kleine Ungenauigkeiten, deren Berichtigung sich aus einem Vergleich der ersten und zweiten Bearbeitung ergiebt. Die Abänderungen, die er vornahm, sind sehr unbedeutend und bestehen hauptsächlich in der Weglassung der beiden Scenen, in denen Adelheid eine sehr hervorragende Rolle spielt. Merck's thätiger Theilnahme in dieser Sache stellt Goethe in seiner Lebensbeschreibung die Unfreundlichkeit und Härte gegenüber, mit der Herder den Götz aufgenommen habe. Das ist einer von den vielen Gedächtnißfehlern, die ihn bei Wahrheit und

Dichtung überkommen sind: Herder hatte große Freude am Götz. In den Briefen an seine Braut nennt er das Stück „eine wirklich schöne Produktion," bittet den Verfasser des „braven Berlichingen recht sehr zu grüßen" und verheißt ihr im Voraus „einige himmlische Freudenstunden," da „ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit" darin sei. Gegen Goethe selbst mag er sich wohl etwas kritischer geäußert haben, doch muß es so gar arg nicht gewesen sein; wenigstens schreibt ihm dieser in seiner Erwiederung (Juli 1772): „Von Berlichingen ein Wort. Euer Brief war Trostschreiben; ich setze ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitiv, daß mich Shakespeare ganz verdorben u. s. w. erkannt' ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen." Es scheint also daß die Ausstellungen, die Herder machte, tiefer in Goethe's Gedächtniß hafteten als das Lob. Auch sonst stellt er in der Lebensbeschreibung den Erfolg seines Götz beim ersten Erscheinen viel zu niedrig. Wie Stahr in seiner Schrift über Merck nachgewiesen hat, wurde das Stück mit fast allgemeinem Beifall aufgenommen und fand selbst die Zustimmung der Kritiker, deren Geschmack solche regellose Werke sonst am wenigsten zusagten. Beim Publikum war die Wirkung im Augenblick entschieden und höchst gewaltig. Der kühne Ausdruck des Geistes der Freiheit, die Opposition gegen das französische Wesen und die Originalität nicht weniger als die Kraft der Sprache bereiteten ihm einen Triumph durch ganz Deutschland. In allen Salons und allen Bierstuben galt es für ein Meisterstück; mit erstaun-

licher Schnelligkeit folgte eine Nachahmung der andern, die Bücherschränke seufzten unter der Last mittelalterlicher Versuche und die Bühne erklang von Ritterthum.

Von dem Eindruck des Götz in der buchhändlerischen Geschäftswelt erzählt Goethe eine lustige Geschichte. Ein Buchhändler besuchte ihn und bat sich, augenscheinlich von dem Werthe seiner Idee tief durchdrungen, ein Dutzend solcher Stücke aus; er wolle sie auch gut honoriren. Sein Anerbieten war um so großmüthiger, als bei dem damaligen Stande des Buchhandels der Götz trotz alles Erfolges dem Dichter kein Geld einbrachte, indem überall Nachdrücke verbreitet wurden und ihm den Lohn seiner Arbeit entzogen. Auch entsprach der Vorschlag jenes Buchhändlers durchaus der Erwartung, die das Publikum hegte. Thörichtes Publikum! Hat ein Schriftsteller einmal in einer Richtung Erfolg erlangt, so muß er in der Richtung bleiben oder er setzt seinen Ruhm auf's Spiel; die Meinung über ihn steht einmal fest, er ist klassificirt, und das Publikum will sich seine Linien nicht stören lassen. Und wiederum, wenn der Schriftsteller sich wiederholt, dann ereifert sich dieses unvernünftige Publikum über die Dürftigkeit seiner Erfindung. Niemand hat sich je weniger wiederholt als Goethe; seine Art war es nicht, eine Statue zu schaffen und dann in verschiedenen Stoffen Abgüsse davon zu nehmen. Er lebte, dachte, litt, und weil er gelebt, gedacht und gelitten, darum schrieb er. Hatte er einmal ein inneres Erlebniß im Lied verkörpert, so kam er nie wieder darauf zurück. Jedes seiner Gedichte kam frisch aus vollem Leben, blank aus der Prägestatt seiner Erfahrung.

Götz ist das bedeutendste Werk der Sturm- und Drang-Periode. Wie wir schon vorhin andeuteten, ist diese Periode nicht blos eine Zeit titanischer Entwürfe, sondern auch ungesunder Sentimentalität. Goethe, der große dichterische Repräsentant jener Tage, der Schriftführer seiner Zeit, hat uns beide Richtungen in Meisterwerken dargestellt. Neben dem stürmischen Götz steht der träumerische Werther. Und doch, so genau diese Werke zwei lebendige Richtungen jener Zeit darstellen, sie stehen beide hoch über den vorübergehenden Ausbrüchen des Tages, sie sind beide ideale Ausdrücke ihres Zeitalters und von der Krankheit desselben so frei, wie Goethe selbst von der Schwäche seiner Zeitgenossen frei war. Goethe war nie ein Werther. Um den Abstand zu ermessen, der ihn und seine Werke von seinen sentimentalen Zeitgenossen und deren Werken trennte, muß man den Charakter der Jacobi, Klinger, Wagner und Lenz studiren oder Schriften wie den Woldemar lesen, dann wird man es begreiflich finden, warum Goethe von solchen Werken, seine eigenen nicht ausgenommen, schon nach wenigen Jahren mit Widerwillen sich abwandte, nachdem seine Einsicht sich geläutert, seine Ziele sich gefestigt hatten, dann wird auch der Unterschied klar werden zwischen dem Genie, welches den Geist einer Zeit idealisirt, und dem Talent, welches ihm nur schmeichelt.*)

Es war eine seltsame Zeit damals; die Unruhe war

*) Wie Karl Grün in epigrammatischer Kürze sagt: „Goethe war Kranker und Arzt zugleich, seine Zeitgenossen waren meist Patienten und weiter nichts.“

eine krankhafte, ihre Ausbrüche Symptome von Krankheit. In den Briefen, Denkwürdigkeiten und Romanen, welche als Zeugen für die Thorheiten der Zeit aufbewahrt sind, spiegelt sich ein selbstquälerisches und sentimentales Vertiefen in die menschliche Natur, das in einem gesunden Geiste sogar gegen wahrhafte Empfindung und wahrhafte Selbstbeschauung Widerwillen erregen kann; selbst die ehrenwerthesten Gefühle nehmen da einen gekünstelten Ausdruck an, während viele nicht sehr ehrenwerthe in dem Rosenroth der Unschuld prunken; von der Natur ist selten anders als mit krampfhafter Begeisterung die Rede; in Thränen und Umarmungen herrschte die tollste Verschwendung, auch bei den unbedeutendsten Anlässen. In Koburg gründeten empfindsame Tröpfe einen Orden des Mitleids und der Versöhnung; Leuchsenring, den Goethe im Pater Brey verspottete, stiftete einen Geheimbund und nannte ihn den Orden der Empfindsamkeit, dem anzugehören zarte Seelen für ein Vorrecht hielten. Die Freundschaft wurde in übertriebenster Weise vergöttert, und brüderliche Liebe zog empfindsam bebende Seelen an einander, nicht durch die festen Bande der Zuneigung und werkthätigen Unterstützung, sondern durch irgend eine eingebildete geistige Gemeinschaft, und so entsprang, wie Jean Paul witzig sagt, „eine allgemeine Liebe für alle Menschen und Thiere, ausgenommen Recensenten."

Das alles waren Symptome von Krankheit; der gesellschaftliche Organismus war nicht mehr in Ordnung, und offenbar kündigte sich durch Auswüchse auf dem literarischen so wie auf andern Gebieten eine drohende Krisis an. Die Ursache der Krankheit war Mangel an Glauben.

In der Religion, der Philosophie, der Politik, der Moral prahlte dies achtzehnte Jahrhundert mit seiner Unruhe und seinem Unglauben. Der alte Glaube, der so lange das Leben Europa's zu einer organischen Einheit gemacht und, schon schwankend und altersschwach, durch Luther einen tödtlichen Streich erhalten hatte, war nicht mehr der allgemeine, nicht mehr lebendig, thätig, herrschend; die Stelle einer allgemein bestimmenden Macht, die er inne gehabt, war unbesetzt; ein neuer Glaube hatte sich noch nicht erhoben. Die französische Revolution war eine ähnliche Krisis, wie in andern Gedankenkreisen früher die Reformation gewesen war. Neben dieser überwältigenden, alles verschlingenden Krisis zeigen sich andere kleinere. Ueberall durchbricht derselbe protestantische Geist die Ueberlieferung auf dem Gebiete der Moral, der Literatur und der Erziehung. An die Klassiker glaubt man nicht mehr, man verficht die Lehre des Fortschritts, die Ueberlegenheit der modernen Literatur. Man erklärt die Kunst ihrer Natur nach für eine fortschreitende. Die Erziehung darf nicht länger die breite Heerstraße wandern wie bisher; die Methode, die für vergangene Zeiten vortrefflich war, genügt der Gegenwart nicht länger; überall kommen neue Methoden auf, die alten zu verbessern. In der Politik schwindet der Glaube an das göttliche Recht. Der Einzelne verlangt und verkündet seine Freiheit, beides des Gedankens und der That. Freiheit ist die Losung des achtzehnten Jahrhunderts.

Genug damit, um die Stimmung jener Zeit anzuzeigen und nachzuweisen, inwiefern der Werther der Ausdruck dieser Stimmung ist. Wenden wir uns zu dem Romane

selbst, so finden wir ihn so verwachsen mit dem Leben des Verfassers, daß die Geschichte seines damaligen Lebens der Ausweis über den Stoff ist, aus welchem er sein Werk schuf. Wir müssen daher zu dem Punkte zurückkehren, wo Goethe Wetzlar verließ, und unter Anleitung seiner Briefe an Kestner der Entwicklung dieses wunderbaren Romans folgen.

Götz wurde im Frühjahr 1773 veröffentlicht. Im Herbst 1772 ging Goethe von Wetzlar nach Frankfurt. Seine Briefe an Kestner und Lotte sind voll leidenschaftlicher Bekenntnisse und zärtlicher Erinnerungen. Die willkürliche Schreibweise, die darin auffällt, gehört einer Zeit an, wo es eines Genie's für unwürdig galt, sich um langweilige Kleinigkeiten wie Rechtschreibung und Grammatik zu bekümmern, aber der warme Hauch einer zärtlichen Natur in diesen Briefen, die überströmende Liebe, die sie aussprechen und erregen, die gehören dem an, der sie schrieb. Bedürfte es für Goethe's liebende Natur noch eines Zeugnisses, wir könnten auf diese Briefe, vorzüglich auf die an Lotte's Bruder Hans verweisen. Für den Leser dieser Lebensbeschreibung bedarf es solches Zeugnisses weiter nicht, und wir können uns deshalb lediglich an das Verhältniß Goethe's zu den beiden Kestner's halten. „Gott segne euch lieber Kestner," heißt es gleich in einem der ersten Briefe, „und sagt Lotten, daß ich manchmal mir einbilde, ich könne sie vergessen, daß mir aber dann ein Recitiv über den Hals kommt und es schlimmer mit mir wird als jemals." Er sehnt sich, noch einmal wieder zu ihren Füßen zu sitzen und die Kinder auf sich herumklettern zu lassen; er schreibt in einem Tone von

Melancholie, der eben so Poesie wie Wehmuth ist; wenn der Gedanke an Selbstmord auftaucht, so ist es nur einer von den vielen Gedanken, die seinen Geist durchfliegen. Dafür giebt uns eine sehr bezeichnende Stelle in Wahrheit und Dichtung den Beweis, welche seine wirkliche Seelenstimmung deutlich vergegenwärtigt. „Unter einer ansehnlichen Waffensammlung,“ sagt er, „besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bett, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben.“ Er spielte mit diesen selbstmörderischen Gedanken, weil er geistig nicht in Ruhe war und weil der Selbstmord zur Mode des Tages gehörte, aber wer diese Selbstmordgedanken für ernsthaft nähme, der würde ihn sehr falsch verstehen. Selbst damals waren sie nicht ernsthaft und als er dann den Werther schrieb, hatte er auch die leise Versuchung poetischer Sehnsucht nach dem Tode längst abgeschüttelt. Im Oktober 1772 verbreitete sich das falsche Gerücht, sein Freund Goué habe sich erschossen; sofort bittet er Kestner: „Schreiben Sie mir doch gleich wie sich die Nachrichten von Goué konfirmiren. Ich ehre auch solche That, und bejammere die Menschheit und laß alle — kerle von Philistern Tabacksrauchs Betrachtungen darüber machen, und sagen: Da habt ihr's. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.“ Er hatte zu viel Lebensmuth, um mit Todesgedanken mehr als

zu spielen. So bekennt er: „Ich bin nach Homburg gewesen und habe wieder das Leben lieb gewonnen, da das Erscheinen solch eines Elenden so trefflichen Geschöpfen Freude machen kann." Am 7. November kam er plötzlich mit Schlosser nach Wetzlar, und mit fieberischem Entzücken verweilte er dort bis zum 10. Nach Hause zurückgekehrt, schreibt er an Kestner: „Gewiß Kestner es war Zeit dass ich ging. Gestern Abend hatte ich recht hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Canapee ..... Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung Liebempfangen geworden zu sein; binn ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb angst, denn das Unglück ist mir schon oft widerfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen, lieber Kestner, da ist's ein Höllenschmerz wenn man nicht empfangen wird wie man kommt. Aber so — Gott geb euch ein langes Leben wie mir die paar Tage waren."

Das vorhin erwähnte Gerücht von Goué's Selbstmord erwies sich als unbegründet, aber nun kam das traurige Ereigniß von dem Selbstmord Jerusalem's. Goethe schreibt darüber an Kestner:

„Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet, es war gräßlich zum angenehmsten Geschenk der Liebe diese Nachricht zur Beylage. Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen die nichts geniessen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzenlust in ihrem Herzen haben, und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräffte, sind schuld an diesem Unglück, an unserm

Unglück, hohle sie der Teufel ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht schuld ist, so verzeih mir's Gott, dass ich ihm wünsche er möge den Hals brechen wie Eli. Der arme Junge! wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muss sich noch erinnern daß ich drüber lächelte. Gott weis die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und — seit sieben Jahren kenn ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bey meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit das will ich behalten und sein gedenken so lang ich lebe.

Unter den vielen Ungenauigkeiten der Goethe'schen Lebensbeschreibung ist in Bezug auf den Werther eine von Wichtigkeit, die Versicherung nämlich, daß es die Nachricht von Jerusalem's Selbstmord gewesen, die ihm auf einmal den Plan zum Werther eingegeben. Jerusalem erschoß sich in der Nacht vom 29. zum 30. Oktober 1772*); im November erhielt Goethe von Kestner den ausführlichen Bericht über Jerusalems letzte Tage und erst 1774 schrieb er den Werther fertig. Sein Seelenzustand in dieser Zeit ist durchaus nicht so, wie er ihn später selbst dargestellt hat. Man lese nur folgenden Brief an Kestner aus dem December 1772: „Das ist trefflich, ich wollte eben fragen ist Lenchen (eine Schwester Lottchen's) da, und ihr schreibt mir sie ist's. Wär ich nur drüben, ich wollt eure Discurse zu nichte machen, und Schneidern das Leben sauer, ich glaube ich würde sie lieber haben als Lotten. Nach dem Portrait ist sie ein liebenswürdiges Mädgen, viel besser als Lotte, wenn nicht eben just das — Und ich binn frey, und liebebedürftig. Ich muss sehen zu kommen, doch das wäre auch nichts. Da binn ich wieder in Frankfurt, gehe mit neuen

*) S. Sechster Anhang.

Plans um und Grillen, das ich all nicht tuhn würde hätt ich ein Mädgen." Gleich darauf scheint er eins gefunden zu haben; gegen Ende des Januar 1773 schreibt er: „Lotten sagt: ein gewisses Mädgen hier das ich von Herzen lieb habe und das ich wenn ich zu heurathen hätte gewiß vor allen andern griffe ist auch (wie Lotte) den 11. Januar gebohren. Wäre wohl hübsch so zwey Paare. Wer weis was Gottes Wille ist." Wer diese neue Geliebte auch gewesen sein mag, ob Anna Sibylla Münch, die indeß nicht im Januar, sondern im Juli geboren war, oder Antoinette Gerock, eine Verwandte von Schlosser, die Goethe leidenschaftlich liebte und von der er einige Züge für Mignon entlehnte — es ist klar, daß er nicht gerade trübselig war. In seinem nächsten Briefe freut er sich einen Besuch von Merck in Aussicht zu haben „.... und über das alles Schlittschuh Bahn herrlich, wo ich die Sonne gestern herauf und hinab mit Kreistänzen geehrt habe. Und noch andere Süjets der Freude die ich nicht sagen kann. Darüber lasst euch wohl sein, daß ich fast so glücklich binn als Leute die sich lieben wie ihr, dass eben so viel Hoffnung in mir ist als in liebenden, dass ich sogar Zeither einige Gedichte gefühlt und was mehr ist dergleichen. Es grüßt euch meine Schwester, es grüsen euch meine Mädgen es grüsen euch meine Götter." So hängt denn freilich Lotte's Schattenriß über seinem Bett, ihr Bild umschwebt ihn unaufhörlich und das Teutsche Haus ist das Ziel manches sehnsüchtigen Gedankens, aber er schmachtet nicht hin aus Verzweiflung um Lotte. Er hat den Götz umgearbeitet und durch Merck zum Druck befördern lassen; er lebt in einem sehr lustigen Kreise

zu welchem auch Anna Sibylla Münch gehört, wie wir aus einem Briefe vom Februar 1773 erfahren. Die Stelle lautet: „Ehstertage schick ich euch wieder ein ganz abenteuerlich novum (den Götz). Das Mädgen grüsst Lotten, im Charakter hat sie viel von Lengen sieht ihr auch gleich sagt meine Schwester nach der Silhouette. Hätten wir einander so lieb wie ihr zwey — ich heisse sie indessen mein liebes Weibgen, den neulich als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu“. Sie war damals erst funfzehn Jahre alt und sein Verhältniß zu ihr, welches überhaupt nie sehr leidenschaftlich gewesen zu sein scheint, war zunächst reine Spielerei.

Und nun kam der Tag heran, wo Lotte Hochzeit machen und Wetzlar verlassen sollte. An ihren jüngeren Bruder Hans schrieb er, ihm in Zukunft wenigstens einmal wöchentlich vom Teutschen Hause Nachricht zu geben, damit doch die Verbindung nicht ganz aufhöre, wenn auch der „Mittelstein aus dem Ringe“ geraubt sei. Von Kestner erbat er sich die Erlaubniß, die Trauringe bestellen zu dürfen. „Ich binn der eurige, sind seine Worte, aber von nun an gar nicht neugierig euch zu sehen noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette auf den ersten Ostertag, wird hoffentlich seyn euer Hochzeittag, oder wohl gar schon übermorgen aus meiner Stube geschafft und nicht eher wieder hereingehängt biss ich höre daß sie in den Wochen liegt dann geht eine neue Epoche an und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder zwar ein bissgen um ihrentwillen, doch das thut nichts und wenn ihr mich zum Gevatter bittet so soll mein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhen, und er soll gar zum Narren werden über Mädgen, die seiner Mutter gleichen“. Unter

der Adresse „an Charlotte Buff, sonst genannt die liebe Lotte", war folgender Brief eingeschlossen: „Möge mein Andenken immer so bey Ihnen seyn wie dieser Ring, in ihrer Glückseeligkeit. Liebe Lotte, nach viel Zeit wollen wir uns wiedersehn, Sie den Ring am Finger, und mich noch immer für Sie — Da weis ich keinen Nahmen, keinen Beynahmen. Sie kennen mich ja." Auf die Anzeige von der Hochzeit schrieb er an Kestner: „Gott seegn euch denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen biss ich sterbe. Lebt wohl. Grüsst mir euren Engel und Lengen sie soll die zweyte Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehn. Ich wandre in Wüsten da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen." Die Brautjungfer brachte ihm das Brautbouquet, und als er in trüber Stimmung nach Darmstadt wanderte, sein Leid zu vergessen, steckte er einen Strauß davon an den Hut; aber daß seine Leidenschaft für Lotte doch nur eine poetische war, geht aus einem Briefe hervor, den er sehr bald nach der Hochzeit an Kestner schrieb: „O Kestner, wenn hab ich euch Lotten missgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie euch nicht zu missgönnen im heiligen Sinn, müsst ich ein Engel seyn ohne Lung und Leber. Doch muss ich euch ein Geheimniß entdecken. Dass ihr erkennet und schauet. Wie ich mich an Lotten attachirte und das war wie ihr wisst von Herzen, redete Born mit mir davon, wie man spricht. „Wenn ich K. wäre, mir gefiels nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?" und dergleichen.

Da sagt ich ihm, Mit diesen Worten in seiner Stube, es war des Morgens: „Ich binn nun der Narr das Mädchen für was besonders zu halten, betrügt sie mich, und wäre so wie ordinair, und hätte den K. zum Fond ihrer Handlung um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick der mir das entdeckte, der erste der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschafft", und das beteuert ich und schwur. Und unter uns ohne Praleren ich verstehe mich einigermassen auf die Mädgen, und ihr wisst wie ich geblieben binn, und bleibe für Sie und alles was sie gesehen angerührt und wo sie gewesen ist, biss an der Welt Ende. Und nun seht wie fern ich neidisch binn und es seyn muß. Denn entweder ich binn ein Narr, das schweer zu glauben fällt, oder sie ist die feinste Betrügerinn, oder denn — Lotte, eben die Lotte von der die Rede ist." Und wenige Tage darauf schreibt er: „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels. Diesen Sommer geht alles. Merck, meine Schwester, ihr, alles. Und ich binn allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt ich habe das Leben recht lieb."

Die Heirath seiner heißgeliebten Schwester Cornelia war ein schwerer Verlust für ihn, zumal damals, wo noch die andern Trennungs-Schmerzen ihn trafen. Von neuem suchte er in geistiger Thätigkeit Trost. Unter seinen damaligen Plänen war sehr wahrscheinlich der Mahomet, den er zwar selbst in eine spätere Zeit hinter die Reise mit Lavater und Basedow stellt, den aber Schäfer sehr richtig in das Jahr 1773 verweist, da Boie's Almanach für 1774 bereits „Mahomet's Gesang" enthält, das einzige Stück des Gedichts, welches Goethe

außer dem Plane niederschrieb. Den Gedankengang dieses Drama's, der wahrhaft großartig ist, hat Goethe uns genau entwickelt. Wie er berichtet, drängte sich ihm die Betrachtung auf, daß jeder große Mann, der das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten will, mit der gemeinen äußern Welt in Berührung kommt, sich ihr gleichstellen muß, um auf sie zu wirken, somit seinen höheren Zwecken viel vergiebt und am Ende sie ganz verwirkt. Diese tragische Erscheinung, daß „das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird", wollte er dramatisch darstellen, und er wählte dazu, durch das Studium seines Lebens und des Korans wohl vorbereitet, den Mahomet, den er nie als einen Betrüger hatte ansehen können. Ueber die Entwickelung des Stücks lassen wir den Dichter selbst Auskunft geben.

„Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heitern Nachthimmel anstimmt. Erst verehrt er die unendlichen Gestirne als eben so viele Götter; dann steigt der freundliche Stern Gad (unser Jupiter) hervor, und nun wird diesem, als dem König der Gestirne, ausschließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, so bewegt sich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der sodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und gestärkt, zu neuem Preise aufgerufen wird. Aber dieser Wechsel, wie erfreulich er auch sein mag, ist dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es sich nochmals überbieten muß; es erhebt sich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegränzten, dem alle diese begränzten herr-

lichen Wesen ihr Dasein zu verdanken haben. Diese Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; sie ist verloren gegangen, würde sich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herstellen lassen, und sich dem Musiker durch die Mannifaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte sich aber, wie es auch damals schon die Absicht war, den Anführer einer Karavane mit seiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und so würde für die Abwechselung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl gesorgt sein.

„Nachdem sich also Mahomet selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnung den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Akt versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, nach Verschiedenheit der Charaktere. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehen. Im dritten Akt bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Akte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

„So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geist beschäftigte: denn gewöhnlich mußte ich erst etwas im Sinne beisammen haben, eh ich zur Ausführung schritt. Alles was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden vorläufig gedichtet; von denen ist allein noch übrig, was, überschrieben Mahomet's Gesang, unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali, zu Ehren seines Meisters, auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht."

Unter allen seinen unvollendeten Entwürfen bedauere ich bei diesem am meisten, daß er nicht zur Ausführung gekommen. An Größe, an Tiefe, an mannigfacher Gelegenheit zu feiner psychologischer Darlegung der Geheimnisse unserer Natur war dieser Gegenstand für Goethe's Genius wie geschaffen. Wie viele Clavigos und Stellas würde man nicht für diesen Mahomet hingeben?

Zu seinen Frankfurter Bekanntschaften gehörte damals Maximiliane Laroche, die kurz vorher den Kaufmann Brentano geheirathet hatte, einen um viele Jahre älteren Mann und Wittwer mit fünf Kindern. Goethe wurde in ihrem Hause sehr vertraut, und wie Merck schreibt, spielte er mit den Kindern, begleitete die Frau vom Hause zum Klavier und wurde auch von dem Herrn des Hauses trotz aller Eifersucht gern gesehen und zu häufigem Besuch dringend aufgefordert. Der Mann bedurfte seiner oft als Schiedsrichter in ehelichen Zwistigkeiten, und die Frau ihrerseits wählte ihn ebenfalls zu diesem Amte; ja, wie Merck andeutet,

mußte er „die kleine Brentano“ über den Geruch von Oel und Käse und die Manieren ihres Herrn Gemahls trösten. So verging Herbst und Winter in einem zarten Verhältniß, wie es damals gewiß für völlig unverfänglich galt, welches aber Schriftsteller unserer Tage sich nicht enthalten können mit bedenklichen Augen anzusehen. Ich meinerseits glaube nicht, an seiner eigenen Versicherung in dieser Beziehung zweifeln zu dürfen, wenn er erklärt: „Mein früheres Verhältniß zu der jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt; meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte.“ Wenn auch nicht leidenschaftlich, so war doch das Verhältniß gewiß sentimental und gefährlich. Hören wir, was er selbst an Frau Jacobi schreibt: „Die letzten drei Wochen hat's nichts gegeben als Aufregung und nun sind wir so zufrieden und glücklich als möglich. Ich sage wir, denn seit dem funfzehnten Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt das schöne weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehn eines Aequivalents hat! Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das

Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann keine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein wackerer Geselle, von offenem und tüchtigem Charakter, nicht ohne Verstand; die Kinder sind lebhaft und brav." Eine Anekdote, die seine Mutter an Bettina erzählte, giebt uns ein hübsches Bild, wie er vor seiner Max zu glänzen verstand. „An einem hellen Wintermorgen, an dem die Mutter Gäste hatte, machte er ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren: Mutter, Sie hat mich ja doch nicht Schlittschuh laufen gesehen, und das Wetter ist heut so schön! Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an (so läßt Bettina die Mutter erzählen), der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwischen den Andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst Du? sag ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eise! Bettina, wenn Du ihn gesehen hättest! So was Schönes giebt's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief, und wie da der Wind ihm

den Schlepp lang hinten nachtrug! Damals war Deine Mutter mit auf dem Eise, der wollte er gefallen!"

Keine Selbstmordgedanken in der Brust!

Ganz in dem Geiste dieser Anekdote ist die Farce „Götter, Helden und Wieland", die schon einige Zeit vor dem Mai 1774 geschrieben sein muß, da Goethe in einem Briefe von damals an Kestner bereits auf sie anspielt: „Mein garstig Zeug gegen Wieland macht mehr Lärm als ich dachte; er führt sich gut dabei auf wie ich höre, und so bin ich im Tort." Diese Posse war aus der im Goethe'schen Kreise allgemein verbreiteten Ansicht hervorgegangen, Wieland habe die griechischen Götter und Helden modernisirt und sich dadurch an den Alten versündigt. Eines Sonntags Nachmittags erfaßte Goethe die „gewöhnliche Wuth, alles zu dramatisiren," und bei einer Flasche guten Burgunders schrieb er das ganze Stück, wie es dasteht, in einer Sitzung nieder. Seine Freunde nahmen es mit Jubel auf; Lenz, dem er es nach Straßburg schickte, wollte es sofort veröffentlichen; nach einigem Zögern willigte Goethe ein, und so kam es in Straßburg zum Druck. Das Publikum, unbekannt mit den näheren Umständen und der Stimmung, aus der es entsprungen, unbekannt auch mit der Thatsache, daß es nicht auf die Oeffentlichkeit berechnet gewesen, nahm an dem brennenden Ingrimm dieses Spottes Anstoß. Aber in Wahrheit war es nicht vom bösen Willen eingegeben. Von dem kecken Stolz seines Witzes gehoben, griff Goethe einen Dichter an, den er im allgemeinen sehr liebte, und Wieland nahm den Scherz nicht übel, sondern empfahl ihn im deutschen Merkur „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Musterstück von

Persiflage und sophistischem Witz.“ Die kleine Schrift ist auch wirklich amüsant, und unter aller Narrheit steckt gesundes und scharfsinniges Urtheil. Ihre Eigenthümlichkeit indeß besteht darin, daß sie Wieland angriff, weil er die Helden nicht heldenmäßig darstellte, während zur selben Zeit aus vielen Theilen Deutschlands ein lautes Geschrei gegen Wieland sich erhob, als einen unsittlichen, unchristlichen, ja gottlosen Schriftsteller. Lavater forderte alle Christenmenschen auf, für diesen Sünder zu beten; Theologen verboten ihren Jüngern, seine Werke zu-lesen; auf den Kanzeln eiferte man gegen ihn. Um 1773 erhob sich die ganze Klopstock'sche Schule wider ihn in moralischer Entrüstung und verbrannte an Klopstock's Geburtstag seine Werke. Goethe's Zorn bewegte sich in ganz anderer Richtung; von sittlicher Gefahr fand er nichts in Wieland's Werken, aber er sah seine Götter und Helden in Perrücken und seidenen Hosen erscheinen, sah ihre Backen geschminkt, ihre Sehnen und Muskeln zu stutzerhaftem Maße verkleinert, und gegen solche Auffassung der alten Götterwelt erhob er seine Stimme.

„Ich kann euch nicht tadeln, schrieb er im August 1773 an Kestner, dass ihr in der Welt lebt, und Bekanntschaft macht mit Leuten von Stand und Plätzen. Der Umgang mit Grossen ist immer dem vortheilhafft der ihrer mit Maas zu brauchen weis. Wie ich das Schiespulver ehre dessen Gewalt mir einen Vogel aus der Luft herunterhohlt, und wenns weiter nichts wäre. Aber auch sie wissen Edelmuth und Brauchbarkeit zu schäzzen, und ein junger Mann wie ihr muss hoffen, muss auf den besten Platz aspiriren. Sakerment und wenn ihr's nur eures Weibes willen tähtet. Also

treibts in Gottes Nahmen nach eurem Herzen und kümmert euch nicht um Urteile und verschliesst euer Herz dem Tadler wie dem Schmeichler. Hören mag ich sie beyde gern, biss sie mich ennüiren. Mad. La Roche war hier, sie hat uns acht glückliche Tage gemacht, es ist ein Ergötzen mit solchen Geschöpfen zu leben. O Kestner und wie wohl ist mirs, hab ich sie nicht bei mir so stehen sie doch vor mir immer die Lieben all. Der Kreis von edlen Menschen ist das wertheste alles dessen was ich errungen habe. Und nun meinen lieben Götz! Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stosen und einigen rauhen Ecken, doch hab ich schon so viel Beyfall dass ich erstaune. Ich glaube nicht, dass ich so bald was machen werde das wieder das Publikum findet. Unterdessen arbeit ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben mögte was gescheuters mit mir anzufangen."

Bis dahin also, sehen wir, hatte Goethe den Werther noch nicht in Arbeit genommen. Am Weihnachtstage 1773 erwiderte er auf eine Andeutung Kestner's, er möge nach Hannover kommen und dort eine hervorragende Stelle einnehmen, folgende bemerkenswerthe Worte: „Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amtes — aber Kestner, die Talente und Kräfte die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr, ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein." In weniger als zwei Jahren

sollte er doch bei einem Fürsten Dienste nehmen, aber wie wir sehen werden, that er diesen Schritt mit voller Klarheit über das, was er leisten sollte und konnte.

Es war im December 1774, als Knebel, der Erzieher der beiden weimarschen Prinzen Karl August und Konstantin, zu Goethe in's Zimmer trat und ihn zu seinen Zöglingen einlud, die ihn zu sehen wünschten. Er folgte dieser Aufforderung und wurde namentlich von Karl August, der gerade den Götz gelesen hatte, mit schmeichelhafter Güte empfangen; er blieb bei den jungen Herren freundschaftlich zu Tisch, und man schied beiderseits mit dem angenehmsten Eindruck. Die Prinzen waren auf dem Wege nach Mainz; er versprach ihnen dahin zu folgen. Sein Vater, der störrische alte Bürgersmann, der fürstlichen Personen am liebsten fern blieb, schüttelte zu dieser Reise bedächtig das Haupt. Trotzdem that der Dichter, wie er beschlossen, und verlebte als Gast der jungen Prinzen einige vergnügte Tage. So kam er zum ersten Male mit hochgestellten Personen in Berührung.

Im Mai 1774 überraschte ihn die frohe Nachricht, daß Lotte Mutter sei und daß ihr Sohn nach ihm Wolfgang genannt werde; und am 16. Juni schrieb er an Lotte: „Ich schick euch ehstens einen Freund der viel ähnliches mit mir hat, und hoffe ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther, und ist und war — das mag er euch selbst erklären."

Wer unserer auf dem sicheren Boden gleichzeitiger Zeugnisse sich bewegenden Erzählung so weit gefolgt ist, wird zugeben müssen, daß der Goethe'sche Bericht über Entstehung und Ausarbeitung des Werther sehr ungenau ist. Der Werther entstand nicht bei der Nachricht von Jerusalem's

Tode, nicht aus steigender Verzweiflung über den Verlust seiner Lotte, nicht aus quälenden Selbstmordgedanken, und nicht schrieb er diese Selbstmordgeschichte, um sich selbst davor zu retten. Wohl sind das alles Fäden, die in das Werther-Gewebe verflochten sind, aber die Gewalt der angeführten Thatsachen zwingt uns zu der Ueberzeugung, daß der Werther zwar aus dem Leben genommen, aber nicht geschrieben wurde, während er erlebt ward. In der That leitet uns auch eine wirklich rationelle Kunstbetrachtung schon von vornherein zu der Ueberzeugung, daß das Gewitter vorüber sein mußte, ehe er es malen konnte, daß er seine Leidenschaft bewältigt, die Empörung seiner Gedanken gestillt haben mußte, ehe er sie plastisch gestalten konnte. Der Dichter kann nicht klar sehen und schreiben, wenn seine Augen voll Thränen sind, kann nicht singen, wenn Seufzer seine Brust schwellen und Schluchzen seine Stimme erstickt. Er muß sich über seinen Schmerz erheben, ehe er ihn zum Lied verflüchtigen kann. Herr ist der Künstler, nicht Knecht; er regiert seine Leidenschaft, nicht sie schleppt ihn mit sich fort. Die Kunst verwahrt wohl in ihrem Heiligthum den großen Schmerz der Welt, aber sie ist nicht selbst traurig. Der Sturm der Leidenschaft rast sich aus, die schweren Wolken ballen sich in ruhige Massen zusammen, die Sonne bricht durch und haucht ihnen mit ihren Strahlen Schönheit an. Wenn der Schmerz noch neu ist, ist er nur Schmerz, nichts weiter; nicht Kunst, nur Gefühl. Goethe konnte den Werther nicht schreiben, ehe er die Wertherei überlebt hatte, und wenn er auch Recht haben mag, diesen Roman eine General-Beichte zu nennen, nach der er sich erleichtert fühlte, so muß doch gesagt werden,

daß wir erst dann beichten, wenn wir bereuen, und erst dann bereuen, wenn wir über den Irrthum hinaus sind.

Goethe schrieb den Werther sehr rasch. Wie er selbst sagt, „isolirte er sich äußerlich völlig, ja verbat die Besuche seiner Freunde, und legte auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar da hinein gehörte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb er den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.“ Aehnlich schreibt auch Merck, der große Erfolg seines Götz habe ihm etwas den Kopf verdreht, er ziehe sich von allen Freunden zurück und gehe ganz in den Arbeiten auf, die er zum Druck vorbereite. Im Juli 1773 schreibt er die erste sichere Andeutung, daß er am Werther arbeitet; im September desselben Jahres meldet er, Lotte sei stets bei ihm, wenn er schreibe, aber „der Roman rücke langsam vor;“ im Februar 1774 kündigt Merck das Erscheinen des Romans „zu Ostern“ an.

Im September 1774 schickte er an Lotte ein Exemplar des Werther und begleitete es mit folgendem Briefe: „Lotte wie lieb mir das Büchelchen ist magst du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth als wär's das einzige in der Welt. Du sollsts haben Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, habs weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte dich lass es außer Meyers niemand iezzo sehen, es kommt erst die Leipziger Messe in's Publikum. Ich wünschte jedes läs' es allein vor sich, du

allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtgen. Lotte Adieu Lotte."

Werfen wir nun einen Blick auf dieses Werk, welches Europa in Staunen setzte und für lange Zeit das einzige war, was Europa von Goethe kannte.*)

---

*) Ueber die in dem vorstehenden Abschnitte berührten Laroche'schen Beziehungen s. Goethe's Briefe an Sophie von Laroche 1772–1775, die ich aus Fritz Schlosser's Nachlaß herausgegeben habe (Stuttgart, C. Krabbe. 1877).
(Anm. des Uebersetzers.)

Fünfter Abschnitt.

Werther.

Die Geschichte des jungen Jerusalem gab Goethe das Gerüst, in welches er seine eigenen Erlebnisse einfügen konnte. Aus dem ausführlichen Bericht, den er von Kestner kurz nach der Katastrophe erhielt, nahm er viele Einzelheiten auf; Kestner's Brief mag daher als eine Einleitung zu dem Romane selbst seinem wesentlichen Inhalte nach hier stehen. Jerusalem, von Natur schwermüthig, war die ganze Zeit in Wetzlar mißvergnügt gewesen. Der Zutritt in die ersten Kreise der diplomatischen Gesellschaft, auf den er durch seine amtliche Stellung Anspruch hatte, war ihm versagt worden; mit seinem Gesandten stand er schlecht, und zu allem hatte er sich in die Frau eines seiner Freunde verliebt. In gedrückter Stimmung entzog er sich der menschlichen Gesellschaft, liebte einsame Spaziergänge bei Mondschein und irrte wohl halbe Nächte im Walde umher. Dabei behielt er seinen ganzen Kummer für sich, entdeckte den Freunden niemals die Ursachen und suchte Zerstreuung in Romanen, den elenden Romanen jener Zeit. Daneben las er Trauerspiele, wobei ihm die fürchterlichsten die liebsten waren, aus der eng-

lischen Literatur vorzugsweise die Schriften voll düsterer Betrachtung, und endlich mancherlei philosophische Werke. Auch schrieb er selbst Abhandlungen, darunter eine über den Selbstmord, eine Frage, die ihn vielfach beschäftigte. Sein Lieblingsbuch war Mendelssohn's Phädon. Als das Gerücht von Goué's Selbstmord sich in Wetzlar verbreitete, erklärte er zwar Goué nicht dazu fähig, aber die That als solche vertheidigte er. Wenige Tage vor seinem eigenen unglücklichen Ende sprach er noch mit einem Freunde über den Selbstmord und meinte, es müsse aber doch eine dumme Sache sein, wenn das Erschießen mißriethe. Den Schluß dieses Berichts geben wir in Kestners eigenen Worten, deren schlichte Weise am besten zu einer solchen Geschichte paßt.

„Vergangenen Dienstag kommt er zum kranken Kielmannsegge, mit einem mißvergnügten Gesichte. Dieser frägt ihn, wie er sich befände? Er: Besser als mir lieb ist. Er hat auch den Tag viel von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie gethan; und dann von der Franckfurter Zeitung, die ihm seit einiger Zeit mehr als sonst gefalle. Nachmittags (Dienstag) ist er bey Sekr. H . . . gewesen. Bis Abends 8 Uhr spielen sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Hause. Im Gehen schlägt Jerusalem oft unmuthsvoll vor die Stirn und sagt wiederholt: Wer doch erst todt, — wer doch erst im Himmel wäre! — Annchen spaßt darüber; er bedingt sich bey ihr im Himmel einen Platz, und beim Abschiednehmen sagt er: Nun es bleibt dabey, ich bekomme bey Ihnen im Himmel einen Platz.

„Am Mittewochen, da im Kronprinz groß Fest war, und

jeder jemanden zu Gaste hatte, ging er, ob er gleich sonst zu Haus aß, zu Tisch und brachte den Sekr. H . . . mit nach Haus zu seiner Frau. Sie trinken Kaffee. Jerusalem sagt zu der H . . .: Liebe Frau Sekretairin, dieß ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke. — Sie hält es für Spaß und antwortet in diesem Tone. Diesen Nachmittag (Mittwochs) ist Jerusalem allein bei H . . . s gewesen, was da vorgefallen, weiß man nicht; vielleicht liegt hierin der Grund zu folgendem. — Abends, als es eben dunkel geworden, kommt Jerusalem nach Garbenheim, ins gewöhnliche Gasthaus, frägt ob niemand oben im Zimmer wäre? Auf die Antwort: Nein, geht er hinauf, kommt bald wieder herunter, geht zum Hofe hinaus, zur linken Hand hin, kehrt nach einer Weile zurück, geht in den Garten; es wird ganz dunkel, er bleibt da lange, die Wirthin macht ihre Anmerkungen darüber, er kommt wieder heraus, geht bei ihr, alles ohne ein Wort zu sagen, und mit heftigen Schritten, vorbey, zum Hofe hinaus, rechts davon springend.

„Inzwischen, oder noch später, ist unter H . . . und seiner Frau etwas vorgegangen, wovon H . . . einer Freundin vertrauet, daß sie sich über Jerusalem etwas entzweyet und die Frau endlich verlangt, daß er ihm das Haus verbieten solle, worauf er es auch folgenden Tags in einem Billet gethan."

(In einem Nachtrage Kestner's, den wir des Zusammenhangs wegen gleich hier einschalten, heißt es: „Man will geheime Nachrichten aus dem Munde des Sekret. H . . . haben, daß am Mittewochen vor Jerusalems Tode, da dieser beim H . . . und seiner Frau zum Kaffee war, der Mann zum Gesandten gehen müssen. Nachdem der Mann wieder

kömmt, bemerkt er an seiner Frau eine ausserordentliche Ernsthaftigkeit und bei Jerusalem eine Stille, welche beyde ihm sonderbar und bedenklich geschienen, zumal da er sie nach seiner Zurückkunft so sehr verändert findet. — Jerusalem geht weg. Sekrt. H . . . macht über Obiges seine Betrachtungen; er faßt Argwohn, ob etwa in seiner Abwesenheit etwas ihm nachtheiliges vorgegangen sein möchte, denn er ist sehr argwöhnisch und eyfersüchtig. Er stellt sich jedoch ruhig und lustig; und will seine Frau auf die Probe stellen. Er sagt: Jerusalem habe ihn doch oft zum Essen gehabt, was sie meynte, ob sie Jerusalem nicht auch einmal zum Essen bey sich haben wollten? — Sie, die Frau, antwortet: Nein; und sie müßten den Umgang mit Jerusalem ganz abbrechen; er finge an sich so zu betragen, daß sie seinen Umgang ganz vermeiden müßte. Und sie hielte sich verbunden ihm, dem Manne, zu erzählen, was in seiner Abwesenheit vorgegangen sey. Jerusalem habe sich vor ihr auf die Knie geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen. Sie sey natürlicher Weise darüber aufgebracht worden und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht ꝛc. ꝛc. Sie verlange nun, daß ihr Mann ihm, dem Jerusalem, das Haus verbieten solle, denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch sehen. Hierauf habe H . . . andern Morgens das Billet an Jerusalem geschrieben ꝛc.)

„Nachts von Mittewoch auf den Donnerstag ist er um 2 Uhr aufgestanden, hat den Bedienten geweckt, gesagt, er könne nicht schlafen, es sey ihm nicht wohl, läßt einheitzen, Thee machen, ist aber doch nachher ganz wohl, dem Ansehen nach.

„Donnerstag Morgens schickt Sekret. H . . . an Jerusalem ein Billet. Die Magd will keine Antwort abwarten und geht. Jerusalem hat sich eben rasiren lassen. Um 11 Uhr schickt Jerusalem wieder ein Billet an Sekret. H . . ., dieser nimmt es dem Bedienten nicht ab, und sagt, er brauche keine Antwort, er könne sich in keine Correspondenz einlassen und sie sähen sich ja alle Tage auf der Dictatur. Als der Bediente das Billet unerbrochen wieder zurückbringt, wirft es Jerusalem auf den Tisch und sagt: es ist auch gut. (Vielleicht den Bedienten glauben zu machen, daß es etwas gleichgültiges betreffe.)

„Mittags isset er zu Haus, aber wenig, etwas Suppe. Schickt um 1 Uhr ein Billet an mich und zugleich an seinen Gesandten, worin er diesen ersucht, ihm auf diesen (oder künftigen) Monat sein Geld zu schicken. Der Bediente kommt zu mir. Ich bin nicht zu Hause, mein Bedienter auch nicht. Jerusalem ist inzwischen ausgegangen, kommt um ½4 Uhr zu Haus, der Bediente giebt ihm das Billet wieder. Dieser sagt: Warum er es nicht in meinem Hause, etwa an eine Magd, abgegeben? Jener: Weil es offen und unversiegelt gewesen, hätte er es nicht thun mögen. — Jerusalem: Das hätte nichts gemacht, jeder könne es lesen, er sollte es wieder hinbringen. — Der Bediente hielt sich hierdurch berechtigt, es auch zu lesen, ließt es und schickt es mir darauf durch einen Buben, der im Hause aufwartet. Ich war inzwischen zu Haus gekommen, es mogte ein ½4 Uhr sein, als ich das Billet bekam:

„„Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reise um ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? J.““

„Da ich nun von alle dem vorher erzählten und von seinen Grundsätzen nichts wußte, indem ich nie besondern Umgang mit ihm gehabt — so hatte ich nicht den mindesten Anstand ihm die Pistolen sogleich zu schicken.

„Nun hatte der Bediente in dem Billet gelesen, daß sein Herr verreisen wollte, und dieser ihm solches selbst gesagt, auch alles auf den andern Morgen um 6 Uhr zur Reise bestellt, sogar den Friseur, ohne daß der Bediente wußte wohin, noch mit wem, noch auf was für Art? Weil Jerusalem aber allezeit seine Unternehmungen vor ihm geheim tractiret, so schöpfte dieser keinen Argwohn. Er dachte jedoch bey sich: „„Sollte mein Herr etwa heimlich nach Braunschweig reisen wollen, und dich hier sitzen lassen? ꝛc.““ Er mußte die Pistolen zum Büchsenschäfter tragen und sie mit Kugeln laden lassen.

„Den ganzen Nachmittag war Jerusalem für sich allein beschäftigt, kramte in seinen Papieren, schrieb, ging, wie die Leute unten im Hause gehört, oft im Zimmer heftig auf und nieder. Er ist auch verschiedene Male ausgegangen, hat seine kleinen Schulden, und wo er nicht auf Rechnung ausgenommen, bezahlt; er hatte ein Paar Manschetten ausgenommen, er sagt zum Bedienten, sie gefielen ihm nicht, er solle sie wieder zum Kaufmann bringen; wenn dieser sie aber nicht gern wieder nehmen wollte, so wäre da das Geld dafür, welches der Kaufmann auch lieber genommen.

„Etwa um 7 Uhr kam der Italiänische Sprachmeister zu ihm. Dieser fand ihn unruhig und verdrießlich. Er klagte, daß er seine Hypochondrie wieder stark habe, und über mancherley; erwähnt auch, daß das Beste sey, sich aus der

Welt zu schicken. Der Italiäner redet ihm sehr zu, man müsse dergleichen Passionen durch die Philosophie zu unterdrücken suchen &c. Jerusalem: das ließe sich nicht so thun; er wäre heute lieber allein, er möchte ihn verlassen. Der Italiäner: er müsse in Gesellschaft gehen, sich zerstreuen &c. Jerusalem: er gienge auch noch aus. — Der Italiäner, der auch die Pistolen auf dem Tische liegen gesehen, besorgt den Erfolg, geht um halb acht Uhr weg und zu Kielmansegge, da er denn von nichts als von Jerusalem, dessen Unruhe und Unmuth spricht, ohne jedoch von seiner Besorgniß zu erwähnen, indem er geglaubt, man möchte ihn deswegen auslachen.

„Der Bediente ist zu Jerusalem gekommen, um ihm die Stiefeln auszuziehen. Dieser hat aber gesagt, er gienge noch aus; wie er auch wirklich gethan hat, vor das Silberthor auf die Starke Weide, und sonst auf die Gasse, wo er bey Verschiedenen den Hut tief in die Augen gedrückt, vorbey gerauscht ist, mit schnellen Schritten, ohne jemand anzusehen. Man hat ihn auch um diese Zeit eine ganze Weile an dem Fluß stehen sehen, in einer Stellung, als wenn er sich hineinstürzen wolle (so sagt man).

„Vor 9 Uhr kommt er zu Haus, sagt dem Bedienten, es müsse im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er so bald nicht zu Bette ginge, auch solle er auf Morgen früh 6 Uhr alles zurecht machen, läßt sich auch noch einen Schoppen Wein geben. Der Bediente, um recht früh bey der Hand zu seyn, da sein Herr immer sehr accurat gewesen, legt sich mit seinen Kleidern in's Bette.

„Da nun Jerusalem allein war, scheint er alles zu der

schrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. Er hat seine Briefschaften alle zerrissen und unter den Schreibtisch geworfen, wie ich selbst gesehen. Er hat zwey Briefe, einen an seine Verwandte, den Andern an H . . . geschrieben; man meint auch einen an den Gesandten Höffler, den dieser vielleicht unterdrückt. Sie haben auf dem Schreibtisch gelegen. Erster, den der Medicus andern Morgens gesehen, hat überhaupt nur folgendes enthalten, wie Dr. Held, der ihn gelesen, mir erzählt:

„„Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager, verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder; Gott, Gott, segne euch!““

„In dem zweyten hat er H . . . um Verzeihung gebeten, daß er die Ruhe und das Glück seiner Ehe gestört, und unter diesem theuren Paar Uneinigkeit gestiftet rc. Anfangs sey seine Neigung gegen seine Frau nur Tugend gewesen rc. Er soll drey Blätter groß gewesen seyn, und sich damit geschlossen haben: „„Um 1 Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder.““ (Vermuthlich hat er sich sogleich erschossen, da er diesen Brief geendigt.)“

In Wetzlar machte dieser Selbstmord ungeheures Aufsehen. Leute, die den armen Jerusalem kaum einmal gesehen hatten, konnten sich gar nicht zur Ruhe geben, viele konnten nicht schlafen, die Frauen zumal nahmen den tiefsten Antheil an dem Schicksal des unglücklichen Jünglings, und Werther fand ein sehr bereites Publikum.

Sehen wir nun, wie Goethe diesen Stoff in seinem Roman benutzt. Werther ist ein Mensch, der sich noch nicht selbst beherrschen gelernt hat und sein unendliches Sehnen

für einen Beweis unendlicher Ueberlegenheit hält; er verspottet alle Regeln, sie mögen nun Regeln der Kunst oder blos Regeln des Herkommens sein; er haßt die Ordnung — im Sprechen, im Schreiben, in der Kleidung, im Geschäft; mit einem Wort, er haßt alles Maß. Wie Gervinus bemerkt, wendet er sich von den Erwachsenen zu den Kindern, weil diese ihm nicht wehe thun, von den Menschen zu der Natur, weil sie ihm nicht widerspricht, von der Wirklichkeit weg zur Dichtung und in dieser von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen schwermüthigen Schatten Ossian's. Diese maßlose Begeisterung für Ossian, dessen rhetorisches Geschwätz die Deutschen als den schönsten Ausdruck der Naturpoesie begrüßten, ist sehr charakteristisch für jene Zeit. Der alte Doktor Johnson traf den Nagel auf den Kopf, wenn er sagte, solches Zeug könne man immerfort schreiben, wenn man nur seinen Geist dazu hergeben wolle. Gerade dieses Gehenlassen des Geistes bringt solche Schriften hervor, und eben die Hingebung an den unmittelbaren Trieb, diese Mißachtung der ernsten Mahnungen der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes ist ein hervorstechendes Merkmal der Werther-Zeit.

Werther ist nicht Goethe. Werther geht zu Grunde, weil er elend ist, und elend ist er, weil er so schwach ist. Goethe war Herr über sich selbst; er sah die Gefahr und vermied sie, indem er sich von seiner Geliebten losriß. Und doch, obschon Werther nicht Goethe ist, ein Stück von Goethe steckt im Werther. In dem Inhalt und der Sprache des Romans sowohl als in dem Charakter des Werther tritt es hervor. Es ist die Seite des Goethe'schen Wesens, die wir

unter verschiedenen Namen wieder auftauchen sehen, als Weislingen, Clavigo, Faust, Fernando, Eduard, Wilhelm Meister und Tasso — Gestalten, die kein Kritiker für eine und dieselbe Gliederpuppe in veränderter Bekleidung ausgeben wird, die aber unzweifelhaft derselben einen Gattung angehören: Menschen von starkem Begehren und schwachem Willen, schwankende bestimmbare Naturen ohne die Kraft der Selbstbeherrschung. Goethe selbst war eine bestimmbare und deshalb schwankende Natur, aber sein Schwanken war nicht Schwäche, er kam immer wieder auf den geraden Weg zurück, den sein Wille ihm vorzeichnete, er war so weich wie bestimmbar, er konnte nie hart sein, aber wohl fest entschlossen. Er brauchte daher nur die angeborne Kraft der Entschließung von dem Charakter seines Helden fern zu halten, und der weiche schwankende Werther stand fertig da.

Wenn jemand sich selbst zeichnet, so scheut er sich immer, das Bild vollkommen ähnlich zu machen. Unsere moralische Natur hat ihre Bescheidenheit; unwillkürlich halten wir etwas zurück und hüten uns, mit dem Geschöpfe unserer Einbildungskraft uns ganz und gar zu identificiren. Kaum ärgert uns etwas mehr, als wenn andere uns ganz zu durchschauen sich rühmen. Darum geben Schriftsteller niemals ihr vollständiges Bild. Byron hatte durchaus keine Herrschaft über sich selbst, aber seine Helden nimmt er gern stolz und selbstständig; Goethe, einer der stärksten Charaktere, macht seine Helden zum Spielball der Verhältnisse. Aber er zeichnet auch der andern Hälfte seines Wesens entsprechend starke auf sich selbst ruhende Charaktere, und so haben wir die Gegensätze von Götz und Weislingen, Albert und Werther.

Carlos und Clavigo, Jarno und Wilhelm, Antonio und Tasso, den Hauptmann und Eduard, und in dunkleren Farben Mephistopheles und Faust.

Der Werther wird heut zu Tage weniger gelesen, als er verdient. Der Stil darin ist meisterhaft. Nach so klaren sonnigen Bildern, nach solcher Fülle von Leben, nach so feiner zarter Einfachheit durchsucht man die ganze deutsche Literatur vergebens. Die Sprache ist ein steter Strom von Musik; in den Grenzen der Prosa erfüllt sie alle Bedingungen der Poesie — lieblich wie das Rauschen fallender Wasser und voll süßer Melancholie wie ein Herbstabend.

Der Bau dieses Romans ist von unübertroffener Einfachheit; jeder kleinste Umstand ist darin so angelegt, daß er die Leiden eines kranken Geistes bloßdeckt. Werther hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen, er glaubt sich selbst geheilt und hofft ein ungestörtes Glück. Er ist Maler und Dichter. Die frischen Frühlingsmorgen, die lieblichen kühlen Abende beruhigen und kräftigen ihn. Er wählt einen Platz unter Lindenbäumen, die Stunden zu verlesen und zu verträumen; seinen Griffel zum Zeichnen und seinen Homer nimmt er mit dahin; alles interessirt ihn dort: die alte Frau, die ihm den Kaffee bringt, die Kinder, die um ihn spielen, die Erlebnisse einer armen Familie. In dieser Ruhe der Wiedergenesung lernt er Lotte kennen; eine neue Leidenschaft bestürmt seine Seele; sein einförmiges Dasein bekommt eine neue Gestalt. Durch körperliche Thätigkeit versucht er sein Sehnen und Verlangen hinwegzubannen. Wie die Tage, so wechselt seine Stimmung: bald in Hoffnung hoch hinaus, bald in Verzweiflung wie vernichtet. Der Winter kommt,

kalt, traurig, düster. Nun muß er fort; er geht, tritt wieder ein in die Gesellschaft, aber die Gesellschaft ekelt ihn an. Die Einförmigkeit und Leere des Geschäftslebens befriedigt seine geistigen Ansprüche nicht, der Hochmuth des Adels verletzt das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit. Er kehrt zurück nach dem friedlichen Schauplatz seines früheren Glücks, er findet dort Lotte, die Kinder, seine Wälder und Spaziergänge wieder, aber die gesuchte Ruhe findet er nicht. Die Hoffnungslosigkeit seiner Lage überwältigt ihn; der Welt überdrüssig, in seinem Streben unbefriedigt, stirbt er von seiner eigenen Hand.

Rosenkranz, einer von den Kritikern, die überall eine tiefere Bedeutung wittern, als der Dichter selbst sich je geträumt, Rosenkranz meint, es zeuge von großer Kunst, daß Goethe den Werther zum Diplomaten mache, da Diplomaten „Scheinthuer“ seien; aber die Wahrheit ist, daß Goethe aus dem Werther nichts machte, als was er war. Seine ganze Kunst ist eben die Wahrheit; er ist ein so großer Künstler, daß die einfachsten Vorgänge der Wirklichkeit für ihn Bedeutung haben. Wie Lotte den Kindern Brod schneidet, wie es auf dem Balle hergeht, wie die Kinder sich um Werther nach Zuckerwerk drängen, und andere Scenen dieser Art zeigen so wenig Erfindungsgabe, daß einige Kritiker sich gar darüber lustig gemacht haben. Die Schönheit und Kunst des Werther liegt nicht in den Vorgängen — ein Dumas würde verzweifelnd die Achseln zucken über so einfache Erfindung — sie liegt in der Gestaltung. Die Kunst aber ist nichts als Gestaltung.

Die Wirkung des Werther war ungeheuer. „Jene

namenlose Unruhe, sagt Carlyle, das blinde Ringen einer in Knechtschaft befangenen Seele, jene schmerzvoll sehnsüchtige Unzufriedenheit, die jede Brust erfüllte, hatte auch Goethe beinahe zur Verzweiflung getrieben. Alle theilten dies Gefühl, ihm Ausdruck geben konnte er allein. Und darin liegt das Geheimniß der Popularität des Werther; in der Tiefe seines empfänglichen Herzens hatte er, was jeder fühlte, tausendmal schärfer gefühlt; mit der Schöpfungskraft eines Dichters verkörperte er es, gab Namen ihm und festen Wohnsitz und wurde so der Sprecher seiner Zeitgenossen. Werther ist nichts als der Ausbruch jenes dumpfen tiefen Schmerzes, unter welchem zu einer gewissen Zeit alle denkenden Männer litten; das Buch malt dieses Elend, es erhebt leidenschaftliche Klage, und durch ganz Europa gaben ihm Herz und Mund laut und mit eins Antwort. Ein Heilmittel giebt es nicht an, das ist richtig, denn das war ein ganz verschiedenes, viel schwereres Unternehmen, zu dem es anderer Jahre und einer höheren Bildung bedurfte; aber schon die Aeußerung des Schmerzes wurde zunächst willig hingenommen und jedes Herz ergriff sie mit eifriger Sympathie. Wenn Byron's Lebensüberdruß, seine trübe Schwermuth, seine toll stürmende Wuth, von den Tönen einer wilden und völlig kunstlosen Melodie getragen, so tief in manches englische Herz eindringen konnten, nachdem diese ganze Richtung längst nicht mehr neu, ja veraltet und abgethan war, so läßt sich schließen, mit wie leidenschaftlichem Willkommen der Werther aufgenommen sein muß. Er kam wie eine Stimme aus unbekannten Regionen, aus einer fremden Welt, der erste schrille Klang jenes leidenschaftlichen Klageliedes, auf welches durch

alle Länder die Menschen lauschten, bis sie für alles Andere taub waren. Denn der Werther ging in Fleisch und Blut der Literatur über und erzeugte ein ganzes Geschlecht sentimentaler Schriftsteller, die in der Welt herum gewüthet und gejammert haben, bis sie zur besseren Einsicht gelangten oder bis schlimmsten Falls die erschöpfte Natur sich schlafen legte. Diese Grabsänger, ebenso lärmend und ungestüm wie thränenreich, hießen in Deutschland die Kraftmänner, aber sie haben sich längst gleich kranken Kindern zur Ruhe geschrieen."

Vielleicht niemals hat eine Dichtung die Welt so in Aufregung und Entzücken versetzt wie der Werther. Die verschiedenartigsten Menschen, alle Klassen der Gesellschaft wurden davon ergriffen. Das Buch begleitete Napoleon nach Egypten; Lotte und Werther drangen bis nach China; in Deutschland wurde es ein Volksbuch, gleich einem Bänkelsängerliede auf schlechtem Papier gedruckt und in den Straßen feil geboten.*)

---

*) Während seiner italienischen Reise erhielt Goethe einen Brief von einem jungen Franzosen, der ihm gestand: „Ihnen verdanke ich die beste That meines Lebens, die natürlich viele andere erzeugen wird, und für mich ist Ihr Buch ein gutes Buch. Wenn ich das Glück hätte, mit Ihnen in demselben Lande zu wohnen, so würde ich zu Ihnen kommen, Sie umarmen und Ihnen mein Geheimniß erzählen, aber unglücklicher Weise lebe ich in einem Lande, wo niemand an das Motiv meiner Handlungsweise glauben würde. Möge es Ihnen zur Befriedigung gereichen, daß Sie auf dreihundert Meilen Entfernung das Herz eines jungen Mannes auf den Weg der Ehre

Natürlich gab es auch Gegner. Lessing z. B., der weder an der Krankheit der Zeit litt noch was der Sentimentalität nur irgend nahe kam leiden wollte, sprach die Ansicht aus, eine so heißblütige Schrift verlange als Gegengift eine kühle Nachschrift. „Glauben Sie wohl, schrieb er, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich *so* und *darum* das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή,

---

und der Tugend haben zurückführen können; eine ganze Familie darf nun ruhig sein und mein Herz genießt das Bewußtsein einer guten That."

Auch der Besuch eines Verehrers aus England mag hier erwähnt sein; der redete ihn auf der Treppe eines fremden Hauses in Neapel mit den Worten an. „Sie sind der Verfasser des Werther"; er habe aber nicht einen Augenblick Zeit, fuhr er fort, und wolle ihm nur folgendes sagen: „Ich will Ihnen nicht wiederholen, was Sie von Tausenden gehört; auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt, als auf andere; so oft ich aber daran denke, was dazu gehörte, um es zu schreiben, so muß ich mich immer aufs neue verwundern." Und nachdem er sein Inneres von dieser Last befreit, wünschte er Goethe ein herzliches Lebewohl und rannte wieder die Treppe hinab.

Eine ähnliche Geschichte erzählt Schiller in einem Briefe an Körner; ein beliebiger Jemand, der sich Vulpius nannte, trat in Schiller's Stube; er habe sich nicht enthalten können, den Verfasser des Don Carlos zu sehen; Schiller dankte ihm für seine Höflichkeit, aber er sei beschäftigt; Vulpius erklärte sich für vollkommen befriedigt, den Dichter nur gesehen zu haben.

welche τὶ τολμᾷν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse und je cynischer, je besser." Das heißt denn freilich die ganze Frage verdrehen. Nicht ein Uebermaß von Liebe veranlaßt Werther's Selbstmord: die Krankheit seiner sittlichen Natur ist es, die ihm das Leben unerträglich macht und für die seine unglückliche Liebe zum zündenden Funken wird. Auch die Beziehung auf Griechenland und Rom muß bei einem so ausgezeichneten Gelehrten wie Lessing sehr überraschen. Er übersah, daß Sophokles in seiner Antigone den unglücklichen Hämon einen Selbstmord begehen läßt, weil die Geliebte ihm geraubt wird. Er übersah, daß in Rom die Stoiker den Selbstmord zur Mode machten, und daß in Alexandria die Epikuräer eine „Gesellschaft der Lebensmüden" (συναποθανούμενοι) gründeten, deren Mitglieder nach dem Vollgenuß aller sinnlichen Freuden zum Schmaus sich versammelten, den Becher fleißig umgehen ließen und mitten in dieser Orgie ihrem elenden Dasein ruhig ein Ende machten — eine neue Art von Soirée, wo die Gäste, statt zu Thee und Musik, zu Abendbrod und Selbstmord eingeladen wurden.

Der Aristarch von Berlin, Nikolai, ein ehrlicher aber beschränkter Mann und ein großer Feind aller Schwärmerei, schrieb statt einer Kritik eine Parodie: „die Freuden des jungen Werther"; darin erschießt sich Werther auch, aber nur

mit Hühnerblut, er bleibt am Leben, heirathet Lotte und sie leben vergnügt bis an ihr seliges Ende.

Goethe's Antwort darauf war, daß er „zur stillen und unverfänglichen Rache" ein kleines Spottgedicht „Nikolai auf Werther's Grabe" verfaßte, das sich jedoch, wie er selbst sagte, nicht mittheilen ließ. Dieses Gedicht ist wieder aufgefunden und durch Boas in den Nachträgen zu Goethe's Werken veröffentlicht; es ist ausnehmend derb und nicht grade von glücklichem Humor. Die Verehrer des Werther sind natürlich auf Nikolai sehr böse, aber sie vergessen, daß dieser das Talent darin nie bestritt, sondern nur wie Lessing sich gegen die Richtung erklärte. Sein Tadel war indeß federleicht gegen das Lob, welches von allen Seiten herbeiströmte. Zwei Proben von dieser Begeisterung seien hier angeführt. Die erste ist von Zimmermann, dem Verfasser des bekannten Werkes über die Einsamkeit, der in einem Briefe seine Freude mit den Worten ausströmt: „Werther's Leiden! Sie halten mich wohl nicht für fähig, daß ich auch nur eine Minute gezögert hätte, diesen Roman zu verschlingen, der so wahr, so natürlich ist, der alles, was man selbst tausend und aber tausend Mal in seinem Leben empfunden hat, so getreu wiedergiebt; und doch hat die Lesung des ersten Theils mich so aufgeregt, alle Saiten meiner Seele so erbeben gemacht, daß ich vierzehn Tage Ruhe bedurfte, bis ich den Muth fand, auch den zweiten Theil zu lesen, den ich auch in einem Augenblick verschlang." Nicht weniger begeistert äußert sich Kotzebue. „Nicht Worte kann ich finden um die überwältigenden Empfindungen auszudrücken, welche dieser wunderbare Roman in meiner Seele erregte.

Von dem Augenblick faßte ich eine so enthusiastische Neigung für den Verfasser, daß ich auf sein Wort gern die Hand in's Feuer gesteckt hätte, um seine Schuhschnallen zu retten."*)

Aber während das Publikum unter Strömen von Thränen die tragische Geschichte Werther's las, waren Kestner und Lotte schmerzlich ergriffen und entrüstet, sich so in die Oeffentlichkeit gezogen, ihre Geschichte so entstellt zu sehen. Die Erzählung war in manchen Beziehungen der Wirklichkeit zu getreu nachgeschrieben, als daß andrerseits ihre Abweichungen von der Wirklichkeit nicht hätten großen Anstoß geben sollen. Die Personen waren nicht zu verkennen und doch waren es nicht die wirklichen Personen. Eifrig nachforschend fand das Publikum bald heraus, wer die Hauptpersonen waren und daß eine wirkliche Geschichte dem Roman zu Grunde lag; da aber die volle Wahrheit nicht bekannt werden konnte, so fanden sich die Kestners in einem sehr falschen Lichte. Durch die Indiskretion ihres Freundes fühlten sie sich verletzt, tiefer vielleicht, als sie zu gestehen für gut fanden; wenigstens spricht in der folgenden Stelle aus dem Briefe, den Kestner nach Empfang des Werther an Goethe schrieb, ein Gefühl von Kränkung, bei dem der Stolz des verletzten Freundes den vollen Ausdruck seines Zornes zurückhält.

„Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da ist, hat er

*) Ein vollständiges Verzeichniß der Werther-Literatur ist im fünften Anhange beigefügt.

mich, in gewissem Betracht, schlecht erbaut. Ihr wißt, ich rede gern wie es mir ist.

„Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen euer Herz ein wenig mitrathen lassen; so würden die würcklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnet, nicht dabey so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euren Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird sich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Würcklichkeit und an die Wahrheit selbst, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der würcklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie Euerer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Composition sein soll, allein die H . . . . ., welche ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig, was Ihr eurer Heldin beymesset. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das — eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin — erschoß sich Jerusalem.

„Die würckliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich, — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr da ichs denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mit ihr —

„Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es

immer ein eignes nicht copirtes Gemählde seyn sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Aussenseite, und Gott sey's gedankt, nur von der Aussenseite) daß man leicht auf den würcklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu so einem Klotze machen? damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet, seht was ich für ein Kerl bin!"

Kestner berührt hier eine moralische Frage, die Beachtung verdient. Daß der Künstler seinen Stoff aus der Wirklichkeit nehmen, seine eignen Erlebnisse verwenden und die Charaktere zeichnen muß, die er wirklich kennen gelernt hat, das freilich ist mit allem Nachdruck festzuhalten; aber ebenso bestimmt halten wir dafür, daß er seinen Erlebnissen eine von der Wirklichkeit hinlänglich verschiedene Gestalt zu geben verpflichtet ist, damit das Publikum in seiner Erfindung nicht eine wirkliche Geschichte lese und die Personen erkenne, während diese Personen selbst die ihnen zugetheilten Rollen ablehnen würden. Natürlich ist es sehr schwierig, an die Wahrheit sich zu halten und dabei doch nicht den Verräther zu spielen; aber schwierig oder nicht, die Sittlichkeit gebietet es.

Goethe war offenbar erstaunt über den Eindruck, den sein Buch bei den Freunden gemacht hatte; er antwortete sogleich. „Ich muß euch gleich schreiben meine Lieben, meine Erzürnten, dass mirs vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir wenn ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts von euch hören, biss der Ausgang bestätigt haben wird daß eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, biss ihr dann auch im Buch selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an euren

Herzen gefühlt haben werdet. Du hast Kestner, ein liebevoller Advokat, alles erschöpft, alles mir weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte; aber ich weis nicht, mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sich's gleich nicht ausdrücken kann.

„Ich schweige, nur die frohe Ahndung muß ich euch hinhalten, ich mag gern wähnen, und ich hoffe, dass das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester an einander zu knüpfen. Ja meine Besten, ich, der ich so durch Lieb an euch gebunden bin, muss noch euch und euren Kindern ein Schuldner werden für die bösen Stunden, die euch meine — nennts wie ihr wollt, gemacht hat. Haltet, ich bitt euch, haltet Stand. Und wie ich in deinem letzten Briefe dich ganz erkenne, Kestner, dich ganz erkenne Lotte, so bitt ich bleibt! bleibt in der ganzen Sache, es entstehe was wolle. — Gott im Himmel man sagt von dir: du kehrest alles zum besten.

„Und, meine lieben, wenn euch der Unmuth übermannt, denkt nur denkt, dass der alte euer Goethe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr als jemals der eurige ist."

Ihr Zorn lies nach; eine Indiskretion hatte er begangen, sahen sie, aber auch nichts mehr; sie vergaben ihm, und Goethe konnte am 21. November in aller Freude antworten:

„Da hab ich deinen Brief, Kestner! An einem fremden Pult, in eines Malers Stube, denn gestern fing ich an in Oel zu malen, habe deinen Brief und muss dir zurufen Dank! Dank lieber! Du bist immer der Gute! — O könnt ich dir an Hals springen, mich zu Lottens Füssen werfen, Eine, Eine Minute, und all, all das sollte getilgt, erklärt seyn was ich mit Büchern Papier nicht aufschliessen könnte! —

O ihr Ungläubigen! würd ich ausrufen; Ihr Kleingläubigen! — Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! Da lies ein Blättgen, und sende mir's heilig wieder, wie du hier drinnen hast. — Du schickst mir Hennings Brief, er klagt mich nicht an, er entschuldigt mich. Bruder lieber Kestner! wollt ihr warten so wird euch geholfen. Ich wollt um meines eignen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, deine Besorgnisse, deine Gravamina, schwinden wie Gespenster der Nacht wenn du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahr versprech ich euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles was noch übrig seyn mögte von Verdacht, Missdeutung ꝛc. im schwäzzenden Publikum, obgleich das eine Heerd Schwein ist, auszulöschen, wie reiner Nordwind, Nebel und Dufft. — Werther muss — muss seyn! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heisst — und trutz euch — und andern — eingewoben ist. — Wenn ich noch lebe, so bist du's dem ich's danke — bist also nicht Albert — und also —

„Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sey doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Baase ausgesetzt ist, lange verdriesen würden.

„Wenn ihr brav seyd und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt dass alles wohl sein wird und

Geschwäz nichts ist und beherzige deines Phylosophen Brief — den ich geküsst habe. —

„— O du! — hast nicht gefühlt wie der Mensch dich umfaßt, dich tröstet — und in deinem, in Lottens Werth Trost genug findet, gegen das Elend das schon euch in der Dichtung schröckt. Lotte, leb wohl — Kestner du — habt mich lieb — und nagt mich nicht —“

So läßt er seinen Stolz über den Liebling aus, nachdem ihm die Freunde vergeben haben. Wohl hatte Kestner Ursache sich zu ärgern, um so mehr, als seine Freunde den Werther ganz wörtlich nahmen und ihm ihr Beileid darüber bezeugten; er mußte das abwehren und unter anderm seinen Freund Hennings bitten, die irrigen Gerüchte nach Maßgabe des wahren Sachverhalts, den er ihm kurz darlegte, zu berichtigen. „Im ersten Theile des Werthers ist Werther Goethe selbst. In Lotte und Albert, hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere sind in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweyten Theils Willen, und um den Tod des Werthers vorzubereiten hat er im ersten Theile verschiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukömmt. Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit sonst einem andern in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist; dieß haben wir ihm allerdings sehr übel zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. Er bereut es jetzt, aber was hilft uns das. Es ist wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er sie getreuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und

zu delicat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen, wie im ersten Theile enthalten. Sie betrug sich so gegen ihn, daß ich sie weit lieber hätte haben müssen, als sonst, wenn dieses möglich gewesen wäre. Unsere Verbindung ist auch nie declarirt gewesen, zwar nicht heimlich gehalten; doch war sie viel zu schamhaft als es irgend jemanden zu gestehen. Es war auch keine andere Verbindung zwischen uns als die der Herzen. Erst kurz vor meiner Abreise, (als Goethe schon ein Jahr von Wetzlar weg, zu Franckfurt, und der verstellte Werther ½ Jahr todt war) vermählten wir uns. Hier erst, nach Verlauf eines ganzen Jahres, seit unseres Hierseyns, wurden wir Vater und Mutter. Der liebe Junge lebt noch, und macht uns Gottlob viel Freude. Sonst ist in Werthern viel von Goethe's Charakter und Denkungsart. Lottens Portrait ist im ganzen das von meiner Frau. Albert hätte ein wenig wärmer seyn mögen.

„Der zweyte Theil geht uns gar nichts an .... Als Goethe sein Buch schon hatte drucken lassen, schickte er uns ein Exemplar, und meinte Wunder was er für eine That gethan hatte. Wir aber sahen es gleich voraus, wie der Erfolg seyn würde, und Ihr Brief bestätigt eine Art unserer Prophezeihung. Ich schrieb ihm und zankte sehr. Nun sah er erst ein was er gethan hatte; das Buch aber war schon an die Buchführer gelangt, und er hoffte noch, daß wir uns geirrt haben sollten". Und in einem andern Briefe an denselben Hennings schreibt Kestner: „Sie glauben nicht was er für ein Mensch ist. Aber wenn sein großes Feuer ein wenig ausgetobt hat, so werden wir noch Freude an ihm erleben."

So haben wir die Geschichte des Werther, seine Ent-

stehung und seine Wirkung zum Schluß geführt, eine Geschichte, die für das Leben unseres Dichters so bedeutend ist, daß die Ausführlichkeit, mit der wir sie behandelt, selbst dann gerechtfertigt wäre, wenn die angezogenen Beweisstücke des Kestner'schen Briefwechsels auf die sehr ungenaue Darstellung in Wahrheit und Dichtung nicht ein so scharfes Licht würfen.

Am 28. August 1849, zur hundertjährigen Jubelfeier der Geburt des Dichters, die ganz Deutschland freudig beging, wurde auf dem wohlbekannten Wertherplatz vor dem Thore zu Wetzlar, wo Goethe einst zu sitzen und zu träumen liebte, ein kleines marmornes Denkmal errichtet; drei Lindenbäume sind umhergepflanzt; es trägt die Inschrift:

Ruheplatz des Dichters
G o e t h e
zu seinem Andenken frisch bepflanzt
bei der Jubelfeier am 28. Aug. 1849.

Sechster Abschnitt.

Der Löwe der Literatur.

Goethe stand in seiner schriftstellerischen Laufbahn jetzt an der bedenklichen Wendung, wo er nach einem glänzenden Erfolge entweder mit anmaßender Hast nach neuen Lorbern zu greifen oder auf den gewonnenen Lorbern träge auszuruhen Gefahr lief. Beide Gefahren vermied er; weder machte er aus dem Ruhm ein Geschäft, noch hielt er seine Entwicklung für beendet. Indem er für jetzt größeren Werken weislich fern blieb, hielt er seine Kunstfertigkeit an Kleinigkeiten in Uebung und förderte die Entwicklung seines Geistes durch ernste Studien.

Unter jenen Kleinigkeiten sind Clavigo, das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern und der Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen.

Der Clavigo führt uns vor das Erscheinen des Werther, in den Kreis der Frankfurter Freunde zurück, mit denen er den Sommer 1774 verlebte. Da ist uns als Freundin von Goethe's Schwester Anna Sibylla Münch schon bekannt, deren Reize ihn damals fesselten. Dieser muntere Kreis bestand auch nach der Verheirathung der Schwester fort; wöchent-

lich einmal versammelte man sich zu lustigem Thun. Eines Abends wurde beschlossen, „es solle alle acht Tage gelost werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wie man sich gegen Geliebte betrage (meinte die Gesellschaft), das sei ihnen bekannt genug; aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sei ihnen unbewußt und müsse nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden. Als Regel wurde angenommen, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, viel weniger sich Liebkosungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeiten erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse. Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung herbeigeholt, und die allgemeine Ehestandskomödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneut“. Wunderbar genug fiel Goethen dreimal nach einander dasselbe Mädchen als Frau zu. Beim dritten Male erklärte die Gesellschaft, der Himmel habe gesprochen, sie könnten nunmehr nicht geschieden werden, und Goethe sowohl wie seine „Frau“ ließen sich das bestens gefallen. In diesen geselligen Zusammenkünften wurde jedesmal etwas neues vorgelesen. Eines Abends brachte Goethe als ganz frische Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo mit. Es wurde gelesen und besprochen; da meinte sein „lieber Partner“, wenn sie seine Gebieterin und nicht seine Frau wäre, so würde sie ihn er-

suchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln; es scheine ihr ganz dazu geeignet zu sein. „Damit Du siehst, meine Liebe, antwortete er, daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen". Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, aber er war entschlossen, es zu erfüllen. „Was man in solchen Fällen Erfindung nennt, sagt er, war bei mir augenblicklich, und gleich als ich meine Titulargattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sei; ich sinne, versetzte ich, schon das Stück aus und bin mitten drin, ich wünsche Dir zu zeigen, daß ich Dir gern etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: Du mußt nicht aus der Rolle fallen; zärtlich zu sein, meinen die Leute, schicke sich nicht für Ehegatten. „Laß sie meinen!" war meine Antwort; „wir wollen es auf unsere Weise halten."

Schon als er das Memoire für sich allein gelesen, gesteht er übrigens, sei ihm der Gegenstand dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, aber ohne die Anregung der Liebe würde das Stück, wie so viele andere, unter den möglichen Geburten geblieben sein. Neu ist dabei die Art, wie er die Bösewichter zeichnete. Der Charaktere müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollte er „in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft, Neigung und äußerer Bedrängniß wirken lassen". Durch Shakespeare's Vorgang berechtigt, nahm er keinen Anstand, die Hauptscene und die eigentliche theatralische Darstellung wörtlich aus dem

Memoire zu übersetzen, und den Abschluß entlehnte er einer alten Ballade*). So wurde er fertig, ehe noch die Woche um war, und erntete vielen Beifall.

Zum Verständniß des Stückes einige Worte über das Memoire. Beaumarchais hatte zwei Schwestern in Madrid, von denen die ältere an einen Baumeister verheirathet, die andere, Marie, mit einem jungen armen Schriftsteller Clavigo verlobt war. Clavigo (oder wie er richtig spanisch heißt: Clavijo) brach das Verhältniß ab, nachdem er die Stelle, auf die er mit seiner Verheirathung gewartet, erhalten hatte. Auf die Kunde davon eilt Beaumarchais von Paris nach Madrid; er sucht Clavijo auf und verlangt von ihm mit kaltblütiger Entschlossenheit ein schriftliches Eingeständniß, daß er sich gegen seine frühere Braut verächtlich benommen. Gleich darauf sucht sich Clavijo mit ihm auszusöhnen und erklärt seine Absicht, sie zu heirathen. Beaumarchais willigt ein, aber grade als die Hochzeit stattfinden soll, hört er von

---

*) Wie er in der Lebensbeschreibung sagt: „einer englischen Ballade". Das ist unrichtig; die Ballade ist eins von den zwölf deutschen Volksliedern, die er selbst im Elsaß „auf seinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht" hatte und im Spätsommer 1771 in eigenhändiger Abschrift an Herder als Beitrag zu dessen Volksliedern schickte; vgl. Herder's Nachlaß von Düntzer I, 153 ff. Die hierher gehörigen Verse sind aus dem Liede „vom Herren und der Magd":

Halt' still, halt still, ihr Todtenträger,
Laßt mich die Leich beschauen!
Er hub den Ladendeckel auf
Und schaut' ihr unter die Augen.

geheimen Anschlägen Clavijo's, der unter der Anklage, er sei von ihm zur Heirath gezwungen, einen Ausweisungsbefehl von der Regierung erwirkt hat. Entrüstet über solche Niederträchtigkeit, wendet sich Beaumarchais an die Minister, dringt bis zum König und setzt die Entlassung des Clavijo von seinem Amte durch. Das ist kurz der Inhalt des Memoire's, das im Februar 1774 in Frankreich erschien. Die Geschichte selbst hatte sich schon zehn Jahre früher zugetragen, und Clavijo, der ein berühmter Schriftsteller wurde, mußte sich nicht allein den scharfen Pfeilen Beaumarchais' ausgesetzt sehen, sondern hätte sich auch — er starb erst 1806 als Vicepräsident der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Madrid — auf deutschen Bühnen umbringen sehen können. Vermuthlich wußte Goethe, als er sein Drama schrieb, nichts davon, daß Clavijo noch lebte.

Den Goethe'schen Clavigo mit dem Memoire des Beaumarchais in der Hand zu lesen, ist sehr anziehend; der Dichter hat sich so genau an dasselbe gehalten, wie die dramatische Form nur irgend gestattet. Zugleich giebt das Stück den Beweis, wie weise er that, daß er damals nicht den Faust (von dem er einige Bruchstücke schrieb) oder den Cäsar vollendete. Er hätte sich unzweifelhaft nur wiederholt; der äußere Hergang ist ein anderer, das innere Erlebniß, das sich darin ausspricht, ist dasselbe. Clavigo ist ein zweiter Weislingen; ja, nach Goethe's Absicht sollte er das sein. „Ich habe ein Trauerspiel gearbeitet, schreibt er in einem seiner damaligen Briefe, — Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held, ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch,

der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson.“ Das Bild, welches er von dem ehrgeizigen Schwächling entwirft, der immer höher in der Welt strebt und sich durch eine Leidenschaft, die in den dunkeln Tagen einer dürftigen Jugendzeit sein Glück machte, in seiner Laufbahn gehemmt sieht, ist sehr gelungen; und nicht weniger ist der Carlos, der in schonungslosem Spott die Kränze abstreift, mit denen die poetische Phantasie seines Freundes die Geliebte geschmückt hat, scharf und klar gezeichnet. Marie ist ein schwaches, empfindsames Wesen; ohne besondere Individualität, ist sie wohl die dürftigste Skizze, die Goethe von einer weiblichen Figur entworfen hat. Aber ein kleiner Zug verräth den Dichter: als Clavigo reuig zu ihren Füßen liegt und an ihre Neigung sich flehend wendet, wirft sie sich weinend ihrer Schwester um den Hals und ruft: „Ach Schwester! woher weiß er, daß ich ihn so liebe?“

Die Freude über die Rückkehr des Geliebten ist nur kurz; der Dämon des Ehrgeizes erfaßt den Clavigo wieder und lenkt ihn von einer Verbindung ab, die zu seinen sonstigen Plänen so wenig stimmt; Carlos, in welchem ein mephistophelisches Element sich nicht verkennen läßt, drängt ihn mit kaltem Hohne auf dieser Bahn weiter: „es ist nichts erbärmlicher in der Welt, ruft er so bitter wie wahr ihm zu, als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen;“ er schlägt ihm vor, den Beaumarchais einfach einstecken zu lassen, denn — fügt er ganz in Mephisto-

pheles' Weise hinzu: „wer den Bruder einstecken läßt, giebt pantomimisch zu verstehen, daß er die Schwester nicht mag.“ Danach handeln sie denn; der Verhaftsbefehl wird unter falschen Vorwänden erwirkt, und Marie stirbt am gebrochenem Herzen über die Verrätherei ihres Geliebten.

Bis hierher, wenigstens bis zu dem Tode Marien's, ist Goethe dem Memoire getreu gefolgt; der fünfte Akt, der die dramatische Lösung enthält, ist Zusatz des Dichters. Marie soll begraben werden; da kommt Clavigo die Straße entlang; er sieht ihren Sarg, öffnet ihn, kniet über die Leiche; Beaumarchais tritt aus dem Hause und Clavigo fällt von seinem Degen. Dieser Akt ist auf der Bühne von großer Wirkung, aber ästhetisch betrachtet ist er sehr dürftig und gewöhnlich. Die Art, wie das Zusammentreffen der beiden Gegner herbeigeführt wird, ist außerordentlich plump*): Clavigo sucht den Carlos; er hat seinem Bedienten, der ihm die Fackel vorträgt, Befehl gegeben, die Straße zu vermeiden in der die Familie Beaumarchais wohnt, aber der Bediente führt ihn gerade durch diese Straße, weil er sonst „einen gar großen Umgang hätte nehmen müssen.“ Das heißt die Lösung gewaltsam erpressen, nicht sie sich entwickeln lassen.

Immerhin ist der Clavigo als Bühnenstück recht interessant und voll wirksamer Scenen; die Schürzung des dramatischen Knotens ist vollendet; die Fabel ist einfach und von raschem Verlauf, die Sprache kräftig, leidenschaftlich, markig. Aber einen großen Maßstab darf man an das Stück

*) Rosenkranz, Goethe und seine Werke S. 185.

nicht legen. Merck, der für seines Freundes Ruhm sehr besorgt war, wollte sich nicht herbeilassen, es als bloßes Bühnenstück anzusehen, sondern erklärte, solch einen Quark wie diesen müsse er ihm künftig nicht mehr schreiben, das könnten die andern auch. Goethe meint, Merck habe falsch geurtheilt und ihm zum ersten Male Unrecht gethan. „Muß ja doch, sagte er, nicht alles über die Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten." Das ist indeß schwerlich stichhaltig. Merck hätte ihm erwidern können, das möge wohl wahr sein, aber er, Goethe, sei eben zu größeren Dingen als zu Bühnenstücken berufen. Nichts destoweniger hatte Goethe Recht mit seinem Thun, nur aus andern Gründen. Clavigo und die übrigen Kleinigkeiten jener Zeit müssen als Skizzen betrachtet werden, wie sie der Künstler für seine Mappe zeichnet, nicht als Werke, die in Gallerien glänzen sollen. Goethe's Schöpfungstrieb war unwiderstehlich; ging er auf Kleinigkeiten, so schuf der Dichter Kleinigkeiten. Seine unendliche Thätigkeit mußte sich in kleineren Werken ergehen, weil er dunkel fühlte, daß er für Größeres nicht reif sei.

Er begann nun, seines Ansehens sich bewußt zu werden, und die Berühmtheiten des Tages suchten eifrig seine Bekanntschaft. Voran Klopstock, Lavater, Basedow, Jacobi und die Stolberg's. Auf den Briefwechsel mit ihnen folgte nun persönlicher Verkehr. Klopstock kam im Oktober 1774

grade vor dem Erscheinen des Werther, nach Frankfurt. Goethe verkehrte mit ihm, las ihm die Bruchstücke seines Faust vor und besprach sich mit ihm über das Schlittschuhlaufen. Aber der große religiöse Dichter stand dem Treiben seines jungen Nebenbuhlers zu fern, um ihn so ins Herz zu schließen, wie die Stolbergs, und eben so wenig fühlte Goethe sich besonders leidenschaftlich zu ihm hingezogen.

Im Juni, einige Monate vor Klopstock, kam auch Lavater nach Frankfurt. Seit den „Briefen eines Pastors aus Schwaben" stand er mit Goethe in Korrespondenz. Ueberhaupt war damals recht die Zeit des brieflichen Verkehrs. Man schrieb Briefe, die in ganzen Freundeskreisen vorgelesen zu werden bestimmt waren; man theilte einander Briefe mit wie neue Gedichte. Lavater quälte seine Freunde um ihre Porträts und Schattenrisse und verlangte von ihnen auch ideelle Porträts, wie sie sich den Erlöser vorstellten, alles für das große physiognomische Werk, welches er damals vorbereitete. Der Künstler, der Goethen für ihn zeichnete, schickte ihm statt dessen das Bild des berüchtigten Bahrdt; indeß so ließ sich Lavater nicht fangen; auf das bestimmteste erklärte er, das könne nicht Goethe's Bild sein. Als er nun Goethe leibhaftig vor sich sah, war er auch nicht zufrieden gestellt. Verwundert starrte er ihn an. „Bist's" — „Ich bin's", und sie fielen einander um den Hals. Lavater ließ sogleich merken, er habe ihn anders erwartet. Goethe versicherte ihn dagegen, „nach seinem angeborenen und angebildeten Realismus, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, ihn so zu machen, so wollten sie es auch dabei bewenden lassen." Nachdem die erste Ueberraschung vorüber

war, wandte sich die Unterhaltung den bedeutendsten Fragen zu; sie fanden sich in größerer Uebereinstimmung, als es nach dem Goethe'schen Berichte erscheint, der erst viele Jahre später, nachdem Lavater durch abergläubischen Dogmatismus und pfäffische Sophisterei so viele seiner Freunde erbittert und sich entfremdet hatte, geschrieben wurde.

Lavater ist eine merkwürdige Figur in der Geschichte jener Tage, eine Mischung von priesterlicher Unduldsamkeit und gemachter Empfindelei. Von tüchtiger Begabung, mit einem Anfluge von Genialität, wurden Eitelkeit und Heuchelei sein Verderben. Er war acht Jahre älter als Goethe. Wie er sich in dem Entwurfe seiner eigenen Lebensbeschreibung selbst darstellt, hat er schon als Knabe erkennen lassen, welche Rolle er als Mann spielen würde. Er bildete sich ein eigenes und vertrautes Verhältniß zu Gott und blickte auf seine Schulgenossen verächtlich und mitleidig hinab, weil sie nicht sein „Bedürfniß nach Gott" theilten. Er bat um Wunder, und die Wunder stellten sich ein: Gott verbesserte seine Schularbeiten, Gott verdeckte seine vielen Fehler, Gott brachte seine guten Thaten an's Licht. In der That, Lavater war ein geborner Heuchler, und mit Recht nannte ihn Goethe später „einen Lügner von Anfang an, der um Einfluß zu gewinnen, zu den gemeinsten Schmeicheleien sich erniedrigt habe." Mit dieser geschmeidig einschmeichelnden Glätte vereinigte er pfäffische Herrschsucht. Seine ersten Schriften machten großes Aufsehen. Im Jahre 1769 übersetzte er Bonnet's Palingenesie und gab dazu Anmerkungen in einem Ton von religiöser Schwärmerei, der damals viel Anklang fand. Zu einer Zeit, wo die Gelehrten den Homer und die alten

Balladensänger wieder zu Ehren brachten, war ein Versuch zur Wiederbelebung des Geistes der ersten apostolischen Zeit ganz an der Tagesordnung, und da der Glaube an dichterische Begeisterung das oberste Dogma war, fand auch der Glaube an religiöse Begeisterung eifrige Jünger. In den Lavater'schen Briefwechsel zeigt sich die sentimentale Ueberschwänglichkeit jener Tage in voller Blüthe; so z. B. schickte ihm die reizende Marquise Branconi ihre Strumpfbänder mit folgenden Worten: „O, Du Geliebter für's Leben, Seele meiner Seele! Dein Taschentuch, Deine Haare sind mir, was meine Strumpfbänder Dir sind," und in dem Tone weiter. Daß sich ein Geistlicher das schreiben läßt, ist ein wenig stark, wird man zugeben, aber es geht noch darüber hinaus, wenn ihn ein anderer Verehrer anschwärmt: „O daß ich liegen könnte an Deiner Brust in Sabbath-heiliger Abendstille — o Du Engel!" Man sieht, die Ueberschwänglichkeit war auf allen Seiten; man weinte und beweinte sich gegenseitig.

Zur Zeit dieses Frankfurter Besuchs war Lavater in der ersten Blüthe seines Ruhms. Seine Anziehungskraft für Goethe lag nicht nur in der Eigenthümlichkeit seines Charakters, sondern auch in einer gewissen Gemeinsamkeit religiöser Schwärmerei. Ihrem Glaubensbekenntniß nach standen sie nicht in Uebereinstimmung, das war unmöglich. Wie Goethe fühlte, mag aus seiner Anhänglichkeit an Fräulein von Klettenberg geschlossen werden; wie er dachte, spricht sich in einem Briefe an Pfenninger, einen Freund Lavater's, aus: „Glaube mir, schreibt er, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der

nicht erfahren hat. Und von all dem ist grade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterung finden in dem Manuscript, das ich Euch bald schicke. Bin ich nicht resignirter im Begreifen und Beweisen als Ihr? Hab ich nicht eben das erfahren als Ihr? Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euren Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Physiologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nichts anders sentiren kann, als andere Menschen, daß Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Combinationen sentiren und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, was aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird. — Und daß Du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätze, liebe, bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Gottes Wort, es mögen's Pfaffen oder H— gesammelt und zum Canon gerollt, oder es als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich den Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Macchiavell! Darf aber auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich; das Ganze ging in Euern Kopf so wenig als in meinen!"

Auf Spinoza nimmt er in diesen merkwürdigen Sätzen Bezug; in der That scheint der ganze Brief nur eine Um-

schreibung der Stelle in Spinoza's Ethik zu sein, in der dieser große Denker erklärt, „daß jeder Mensch je nach der Anlage seines Gehirns über die Außenwelt urtheilt oder daß ihm vielmehr seine persönlichen Eindrücke statt der Dinge gelten. Es ist daher auch, beiläufig gesagt, nicht zu verwundern, daß so viele Meinungsverschiedenheiten unter den Menschen herrschen, woraus denn endlich der Sceptizismus erwachsen ist. Denn obwohl die Körper der Menschen in vielen Punkten einander gleichen, in den meisten sind sie doch verschieden, und darum scheint dem einen schlecht, was dem andern gut, diesem geordnet was jenem verworren, diesem angenehm was dem andern unangenehm." Noch genauer auf Goethe's spinozistische Studien einzugehen, ist hier einstweilen unnöthig; mit der Herleitung seiner an Pfenninger ausgesprochenen Ansichten aus der eben angeführten Stelle Spinoza's mag es genug sein.

Der Unterschied zwischen dem Christenthum Lavater's und dem des Fräulein von Klettenberg regte ihn an und beschäftigte sein Nachdenken. In manchen Punkten mit beiden, aber ganz mit keinem einverstanden, suchte er sich den Gegensatz von Glauben und Wissen so auszugleichen: „Beim Glauben komme Alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgültig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges, unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dies hänge von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab, und

sei ganz gleichgültig. Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft so gut, als er vermöge zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sei es grade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse," aber über den Glauben nicht.

Lavaters Anziehungskraft war so groß, daß Goethe ihn den Rhein hinunter nach Ems begleitete. Die Reise war sehr angenehm; schönes Sommerwetter und Lavater's vergnügte Heiterkeit waren eine erfreuliche Zugabe zu ihren religiösen Gesprächen. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erwartete ihn die Zerstreuung eines andern Besuchs — Basedow, der pädagogische Reformator, war angekommen. Von allen Berühmtheiten des Tages stand er zu Lavater in denkbar schroffstem Gegensatze. Lavater war ein hübscher Mann, zierlich im Aeußern, heiter, von feinen Manieren, fromm; Basedow war häßlich, schmutzig zum äußersten, sarkastisch, rücksichtslos, ungläubig; der eine versuchte das apostolische Christenthum wiederherzustellen, der andere hielt auch den unverschämtesten Spott auf die Bibel, die Dreieinigkeit, die ganze christliche Lehre nicht zurück.

Auch Basedow (geb. 1723) hatte schon in früher Jugend seine künftige Bedeutung erkennen lassen. In der Schule rebellirte der wilde und schmutzige Junge mit Macht gegen alles, was System und Methode hieß; bei seinen Studien verschlang er alles und sprang von einem auf das andere, als wolle er für jeden Lebensberuf sich ausbilden; von Haus

lief er weg und wurde Bedienter bei einem Edelmann; dann lernte er Rousseau's Lehre vom Naturzustande kennen und suchte sie auf die Erziehung anzuwenden; schrieb endlose Schriften oder richtiger endlose Wiederholungen einer Schrift, rief das Volk zur Unterstützung seiner philanthropischen Pläne auf, sammelte Beiträge von gutmüthigen Thoren, griff die bestehenden Einrichtungen, namentlich die christlichen Glaubenssätze an, machte beträchtlichen Lärm in der Welt und erwies sich kurz als ein Mann von rastloser Thatkraft und umfassendster Unwissenheit.

So sehr ein solcher Charakter seiner eigenen Natur entgegengesetzt war, Goethe, immer lernbegierig, fühlte sich doch zu ihm hingezogen; er machte ein Studium daraus. Wie so manches andere Studium, hatte indeß auch dies seine Schattenseiten. Goethe mußte das unaufhörliche Tabackrauchen und die unablässigen Spöttereien des schmutzigen Pädagogen in den Kauf nehmen. Den Geruch des schlechten Tabacks ertrug er mit Geduld; die Angriffe auf das Christenthum überbot er mit noch verwegeneren Paradoxen. Eine so herrliche Gelegenheit, sich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte er nicht vorübergehen lassen; er vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. In Ems trafen sie Lavater, und zusammen machten dann die drei ihre Besuche in der Nachbarschaft, namentlich auf den Schlössern adliger Frauen, die gar bereit waren, die Löwen des Tages aufzunehmen. Wenn Goethe erzählt, er sei auf dieser Reise mit Fragen über den Werther gequält worden, so irrt er, beiläufig gesagt; der Werther er-

schien erst im Oktober nach diesem Ausfluge; desto mehr wird er Recht haben, daß er den Kindern die seltsamsten Märchen erzählt habe. Sein Auftreten war durchaus wild und genial. „Basedow und ich, sagt er, schienen zu wetteifern, wer am unartigsten sein könnte.“ Tag und Nacht ging es lustig zu; des Schlafes genossen sie sehr wenig. Basedow legte sich nie zu Bett, sondern diktirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Gehülfe, die Feder in der Hand, sitzen blieb und sogleich bereit war, fortzuschreiben, wenn der Halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Und zwar geschah das in einem dichtverschlossenen, von Tabacks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. Goethe tanzte derweile; so oft er einen Tanz aussetzte, sprang er zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputiren geneigt war und, wenn Goethe dann nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch ehe er die Thür hinter sich zuzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig diktirend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen wäre.

Diese Verbindung von philosophischer Erörterung mit vergnüglichem Genuß, von rastlosem Theoretisiren mit wilder Lebenslust zeigt am besten, in welcher Stimmung er sich befand. „Ich bin vergnügt, äußerte er gegen Lavater, ich bin glücklich; das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne.“ Dies „Etwas“ konnte ihm weder der fromme Prediger Lavater noch der polemisirende Basedow geben. Der Gegensatz, in welchem er zu beiden stand, fühlt sich in dem drastischen

„Diner zu Coblenz", das aus jener Zeit stammt, scharf und bestimmt heraus.

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten —"

so stand er zwischen beiden: Lavater erklärt einem Landprediger die Offenbarung Johannis, erzählt topographische Details vom himmlischen Jerusalem, und Goethe

„ — war indeß nicht weit gereist,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist."

Basedow setzt derweile einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe auseinander, und Goethe

„ — behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen."

Ebensowenig konnte er jenes „Etwas" in Fritz Jacobi finden, mit dem er, im Verfolg seiner Reise rheinabwärts, in freundschaftliche, ja in leidenschaftliche Beziehung trat. Wohl mochte er in Jacobi's Schwärmerei und sein philosophisches religiöses Sehnen bis auf einen gewissen Grad einstimmen, denn die Wertherei der Zeit hielt ja auch ihn gefangen; wohl mochte er mit ihm in ruheloser Schwärmerei in die Nacht hinein schwelgen, während auf dem ruhig fließenden Rhein vor ihnen das Mondlicht zitterte, und frisch vom Herzen seine neuesten Gedichte vor ihm ausströmen; wohl eine Freundschaft mit ihm schließen, die er auf der ewigen Grundlage vollkommener Sympathie für fest begründet hielt, aber der Stachel in seinem Innern, der ihn rastlos weiter drängte, ließ sich nicht abstumpfen noch losreißen, als bis neue Erlebnisse neue Wandlungen in seiner Entwicklung vollbracht hatten. Der Jüngling Goethe ist es, den wir hier vor uns haben, der

Jüngling mit seinem titanischen Ringen und schweifenden Strebungen, nicht der Mann, der sich zur Klarheit kristallisirt hat.

Jacobi dagegen war glücklich in seinem neuen Freunde; er glaubte endlich in Goethe den Mann gefunden zu haben, dessen sein Herz bedurfte, der mit seinem Einfluß ihn stützen und leiten könne. „Je mehr ich's überdenke (schrieb er kurz darauf an Wieland), je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hieraus will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt."

Den gleichen Eindruck scheint Goethe's wunderbare Persönlichkeit überall gemacht zu haben. In einem Briefe, den Heinse, der Verfasser des Ardinghello, damals an Gleim schrieb, heißt es: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und so voll von eigenem Genie gewesen wäre wie er." Dieses Apollobild wird für die Goethefreunde, die sich ihn als den kalten stattlichen Minister, den alten Jupiter auf seinem Weimarschen Throne vorzustellen gewöhnt haben — und das

haben die meisten — etwas überraschend sein; aber es ist nicht zu übersehen, daß er nicht blos jung war, wild ins Leben hinein stürmte und seine Adlerflügel mit kühnem Vertrauen auf ihre Kraft schwang: er war überdies ein Rheinländer, und das rasche Blut dieses Geschlechts, leicht und feurig wie der Wein des Landes, floß in seinen Adern.

So weit das zweifelnde Sehnen des Jünglings damals Befriedigung finden konnte, fand er sie in Spinoza. In seines Vaters Bibliothek war eine kleine Schrift gegen Spinoza, eine von jenen vielen thörichten „Widerlegungen", die der Mangel an Verständniß für das System des großen Juden hervorgerufen hat. Dieses Büchlein jedoch machte ihm keinen Eindruck, weil er überhaupt Controversen nicht liebte, indem er immer vorzog, von dem Menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem andern zu hören, wie er hätte denken sollen. Doch veranlaßte es ihn, den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuche wieder durchzulesen, den er denn — mit Recht — erbärmlich fand. Auch die philosophischen Systeme, meinte er, sollten nach ihren Früchten beurtheilt werden, und da konnte er die allgemeinen Verwünschungen gegen die Philosophie eines Spinoza unmöglich für gerecht gelten lassen. Er machte sich daher an die nachgelassenen Werke Spinoza's, und die Beruhigung und Klarheit, die daraus über ihn gekommen, trug er noch lange in dankbarer Erinnerung. An den Verkehr mit Jacobi anknüpfend, schreibt er: „Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir, mit unbedingtem Vertrauen, die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte. Aus einer so wundersamen Vereini-

gung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen konnten auch für mich nur Vorahnungen entspringen, dessen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Glücklicherweise hatte ich mich auch schon von dieser Seite wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Dasein und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben, genug ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die gränzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe," mit allen den Vordersätzen worauf es ruht, mit allen den Folgen die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort „Wenn ich dich liebe, was geht's Dich an?" mir recht aus dem Herzen gesprochen ist. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten

Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contrastirte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande. Nun war aber alles in der ersten Wirkung und Gegenwirkung, gährend und siedend. Fritz Jacobi, der Erste den ich in dieses Elend hinein blicken ließ, er, dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiderte dasselbe und suchte mich in seinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unaussprechlich geistiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zustande seines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht fassen, um so weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eigenen machen konnte. Doch er, der in philosophischem Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeschritten war, suchte mein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären."

Mit so großer Verehrung aber er den Spinoza auch studirte, systematisch trieb er dies Studium nicht. Die mathematische Form, in welche dieser Denker den Granit seiner Gedanken gegossen hat, war für einen so ungeduldigen, abspringenden, unmathematischen Kopf wie Goethe ein un-

übersteigliches Hinderniß. Aber ein Studium kann sehr unsystematisch und doch sehr fruchtbringend sein; eine einzige Wendung kann befruchten, wenn sie auf den rechten Boden fällt. Gewiß hat jeder an sich erlebt, daß ein Gedanke, der ihm ganz vereinzelt, ganz zufällig aufgestoßen, den dauerndsten Einfluß auf seinen Geist geübt hat. Für mich persönlich ist die zufällige Anführung eines Satzes aus Spinoza ein Ereigniß gewesen, und bis auf den heutigen Tag erinnere ich mich der Stelle, wo ich ihn las, und der förmlichen Revolution, die er in meinen Gedanken hervorbrachte. Für Goethe genügten einige wenige Ideen Spinoza's, um seinem Geiste Richtung zu geben. Spinoza wurde für ihn, was Kant für Schiller; nur daß dieser — ein charakteristischer Unterschied der beiden Geister — seinen Philosophen systematisch studirte und dessen Lehre systematisch zu reproduziren suchte.

Bei den spinozistischen Studien beschäftigte ihn ein dunkler Drang, mit dem Christenthum in's Reine zu kommen. Der Einfluß von Fräulein von Klettenberg brachte ihn in ein nahes Verhältniß zu der Brüdergemeinde, in der ihm Lehre und Leben der ersten Christen auf's Neue verwirklicht schien; mit seiner gewohnten Leidenschaftlichkeit studirte er ihre Geschichte und Lehre und schon ließ er volle Bekehrung hoffen, als die Entdeckung, eine wie weite Kluft zwischen ihnen lag, seine Zuneigung abkühlte. „Was mich von der Brüdergemeinde, so wie von andern werthen Christenseelen absonderte, sagt er, war dasselbe, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste

Gute an ihr zu finden, deßhalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Ueberzeugung war ich aufs innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheil bekannt hatte; aber ich dämmerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen."

All' dieser Streit um religiöse Meinungen konnte ihm indeß seine Liebe zu der heiligen Schrift und zu dem Stifter der christlichen Lehre nicht rauben; er bildete sich ein Christenthum zu eigenem Privatgebrauch, und da alles, was er mit Liebe in sich aufnahm, sich sogleich zu einer dichterischen Form anlegte, so ergriff er den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden, die sich ihm schon früh durch die Volksbücher eingeprägt hatte, episch zu behandeln. Wie er sich die Fabel gebildet und welchen Sinn er ihr untergelegt, erzählt er selbst: „In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu diesem hatte mir mein Dresdener Schuster die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet, und ihn durch eine Neigung zu Christo veredelt. Weil er nun, bei offener Werkstatt, sich gern mit den Vorübergehenden unterhielt, sie neckte und, auf Sokratische Weise, jeden nach

seiner Art anregte, so verweilten die Nachbaren und andre vom Volk gern bei ihm, auch Pharisäer und Sadduzäer sprachen zu, und begleitet von seinen Jüngern, mcchte der Heiland selbst wohl auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn blos auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserem Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eigenen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehen, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken: ein versammeltes Volk sei immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehen. Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen, und Christus selbst genöthigt sein würde, sich als Parteihaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sei. Da nun der Verlauf der Sache wie wir wissen erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt, und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sei nämlich, so gut als die klügsten der übrigen Anhänger, fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe

das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deshalb die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sei man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicher Weise wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigen Zustand zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert noch den Zustand des armen Exapostels, so daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen. Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt, und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hart verständiger Menschenart, die, wenn sie jemand durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt, und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst. Der Betroffene kommt

erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort und er beginnt seine Wanderung."

Ausgeführt hat Goethe diesen Plan nicht; er trug ihn lange mit sich herum und noch in Italien dachte er daran, ihn wieder aufzunehmen, aber es blieb eben beim Entwurfe, da zu dem innern Drange kein gestaltendes äußeres Erlebniß sich gesellte.

Noch ein anderer Gegenstand, der auch wohl eine sorgfältige Ausführung verdient hätte, beschäftigte ihn in dieser Zeit reichsten Strebens. Es war der Prometheus, über den er sich folgendermaßen ausspricht: „Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!" und wie oft hatte ich nicht schmerzlich aufseufzen müssen: „ich trete die Kelter allein." Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein produk-

tives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder ein Theil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühle recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur reproduziren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und seitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung, aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Stil hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei

meinem Charakter und meiner Denkweise. Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß. Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuern Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt, und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Composition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Litteratur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte."

Von diesem Prometheus besitzen wir nur ein Bruchstück, aber es ist ausgezeichnet genug, um uns mit Bedauern zu erfüllen, daß es unvollendet geblieben. Es ist ein Bruchstück wie der Torso des Theseus, genügend um die Größe des Künstlers zu zeigen, wenn auch der Beschauer nicht ganz befriedigt wird. Großartig im Entwurf, einfach im Stil, von tiefen Gedanken durchleuchtet, würde das Werk ein Muster der Anwendung eines antiken Symbols auf moderne Gedanken geworden sein, nicht die müßige Darstellung eines längstvergangenen Glaubens.

Mit dem Prometheus des Aeschylus hat der goethesche keine Aehnlichkeit. Der griechische Titan ist stolz auf seine That:

Bewußt gefrevelt hab' ich und bekenn' es laut!

allein er wehklagt zugleich über seine körperlichen und geistigen Leiden. Die ganze Tragödie ist ein wilder Ausbruch des Schmerzes. Mit den ersten Worten, die er ausspricht, wirft er seinen lauten Gram in die Lüfte; er ruft den göttlichen Aether an und die raschen beschwingten Winde, die Quellen der Ströme und die lachenden Wogen des Oceans, die allgemeine Mutter, die Erde, und das allsehende Auge, die Sonne, zu schauen, was er, ein Gott, erdulde. Und in den Schlußworten athmet dasselbe Gefühl; er trauert über die Qualen der Gegenwart und der Zukunft:

Schwerseufzend empfind' ich die jetzige Pein
Und die kommende Noth!

Der Titan bei Goethe äußert keine Klage. Sein Trotz ist nicht prahlerisch, aber unbezwinglich und erhaben. Seine Verachtung gegen Zeus gründet sich auf die Erkenntniß, daß auch dieser einer höheren Macht unterworfen ist — dem Schicksal.

„Geh!" ruft er,

Ich diene nicht Vasallen!

In dieser Beziehung gleicht er dem glorreichen Titanen wie ihn Shelley in seinem entfesselten Prometheus gezeichnet hat, der auf die Warnung Mercurs über die bevorstehenden Jahre des Elends ruhig und groß erwidert:

Vielleicht, daß kein Gedanke sie ermißt —
Allein sie gehn vorüber!

Darauf ruht seine Sicherheit. Er weiß, das Reich der Tyrannei muß enden, und er erwartet dieses Ende.

Auch bei Aeschylus weiß Prometheus freilich, daß Zeus fallen muß; er sieht seine eigne Befreiung voraus, und weil

er sie voraus sieht, ist er entschlossen, sein Schicksal zu tragen, wie er kann, „denn es ist vergeblich, gegen das Geschick zu kämpfen.“ Aber die Kenntniß des Ausgangs und die Philosophie, die ihn Ergebung lehrt, halten ihn dennoch nicht ab, zu klagen. Und dies ist ächt griechisch. Homer läßt selbst den verwundeten Mars vor Schmerzen schreien, und Sophokles füllt seinen Philoktet mit den Klagelauten des physischen Leidens; den Griechen waren unsre modernen Begriffe über das Weibische der Klage völlig fremd.

Der Prometheus Shelley's zeigt nie eine Schwäche. Er steht als das hohe Ideal des Dulders da: —

Die Ewigkeit des Schmerzes zu ertragen;
Verbrechen zu vergeben, finsterer
Als Nacht und Tod; der Allgewalt zu trotzen;
Zu lieben und zu harren, bis die Hoffnung,
Was sie ersehnt, aus seinem Grabe ruft;
Und nie zu wanken, nimmer zu bereun.

Das ist großartig; aber noch weit großartiger ist die Auffassung Goethe's, dessen Titan das Bewußtsein hat, daß er ein Gott ist und daß ihm, wenn er sich selbst nur treu bleibt, keine Gewalt seinen Besitz an Leben und thätiger Kraft verkümmern oder vernichten kann:

Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen;
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geschieden.

Epimetheus.

Wie vieles ist denn Dein?

Prometheus.

Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt.

Das ist eine tiefe Wahrheit, in ergreifender Weise ausgesprochen. Eine göttergleiche Energie offenbart sich nur im Schaffen; was wir hervorbringen, das sind wir; unsere Kraft findet ihr Maß an unserm bildenden Vermögen. Darum ist Prometheus' Verachtung gegen den Müßiggang und den Mangel der schöpferischen Thätigkeit bei den Göttern eben so tief wie unwandelbar.

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen Dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen steh'n
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, ihr Götter.
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,

Von Sclaverei?
Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben!

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und Deine?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

Siebenter Abschnitt.

Lili.

„Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet.“ So schrieb Goethe an die Gräfin Auguste von Stolberg, mit der er brieflich eines jener romantischen Freundschaftsverhältnisse angeknüpft hatte, wie sie fast alle berühmten Männer dann und wann im Leben schließen. Dieser Briefwechsel gehört zu den sprechendsten Belegen, die wir über seinen geistigen Zustand besitzen, und sollte von jedem gelesen werden, der den Ton seiner Selbstbiographie zu berichtigen wünscht. Vor allem ist er der Träger seiner hin- und herwogenden Gefühle für Lili, das Weib, das er nach seiner Versicherung gegen Eckermann mehr geliebt hat als irgend ein anderes. „Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten

waren mit jener ersten verglichen nur leicht und oberflächlich." Es giebt keine Versicherung Goethe's in Angelegenheiten des Gefühls, der ich einen bestimmteren Widerspruch entgegensetzen möchte. Ja, man könnte sich versucht fühlen, zu bezweifeln, daß er den Ausspruch wirklich gethan hat, wenn man nicht berücksichtigen müßte, wie leichtsinnig oft im Gespräche solche Aeußerungen über die Vergangenheit hingeworfen werden, und mit welcher eigenthümlichen Innigkeit ihn im höchsten Alter die Erinnerung an seine Jugendgefühle ergreifen mußte. Was ihn auch veranlaßt haben mag, jene Versicherung zu geben, sie läßt sich mit gutem Grunde bestreiten. Ich sehe keine Spur davon, daß er Lili mehr geliebt hätte als Friederiken; und wir werden später entschiedene Beweise finden, daß seine Liebe zu Frau von Stein und zu seiner Frau — wenigstens im Anfang — viel tiefer und nachhaltiger gewesen ist. „Meine Neigung zu Lili," sagte er zu Eckermann, „hatte etwas so Delicates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt, in der Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche, auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von Wahrheit und Dichtung lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als eine Liebe in Romanen."

Nun, der vierte Theil von Wahrheit und Dichtung ist in jedermanns Händen, aber man muß ein eigenthümliches Ahnungsvermögen besitzen, wenn man eine tiefe Leidenschaft darin entdecken will. Noch nie hat ein Dichter eine kältere Liebesgeschichte geschrieben. Es fehlt an jeder Erregung, um die Sprache zu erwärmen und die Darstellung zu verklären; es fehlt fast ganz an der Erinnerungskraft der Liebe, die alle

Einzelheiten zu einer fortlaufenden Geschichte verwebt; ja es wird einem schwer, die Geschichte überhaupt herauszufinden. Er scheint jeden Vorwand zu ergreifen, um die Erzählung durch allgemeine Betrachtungen oder durch Charakterzeichnung anderer Personen zu unterbrechen; er redet von sich selbst als „dem Jünglinge, von dem wir uns unterhalten!“ — er spricht von Lili und ihrem Kreise in der oberflächlichsten Art, und die Gefühle, die ihn bewegten, muß man zwischen den Zeilen lesen.

Es ist indessen sehr richtig, daß die Liebe, die hier gezeichnet wird, von der Liebe in Romanen verschieden ist. In Romanen wird, bis zu welchem Grade der Tollheit auch die Schriftsteller das Ideal ihrer Leidenschaft erhöhen mögen, wenigstens durchweg die eine Wahrheit gepredigt, daß wir Leib und Leben, Herz und Geist, alle Wünsche und Zwecke, allen Ehrgeiz und alle Klugheit für die Liebe opfern, daß wir unser ganzes Sein mit dem des Andern verschmelzen müssen, um in der Vereinigung über uns selbst erhoben zu werden. Lieben heißt einen Genossen der Seele wählen und mit ihm die gefahrvollen Schluchten und verworrenen Pfade des Lebens durchwandern; sich gegenseitig unterstützen, wenn Abgründe den Weg umstarren, sich gegenseitig ermuntern, wenn er rauh und mit Hindernissen überdeckt ist, und sich mit einander freuen, wenn reiche, weite Flächen und sonnige Abhänge das Reisen zur Wonne machen und in der stillen Ferne den Ruheplatz blicken lassen, dem wir alle in dieser Welt zustreben.

Es war nicht eine solche Vereinigung, die er bei Lili suchte; es war nicht eine solche Hingebung seines Wesens

die ihm ihre Liebe zu einem so ruhelosen Glücke machte. Während dies sechzehnjährige Kind, in aller Unbarmherzigkeit ihrer Mädchenschönheit, im stolzen Bewußtsein ihrer Macht sein unbeständiges Herz mit den Lockungen leidenschaftlicher Sehnsucht in Fesseln schlug, ließ sie seine Seele unberührt, wie sich aus der folgenden Erzählung zur Genüge ergeben wird.

Anna Elisabeth Schönemann, als Lili unsterblich geworden, war die Tochter eines großen Banquiers in Frankfurt, der in dem glänzenden Stil eines Handelsfürsten lebte. Sie war sechzehn Jahr alt, als Goethe sich in sie verliebte. Das Alter ist bezeichnend. Es war ungefähr das Alter Friederikens, Lotte's, Anna Sibylla's und Maximilianens; ein Alter, wo die Mädchen einen Zauber der Gestalt und des Reizes, der Schönheit und der Frische besitzen, den auch der nicht leugnen wird, der die höheren Vorzüge eines entwickelten Weibes vollkommen empfindet. Es ist Poesie in diesem Alter, aber keine Tiefe, keine Durchbildung des Charakters. Man denke sich den weltumfassenden Geist des Verfassers eines Götz, eines Faust, eines Prometheus, eines Mahomet zugesellt dem Geist eines sechzehnjährigen Mädchens.

Auch war Lili's Charakter keine Ausnahme von der Regel. Jung, graziös und reizend, war sie eine entschiedene Kokette. In der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, in einer jener anmuthigen Stunden, wo die Selbstsucht sich aufschließt und die Liebenden stolz darauf sind, ihre Fehler zu bekennen, (natürlich nicht ohne auf edlere Eigenschaften hinzudeuten) erzählte ihm Lili die Geschichte ihres Lebens; erzählte ihm, wie flatterhaft sie gewesen; erzählte ihm endlich, daß sie auch

an ihm ihre Künste versucht und die Strafe gefunden habe, indem sie selbst umstrickt worden sei. Armida fand sich ihrerseits in Rinaldo's Fesseln, aber Rinaldo folgte ihr in die Zaubergärten, mehr aus Neugierde und Lust des Abenteuers als aus Liebe.

Es lag ein wesentlicher Gegensatz in ihren Lebensverhältnissen. Zu der vornehmen Gesellschaft in dem Hause des Banquiers paßte der wilde Jüngling durchaus nicht, dessen Gedanken der Natur und der schrankenlosen Freiheit zugewandt waren. „Wenn Sie sich, meine Liebe," schreibt er an Auguste von Stolberg, „einen Goethe vorstellen können, der in galonirtem Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosem Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe."

Das nachstehende Gedicht schildert Lili's Zauberkraft und sein eigenes Unbehagen.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
  Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
  In der öden Nacht?
Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
  Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen
  Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei soviel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur.

Der wahre Goethe wird von ihm selbst in seinem Briefe an die Stolberg ganz anders gezeichnet. „Aber nun giebt's noch einen, der im grauen Biberfrack und dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will." Hier klingt die echte Saite an. Zur Poesie geboren, aber nicht geschaffen, sein Leben in Ballsälen und in den Bemühungen

um eine schöne Blondine hinzubringen, die mit ihm und andern kokettirt, fühlt er, seine Leidenschaft sei eine Thorheit. Wenn aber ein Mann das fühlt, dann „mag ihn wohl Cupido auf die Schulter geklopft haben, aber ich stehe dafür, daß sein Herz noch gesund ist.“ Man lese das folgende Gedicht und sehe ihn darin mit sich kämpfen:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch' ein fremdes neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist Alles was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nur auf ihre Weise.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

Lili kokettirte, und ihre Koketterie scheint seine Leidenschaft auf einige Zeit abgekühlt zu haben, obwohl sie sie wieder zu entflammen wußte. Sie behandelte ihn, wie er das arme Käthchen in Leipzig behandelt hatte; und wie er in Leipzig seine Erlebnisse in der „Laune des Verliebten" dramatisirt, so dramatisirte er hier die neue Erfahrung in einem Singspiel, Erwin und Elmire, worin die Gefallsucht einer Geliebten den Liebhaber zur Verzweiflung bringt, — eine Warnung für Lili, die wie es scheint nicht ganz ohne Wirkung blieb.

Nicht allein von ihrer Unüberlegtheit, sondern auch von den Ueberlegungen der beiderseitigen Eltern hatte er zu leiden. Die Heirath konnte keinem der beiden Häuser zusagen. Die Tochter des Banquiers, hoffte man, sollte in eine reiche oder adlige Familie heirathen; ein Dichter, der einem zwar wohlhabenden, doch keineswegs hervorragenden Hause angehörte, war nicht gerade der Bräutigam, den man sich wünschte. Auf der andern Seite war der stolze und steife alte Rath durchaus nicht glücklich in der Aussicht, eine elegante Weltdame zur Schwiegertochter zu bekommen. Cornelia, die ihren Vater und sein pedantisches Wesen kannte, schrieb mit Heftigkeit gegen die Verlobung. Merck, Horn und andere Freunde waren einer so ungleichen Verbindung aufs entschiedenste entgegen. Aber diese Versuche, die Liebenden zu trennen, dienten natürlich nur dazu, sie um so enger zu vereinigen.

Ein gewisses Fräulein Delf wußte die Einwände zum Schweigen zu bringen und die Zustimmung beider Familien zu erlangen. „Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierig-

keiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, — genug, sie trat eines Abends zu uns und brachte uns die Einwilligung. Gebt euch die Hände, rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischem Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme." Eine förmliche Verlobung scheint nicht stattgefunden zu haben. Ueberhaupt veränderte, soviel man sieht, die erlangte Einwilligung die Ansichten der Freunde und Verwandten in keiner Weise. Je näher die Heirath rückte, desto unmöglicher erschien sie. Für Goethe genügte, nachdem die erste Aufwallung der Freude vorüber war, der bloße Gedanke der Heirath, um ihn unbehaglich zu machen und sein Gefühl für die Ungleichheit der Verhältnisse zu schärfen. Die Ankunft der beiden Grafen Stolberg, ihr Vorschlag, sie auf einer Reise durch die Schweiz zu begleiten, gab ihm eine Entschuldigung, um sich von seiner Braut loszureißen; „es kam darauf an, einen Versuch zu machen, ob er Lili entbehren könne."

Ehe wir ihn auf dieser Reise begleiten, müssen wir noch einen Blick zurückwerfen und einige Einzelheiten über seine Lebensweise nachholen, die bei der Darstellung des Verhältnisses mit Lili übergangen worden sind. Die Vormittage waren der Poesie geweiht, die Mittagsstunden der Rechtswissenschaft. Poesie war die Lebensluft für sein Herz. In ihr suchte er Zuflucht gegen die Last unerträglicher Widersprüche. „O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zu Grunde," schreibt er an Auguste von Stolberg. Unter

diese Dramen gehört Stella, für die der Buchhändler, wie wir aus einem Briefe von Merck erfahren, zwanzig Thaler bot. Welch' einen Einblick gewährt uns das in den Zustand der Literatur: dem Verfasser zweier staunenswerther und allverbreiteter Werke wird für ein Drama in fünf Acten eine so geringe Summe geboten! Der arme Schiller war später froh, Geschichtswerke schreiben und Memoiren übersetzen zu können, bei denen der Bogen mit fünf bis acht Thalern bezahlt wurde.

In Stella kann ich keine persönlichen Lebensbeziehungen entdecken, und vielleicht liegt in der Abwesenheit dieses Elements die Schwäche des Drama's. Ein armseligeres Werk ist nie von einem großen Dichter geschaffen worden, obwohl es nicht an Kritikern gefehlt hat, die auch in ihm die Hand des Meisters haben erkennen wollen. Es ist die alte Geschichte vom Grafen von Gleichen und seinen zwei Frauen. Fernando hat seine Gattin verlassen und ein Verhältniß mit Stella angeknüpft; aber das Eigenthümliche der Umstände liegt darin, daß er Cäcilie (seine Gattin) aus keinem begreiflichen Grunde, ja selbst ohne seine Liebe zu ihr aufzugeben, im Stiche läßt. Er hat jeden denkbaren Grund, sie als die Mutter seines Kindes und als ein reines, tugendhaftes Weib zu achten und hochzuhalten; aber er flieht von ihr hinweg, wie ein Feigling, und flüchtet sich zu einer leidenschaftlicheren Natur, weil diese ihn statt der ruhigen Neigung seines Weibes die Entzückungen der Leidenschaft genießen läßt. Die beiden Frauen begegnen sich und entdecken ihre Liebe für denselben Mann.

Hier ist ein schöner dramatischer Conflikt gegeben. Auf

der einen Seite sieht Fernando die Pflicht in der Gestalt eines edlen, leidenden Weibes und einer anziehenden Tochter; auf der andern die Leidenschaft in der Gestalt einer zauberisch reizenden Geliebten. Aber Goethe hat aus diesem reichen Vorwurf wenig gemacht. Er zeigt uns die verächtliche Schwäche des hin und her schwankenden Ferdinand, ohne den Gegenstand großartig zu entwickeln. Da ich niemandem empfehlen kann, das Stück zu lesen, so führe ich die beiden meisterhaften Stellen an, die es enthält. Von großer Zartheit ist die Bemerkung:

„Wir Weiber glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst, warum sollen wir nicht betrogen werden“.

Auch das Folgende ist allerliebst. Fernando kehrt nach langer Abwesenheit zu Stella zurück, und sie sagt zwischen ihren Liebkosungen:

Stella. Daß man euch so lieb haben kann! Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verursacht.

Fernando (ihre Locken streichelnd). Ob du wohl graue Haare davon gekriegt hast? Es ist dein Glück, daß sie so blond ohne das sind. — Zwar ausgefallen scheinen dir keine zu sein. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren und sie rollen tief herunter. Er wickelt seinen Arm darein und ruft:) Rinaldo wieder in den alten Ketten!

Die Maler klagen so oft über Mangel an Gegenständen; will keiner sich hieran versuchen?

Ursprünglich löste sich der Knoten in diesem „Schauspiel für Liebende,“ wie es betitelt war, durch eine romantische Doppelehe. Ferdinand steht auf dem Punkte, mit Cäcilien

zu fliehen, zu seiner Pflicht zurückzukehren, da entschließt sich seine Frau aus Mitgefühl für Stella's Lage, wenn Ferdinand sie verlassen sollte, ihre ehelichen Ansprüche aufzuopfern und — seinen Besitz mit Stella zu theilen. Der Vorhang fällt, indem er beide umarmt und ausruft: „Mein, mein!"

Das rief nun lebhaften Widerspruch hervor. Das Stück ward als eine Vertheidigungsschrift für die Bigamie verschrieen. Das Publikum fühlte dunkel, daß damit das Problem nicht gelöst und dieser Schluß ein wenig lächerlich sei. Noch weniger befriedigend erscheint indeß, wenn man alles erwägt, die Katastrophe, die bei der Aufführung des Stücks in Weimar hinzugefügt wurde und die sich jetzt an der Stelle der früheren in den gesammelten Werken vorfindet. Unfähig, Stella zu verlassen, und gleich unfähig, sein Weib zu verlassen, weint hier Ferdinand mit beiden und erschießt sich, während Stella sich vergiftet. Das heißt die Schwierigkeit nicht lösen, sondern ihr aus dem Wege gehen.*)

Neben Stella scheint er am Faust gearbeitet und die Oper Claudine von Villa Bella, einige Stücke für Lavaters Physiognomik und verschiedene kleinere Gedichte geschrieben zu haben.

Die Stolbergs, mit denen er die Reise in die Schweiz unternahm, waren glühende Bewunderer Klopstocks und gehörten zu der Klasse der wilden Genies, die allen Regel-

*) 1798 erschien in England eine schwache Uebersetzung der Stella und gab den Anlaß zu Canning's vortrefflicher Caricatur,

zwang verachteten. Sie haßten eingebildete Tyrannen, beleidigten friedliche Bürger durch ihr fortwährendes Zurückgehen auf einen erträumten Naturzustand und setzten gefühlvolle Seelen durch ihre hochgespannten Ideen von Freundschaft in Erstaunen. Merck war unbarmherzig in seinem Spott und seinen Warnungen; er konnte den Gedanken, daß Goethe mit diesen „Burschen" reisen sollte, nicht ertragen. Aber Goethe hatte zu viel verwandte Teufelei in sich, die sich gelegentlich Luft machte, um das tolle Spiel seiner Genossen zu stören; nur als sie, nachdem sie über alle sonstigen Regeln der Gesellschaft sich hinweggesetzt, auf den Einfall kamen, unter freiem Himmel zu baden, wurde auch ihm die Sache etwas bedenklich. Hatte „die Natur" gegen nackte Jünglinge im hellen Sonnenschein nichts zu erinnern, was brauchte „der alte Zopf" sich zimperlich wegzuwenden und sich entrüstet zu stellen? Indessen „der Zopf" war so wenig ein Bewunderer des Nackten, daß die Kinder der

---

„die Abenteurer", die jedem Leser seines „Antijacobiners" bekannt ist. Zu den lächerlichen Stellen dieser Parodie gehört das berühmte Gelübde der Freundschaft:

Mathilde. Ein plötzlicher Gedanke ergreift mich. Lassen Sie uns ewige Freundschaft schwören.

Cecilie. Lassen Sie uns auf immer bei einander bleiben.

Dies ist wirklich nur eine sehr geringe Abweichung vom Original.

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf. — Wir wollen einander das sein, was sie uns hätten werden sollen! Wir wollen beisammen bleiben! — Ihre Hand! — Von diesem Augenblicke an laß' ich Sie nicht.

Natur mit einem Steinhagel begrüßt wurden; eine Art von Kritik, die sie, wenn auch nicht zu einer Aenderung ihrer Ansichten, doch zu einer Aenderung ihres Betragens veranlaßte.

Als ächte Kinder des Genius hausend, durchlebten sie wilde und fröhliche Zeit. Sie tranken die Gesundheit von Stolbergs Geliebten und zerschmetterten die Gläser an der Wand, damit sie nach einer so erhabenen Weihe von keinem Munde wieder berührt würden; eine Heldenthat, die bei der Aufführung in der Rechnung am nächsten Morgen bedeutend an ihrem Glanze verloren hatte. Die Reise braucht uns nicht länger aufzuhalten. Nur zwei Besuche Goethe's verdienen Erwähnung; einer bei Karl August, der damals in Karlsruhe die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise traf und ihn dringend nach Weimar einlud; der andere bei seiner Schwester Cornelia, die ihm alle Bedenken gegen die Verbindung mit Lili auf's ernstlichste vorhielt. „Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt." Das Bild Lili's verfolgte ihn zwischen den reizenden Naturscenen der Schweiz:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Ihr Bild war es, was ihn an die Heimath fesselte. Sein Vater hatte immer gewünscht, er solle Italien sehen, und drang nun mit doppeltem Eifer darauf, um ihn von Lili zu trennen. Doch — „die Lombardei und Italien", sagt der Dichter, „lagen als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlicher einheimischer Aussichten, und sei es nur gestanden, das, was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldenes Herzchen, das ich in schönster Stunde von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bande, an welchem sie es anknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es."

Bei der Rückkehr nach Frankfurt erfuhr er, daß Lili's Freunde seine Entfernung benutzt hatten, um ihre Treue zu erschüttern und sie zu einer Trennung zu bewegen, indem man nicht ohne Grund seine Abwesenheit als Beweis von Lauheit geltend machte. Doch Lili blieb fest; es hieß, sie habe sich bereit erklärt, mit ihm nach Amerika zu gehen. Eine Stelle der Lebensbeschreibung ist der Anführung werth als Probe jener Liebe, die, „so ganz anders als die Liebe in Romanen", seiner Erzählung eine besondere Färbung gegeben haben soll. Sie bezieht sich auf diese Bereitwilligkeit Lili's, ihm nach Amerika zu folgen. „Eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritt von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung."

Er war während dieser Monate unruhig und unglücklich, denn er war weder stark genug sie aufzugeben, noch verliebt genug, um sie zu heirathen; eifersüchtig auf die, welche sie umgaben, durch ihre Kälte verletzt, ward er immer von neuem durch ihre Zärtlichkeit hingerissen. Es gab Augenblicke, wo vergangene Tage noch einmal wiedergekehrt schienen, bis sie plötzlich wie Geister wieder versanken. Das Gedicht „Lili's Park“ spricht seinen Ingrimm über die Gesichter aus, von denen er sie umgeben sah. Der Bär in der Menagerie ist er selbst.

Bei der Kunst Beruhigung suchend, begann er die Tragödie Egmont, die er viele Jahre später in Italien vollendete. Es war ein Werk, das mehr Ruhe verlangte, als er in seinem damaligen Zustande finden konnte. Dieser Zustand war krankhaft; eilen wir daher zum Schluß einer Episode, die zwischen allen Schwankungen des Gefühls mit stetigem Gang einem Ende zustrebte, das sich unschwer voraussehen ließ. Die Verlobung ward zurückgenommen. Er war wieder frei. Frei, aber nicht glücklich. Sein Herz schmachtete noch immer nach ihr, mehr, weil in seiner Natur ein Bedürfniß der Liebe lag, als weil sie das Weib gewesen wäre, das zu seiner Lebensgefährtin gepaßt hätte. Er streifte Nachts um das Haus, in den Mantel gehüllt, zufrieden, wenn er ihren Schatten an den Vorhängen erkennen konnte, während sie sich im Zimmer bewegte. Eines Abends hörte er sie am Klavier singen. Das Herz schlug ihm, da er sein eigenes Lied vernahm:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?

das Lied, das er in der Morgenzeit ihres Glückes geschrieben hatte! Die Stimme schwieg. Sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab, nicht ahnend, daß der Geliebte von leidenschaftlicher Qual zerrissen unter ihrem Fenster stand.

Zur gelegensten Zeit erschien ein Besuch in Frankfurt, der seinen unstäten Gefühlen die entscheidende Richtung gab. Es war im September. Karl August, eben vermählt auf dem Wege nach Weimar, drang nochmals in ihn, auf einige Wochen an seinen Hof zu kommen. Die rasche Zuneigung, die zwischen dem Fürsten und dem Dichter entsprungen war, das Verlangen etwas von der großen Welt zu sehen, der Drang, Frankfurt zu verlassen, — alles vereinigte sich, ihn zu eifriger Annahme der Einladung zu bestimmen. Sein Vater rieth ihm ab; er fand es unpassend für den Bürgerlichen, mit Fürsten umzugehen, und die Erfahrung, die kurz vorher Voltaire mit Friedrich dem Großen gemacht hatte, schien ihm auf ein Ende mit Schimpf und Schande hinzuweisen, dem man höchstens durch knechtische Unterwerfung entgehen könne. Indessen seine Einwilligung ward zuletzt erzwungen, und Goethe verließ das väterliche Haus für immer.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Die Genieperiode in Weimar.

1775 bis 1779.

Welch' ein erhabener Fremdling erscheint auf unseren Fluren?
Welch' ein Gesicht! wie gewaltig die Brust! wie mächtig die Schultern!
Wahrlich ich täusche mich nicht, er gehört zum Stamme der Götter.

Virgil.

„Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot."

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Weimar im achtzehnten Jahrhundert.

Es war am siebenten November 1775, als Goethe, sechsundzwanzig Jahre alt, in der Hauptstadt des kleinen Fürstenthums eintraf, das sein langjähriger Aufenthalt mit unsterblichem Ruhm verherrlichen sollte. Man darf den äußern Umfang dieses Fürstenthums nicht zum Maßstabe seines Ranges machen. War doch auch jenes Athen, mit dem sich Weimar so gern vergleichen läßt, nur ein Punkt auf der Oberfläche Europas, ein Fleckchen Erde, um einige zwanzigtausend freie Männer zu ernähren, die nicht nur die Herrschaft ihrer Waffen von Euboea zum thracischen Bosporus ausbreiteten, sondern auch ihre Schöpfungen in Literatur, Kunst und Philosophie als ewige Muster für die gebildete Welt hinterließen. Die Einkünfte des Ländchens sind so lächerlich gering, daß, wie ich aus guter Quelle weiß, der Großherzog öfters einen Diamantring oder eine Dose verkauft hat, um einen armen Dichter oder Künstler zu unterstützen; aber um so staunenswerther ist es, welchen Einfluß sich ein Staat von so beschränkten Mitteln zu erwerben wußte. Nächst dem Hofe von Berlin giebt es keinen,

auf den die deutsche Nation so stolz ist, wie auf den von Sachsen-Weimar.

Es ist vor allen Dingen nothwendig, sich von der neuen Heimath des Dichters einen bestimmten Begriff zu bilden, wenn man sein Leben völlig verstehen will.

Weimar ist eine alte Stadt an der Ilm, einem kleinen Flüßchen, das im thüringer Walde entspringt und sich einige Stunden unterhalb Jena in die Saale ergießt; einem Flüßchen, das keine Schifffahrt zu haben scheint, außer der der Enten, und das sich friedlich durch liebliche Thalgründe hinwindet, außer in der Regenzeit, wo es von Gebirgswassern anschwillt und seine Ufer überfluthet. Die Stadt liegt im Ilmthal höchst anmuthig, etwa achthundert Fuß über dem Meeresspiegel.

Beim ersten Anblick erscheint Weimar mehr wie ein Dorf, das an einen Park stößt, als wie eine Hauptstadt mit einem Hofe und Zubehör. Es ist so still, so bescheiden und hat, obgleich von alterthümlicher Bauart, doch nichts von dem Malerischen, woran sich das Auge in den meisten alten deutschen Städten entzückt. Die steinfarbigen, hellbraunen oder apfelgrünen Häuser haben spitzzulaufende Dächer, allein man sieht keine wundersamen Giebel, keine Spiele der architektonischen Phantasie, kein Gemisch verschiedener Stilarten, wie sie anderswo den Reisenden fesseln. Man lernt seine stillen, einfachen Straßen und freundlichen Fußwege lieben; sie sind ein passender Schauplatz für die einfachen Menschen, welche sich über die Scene bewegen; aber man muß erst einige Zeit dort gelebt haben, um den Reiz zu entdecken.

Der Anblick, den es darbot, als Goethe hinkam, war natürlich von dem jetzigen sehr verschieden; die Hauptzüge des Bildes lassen sich noch wiedergeben. Zunächst standen die Stadtmauern noch; Thore und Fallgatter erinnerten an die Zeiten der Fehden. Innerhalb dieser Mauern gab es sechs- bis siebenhundert Häuser, nicht mehr; die meisten davon sehr alt; darin lebten etwa siebentausend Einwohner, — die Mehrzahl davon nicht hübsch. Die Stadtthore wurden streng bewacht. Niemand durfte mit Karren oder Wagen hindurch, ohne seinen Namen in das Wachtbuch einzutragen; selbst Goethe, der Minister und Günstling, konnte sich dieser lästigen Förmlichkeit nicht entziehen; in einem seiner Briefe ersucht er Frau von Stein, allein auszugehen und ihn vor dem Thore zu treffen, damit ihr gemeinsames Ausgehen nicht bekannt werde. Sonntags während der Predigt ward eine Kette über sämmtliche zur Kirche führende Straßen gezogen, um den Durchgang abzusperren. Nachts war es in diesen schweigenden Straßen sehr unsicher, denn war auch die Gefahr von Straßenräubern nicht groß, so mußte man dafür in steter Besorgniß sein, in einem der vielen Löcher ein Bein zu brechen, da die Idee, die Straßen zu beleuchten, den Thüringern noch nicht in den Sinn gekommen war. Im Jahre 1685 wurden die Straßen von London zuerst mit Lampen versehen, und in Deutschland, zumal in dem kleinen Weimar, kannte man damals (1775) noch keine Straßenbeleuchtung.

Das Schloß, welches jetzt drei Seiten eines Rechtecks einnimmt und einen wahrhaft königlichen Anblick gewährt, lag bei Goethe's Ankunft in Asche. Das herzogliche Paar

bewohnte das gegenüberstehende Fürstenhaus. Der Park war noch nicht da. An seiner Stelle befand sich der „welsche Garten", ein Garten im Geschmack von Versailles, mit Bäumen, die in verschiedene Gestalten ausgeschnitten waren, mit viereckigen Beeten, Canälen, Brücken und einem babylonischen Wendelthurm, die Schnecke genannt, wo man zusammenkam, um Musik zu hören, Punsch zu trinken und Kuchen zu essen. Links an diesen Garten stieß der Grundstamm des gegenwärtigen Parks und ein waldiges Gebiet, das sich bis nach Oberweimar erstreckte.

Das Weimarsche Land hat keinen Handel, keine Fabriken, kein politisches, selbst kein theologisches Leben. Man wird sich erinnern, daß dieser Theil von Sachsen die Heimath und der Zufluchtsort des beginnenden Protestantismus war. Nur wenige Meilen von Weimar entfernt steht die Wartburg, wo Luther, als Junker Georg verkleidet, in aller Ruhe seine Bibel übersetzte und, ein rüstiger Kämpe wie er war, dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf warf. Auf dem Markte in Weimar stehen noch heutzutage zwei Häuser, aus deren Fenstern Tetzel seinen Ablaß verkündigte und Luther in feurigem Zorn dagegen donnerte. Die Wahrzeichen des religiösen Kampfes sind noch da, aber sie rufen nicht mehr zur Fortsetzung des Krieges auf; das Feuer ist ausgebrannt und vielleicht in keiner Stadt Europa's ist die Theologie so friedfertig, die Polemik so vollständig verstummt. Die Wartburg erhebt noch immer ihre malerischen Zinnen, und Luther's Zimmer wird noch von Tausenden besucht, allein man kann es als ein Symbol des gegenwärtigen Zeitgeistes betrachten, daß die Halle der Minnesänger in höherem Glanze, als sie

je besessen, wiederhergestellt wird, während Luthers Reliquien einfach erhalten werden. Die lutherische Theologie zerbröckelt, sowie der berühmte Dintenfleck unter den Messern der Besucher allmälig verschwunden ist, aber das Sängerthum, auf welches Deutschland so stolz, empfängt täglich neue Ehren und Huldigungen.

Die Poesie ist Weimars Ruhm. Dem entsprechend liegt seine Schönheit nicht in großartigen Kirchen, in malerischen alten Gebäuden, sprechenden Darstellungen des Mittelalters, sondern in der stillen Lieblichkeit seines reizenden Parks. Der Park steht im Vordergrunde des Gemäldes und steigt in jeder Erinnerung zuerst empor. Wer je das Glück genossen hat, seine sonnigen Wege und labyrinthischen Schatten zu durchwandern, seine tausendfachen Schönheiten in der Fülle des Sommers, die ergreifenden Gegensätze der Farben im Spätherbste zu beobachten, der wird es nicht mehr räthselhaft finden, wie Goethe zufrieden sein konnte, sein Dasein in diesem Städtchen hinzubringen. Der Park ist fast ganz seine Schöpfung und da er in seinem Leben eine wichtige Stellung einnimmt, so verdient er hier mehr als eine flüchtige Erwähnung.

Südwärts vom Schlosse fängt er an; weder Mauer noch Eisengitter, weder Schildwache noch Thürsteher, die uns möglicherweise den Eintritt verwehren könnten; treten wir ein und sehen uns um. Wir können ungestört lustwandeln, im Thau des Morgens und im Schweigen des Mondlichts, als wären wir in unserm eigenen Garten. Das Land streckt sich stundenweit ohne Abgrenzung hin; Park und Kornfelder bilden ein einziges freundliches Ganzes.

Kommen wir durch das Schloßthor herein, so führt uns ein gewundener Pfad rechts zur Belvedere-Allee, einer prachtvollen Doppelreihe von Kastanien, die sich über eine halbe Stunde lang von der neuen Straße bis zum Sommer-Palast Belvedere erstreckt. Sie bietet einen schattigen Spaziergang durch die ganze Länge des Parks, der im Sommer durch seine Kühle anzieht, im Herbst das schöne Ansehen eines Laubganges von Goldbäumen trägt. Sie endet in den Gärten von Belvedere, dessen Park gleichfalls vortrefflich angelegt ist und von den Weimaranern als Vergnügungsort benutzt wird.

Bleiben wir, statt in die Belvedere-Allee zu treten, innerhalb des Parks, so liegen so viele Wege vor uns, daß die Wahl schwer wird. Gehen wir über die Sternbrücke, die vom Schlosse hinüber führt. Wir wenden uns zur Rechten und schreiten unter mächtigen Bäumen hin, zwischen denen

Ein sanfter Bach die ganze Nacht
Im süßen Monat Mai
Den träumerischen Wipfeln singt
Die leise Melodei.

Wir erreichen die breite Straße, die nach Ober-Weimar führt. Auf dieser Straße, die eine von der Ilm bewässerte Wiese begrenzt, kommen wir an Goethe's (später zu beschreibendem) Gartenhause vorbei, überschreiten, rund um die Wiese biegend, eine zweite Brücke und betreten einen Pfad, den malerisch gruppirte Bäume überschatten — die ernste Fichte, die Buche, deren silberweißer Stamm durch sein dunkles Moos noch glänzender erscheint, die Trauerbirke mit ihren

zarten luftigen Formen, die Platane, die Ulme, die Kastanie, die Eberesche, deren schimmernde Beeren wie Korallengehänge gegen den tiefblauen Himmel abstechen. Die eine Seite dieses Weges ist steil und wird durch moosbedeckte Felsmassen gebildet; auf der andern fließt die Ilm. Wenige Schritte von der Brücke, die uns hergeführt, steht das Borkenhaus, eine Einsiedlerhütte, die Goethe zu einem Geburtstage der Herzogin aufgebaut hatte, und die später der Lieblingswohnsitz des Herzogs wurde. Sie ist nur zwanzig Fuß lang und vierzehn Fuß breit, völlig aus Holz gebaut und mit Baumrinde belegt; mitten unter Bäumen lehnt sie sich an einen Felsen; eine hölzerne Gallerie, zu der man auf rohen Holzstufen hinaufsteigt, läuft rings um sie her. Wo ist der Fürst, der heutzutage in einer solchen Hütte leben möchte? Wo sind die Minister, die darin Staatsrath halten würden? Und doch, Karl August lebte hier allein, glücklich, dem Zwang der Etikette und den ermüdenden Festen eines kleinen Hofes zu entrinnen. Hier verhandelte er Staatsgeschäfte, die wenn sie für die europäische Politik keine Bedeutung hatten, für ihn nicht weniger wichtig waren; hier badete er in der Ilm, die unter dem Hause hinfließt; hier konnte er das Haus seines Dichters sehen und ihm über den Park hin telegraphiren. In diesem einzigen Zimmer, das zugleich Speisesaal, Conferenz-, Studir- und Schlafzimmer war, lebte der mannhafte Herzog ganze Monate lang allein.

Vom Borkenhause führt uns eine kleine steinerne Treppe zu einer künstlichen Ruine, und von da ein schmaler gewundener Fußsteig zu einem Steindenkmal, das als Veranlassung

einer Sage von Interesse ist. Es ist eine antike Säule, vier Fuß hoch, um die sich eine Schlange windet, welche im Begriff steht, die oben hingestellten Opferkuchen zu verzehren; es trägt die Inschrift: „dem Genius des Ortes.“

Ich will den Leser nicht damit ermüden, daß ich ihn ganz durch den lieben Park schleppe, dessen Anschauung durch die Beschreibung doch nicht zu ersetzen ist; für den gegenwärtigen Zweck genügt es, hinzuzufügen, daß, wie der Sommerpalast Belvedere mit Weimar durch die Kastanienallee verbunden ist, so auch der Park des Sommerschlosses Tiefurt mit Weimar durch ein dichtbelaubtes Gehölz, das Webicht, zusammenhängt. Dies Tiefurt ist ein lilliputisch kleiner Ort, ein wahres Wunder von Kleinheit. Der Park, den ein Arm der Ilm durchfließt, ist klein, aber malerisch; der obere Stock des Schlosses ist ein Labyrinth von winzigen Zimmern, manche so eng, daß man, mit dem Rücken an die eine Wand gelehnt, die gegenüberstehende mit der Hand erreichen kann. Hier lebte die Herzogin Amalie.

„Ich bin seit funfzig Jahren hier,“ sagte Goethe zu Eckermann, „und wo bin ich nicht überall gewesen? aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt.“ Der Fremde mag sich wundern, worin der Zauber lag; aber wenn man in Weimar lebt, so entdeckt man das Geheimniß. Ein wesentlicher Reiz liegt in den Umgebungen. Da ist zuerst Ettersburg, mit seinem Schlosse, seinem Park und seinen Wäldern, kaum eine Stunde von der Stadt. Da ist Berka mit seinem reizenden Thal, ein paar Stunden entfernt, ein Lieblingsplätzchen für jeden Fußgänger. Ein wenig weiter ab liegt Jena und sein entzückendes Thal, von dessen Höhen man

auf den düsteren Ort herabsieht, der durch so manche hellklingende Namen berühmt geworden ist. Jena war für die Wissenschaft, was Weimar für die Poesie. Da waren im Laufe der Jahre Männer versammelt, wie Griesbach, Paulus, Baumgarten-Crusius, Danz für die Theologie; Schelling, Fichte, Hegel, Reinhold, Fries für die Philosophie; Loder, Hufeland, Oken, Döbereiner für die Naturwissenschaften; Luden, Schulz und andere für die Geschichte. Auch die Schlegels und die Humboldts haben dem Städtchen ihren Glanz geliehen. Nächst Jena sind dann Ilmenau, Eisenach, die Höhen des thüringer Waldes und sein Saalthal zu nennen: ein Kreis von Schönheiten, um auch den ruhelosesten Wanderer zu fesseln.

Nachdem wir so die Hauptzüge des Ortes aufgefaßt haben, wird es passend sein, auch dem Charakter der Zeit einige Aufmerksamkeit zu schenken, um die Welt, in der der Dichter lebte, ganz zu verstehen. Das ist nicht ohne Mühe. Die Bücher über Goethe sind zahllos; aber es ist kein einziges darunter, das über die äußeren Verhältnisse, in denen er sich bewegte, den gewünschten Aufschluß gäbe.

Wir müssen daran erinnern, daß wir uns mitten im achtzehnten Jahrhundert befinden. Die französische Revolution zieht erst ihre Kräfte zusammen; fast zwanzig Jahre müssen noch verfließen, ehe der Sturm zum Ausbruch kommt. Die Kluft zwischen dieser Zeit und der unsrigen ist weit und tief. Jede Einzelheit bestätigt das. Um mit der Wissenschaft — dem Leitsterne der allgemeinen Bildung — anzufangen, so genügt die Bemerkung, daß eine Chemie noch nicht vorhanden war. Hinreichender Stoff war allerdings da,

aber das, was die Wissenschaft zur Wissenschaft macht, die Sicherheit der Berechnung, die sich auf genaue Messung gründet, fehlte, und die Alchymie behauptete noch ihren Platz unter den kämpfenden Theorien. Goethe beschäftigte sich in Frankfurt mit Forschungen nach der „jungfräulichen Erde.“ Nach dem Stein der Weisen ward noch vielfach und eifrig gesucht. Im Jahre 1787 sandte Semler der Akademie in Berlin seine Entdeckung ein, daß das Gold sich in einem gewissen flüchtigen Salze erzeuge, wenn man es feucht und warm halte. Klaproth prüfte dies im Auftrage der Akademie und fand in der That ein Goldblättchen darin, — welches Semler's Bedienter hineingesteckt hatte, um seinen gläubigen Herrn anzuspornen. Es war die Zeit, wo es trotz aller Bemühungen der Encyclopädisten, trotz der philosophischen und religiösen „Aufklärung,“ trotz Voltaire und la Mettrie einem Grafen St. Germain und Cagliostro möglich war, Tausende zu betrügen, wo Casanova einer Herzogin einreden konnte, er vermöge ihre Jugend herzustellen und ihr vom Monde Kinder zu verschaffen. 1774 war es, wo Mesmer ganz Wien mit seinen magnetischen Wundern in Staunen setzte. Die geheimen Gesellschaften der Freimaurer und Illuminaten, mystisch in ihren Ceremonien und chimärisch in ihren Hoffnungen, bald mit dem Stein der Weisen, bald mit der Vervollkommnung der Menschheit beschäftigt, blühten in allen Gegenden Deutschlands und hatten Anhänger in allen Kreisen.

Wo die Wissenschaft in solchem Zustande war, mußte es mit den Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens dürftig genug bestellt sein. Landstraßen zum Beispiel gab es nur

in einigen Theilen von Deutschland; Preußen hatte vor 1787 keine Chaussee. Meilensteine waren unbekannt, wenn auch Wegweiser vorkamen. Statt daß man das Reisen zu erleichtern gesucht hätte, galt es für volkswirthschaftliche Weisheit, es möglichst zu erschweren, denn je länger jemand im Lande bleibe, desto mehr Geld verzehre er darin. In England kannte man Postkutschen schon ein Jahrhundert früher; in Deutschland waren die öffentlichen Fuhrwerke selten und erbärmlich: einfache offene Karren mit ungepolsterten Sitzen. Wagen mit Sprungfedern waren vor 1800 nicht bekannt, und was sie noch vor dreißig Jahren zu sein pflegten, wird manchem Leser in harter Erinnerung sein. Was die Schnelligkeit der Beförderung betrifft, so hob man bei Postfahrten mit Stolz hervor, daß man wenigstens auf besuchten Straßen selten länger als eine Stunde auf die Pferde zu warten brauche. Eine deutsche Meile wurde von der Schnellpost in fünf Viertelstunden zurückgelegt. Ein Brief brauchte von Frankfurt a. M. nach Berlin neun Tage. Die Neuigkeiten verbreiteten sich so langsam, daß, wie wir aus dem Briefwechsel G.'s mit der Stein ersehen, ein so gewichtiges Ereigniß, wie der Tod Friedrichs des Großen, eine Woche nachher in Karlsbad nur als Gerücht bekannt war; „das müßt ihr in Weimar nun schon gewiß wissen," schreibt Goethe, „wenn es wahr sein sollte." Unter solchen Verhältnissen reiste man natürlich wenig und meist zu Pferde. Die Beschaffenheit der Wirthshäuser bei der Seltenheit der Reisenden und der allgemeinen Unvollkommenheit der häuslichen Einrichtungen kann man sich denken.

Wie sehr es an allen Bequemlichkeiten und Annehm-

lichkeiten des Lebens fehlte, sieht man aus den Memoiren der Zeit und solchen Schriften, wie Bertuchs Modejournal. So nothwendige Dinge, wie gute Schlösser, schließende Thüren, leicht zu öffnende Schubladen, erträgliche Messer, Wagen auf Federn, Betten, worin ein Christenmensch, der nicht ein Deutscher ist, schlafen kann, sind in Thüringen immer noch Seltenheiten; aber damals, wo ein verdeckter Rinnstein noch ein unbekanntes Ding und ein Postbüreau eine Chimäre war, gehörte natürlich alles, was wir Comfort nennen, ins Gebiet der Fabel. Das Hausgeräth war selbst in Palästen höchst einfach. In den Häusern reicher Bürger waren Stühle und Tische von gewöhnlichem Tannenholz; erst mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam Mahagoni in Aufnahme. Die Stühle waren mit grobem grünen Tuch überzogen, eben so die Tische, und Teppiche dämmern erst jetzt als ein möglicher Luxus im Nationalbewußtsein auf. Die Fenster waren mit wollenen Gardinen behängt, wenn man sich überhaupt auf solche Verschwendung einließ. Armstühle gab es nicht; der einzige Lehnstuhl, den man duldete, der sogenannte Großvaterstuhl, blieb der Würde oder Schwäche des grauen Alters vorbehalten.

Der Salon oder das Empfangszimmer für besonders geehrte Gäste hatte natürlich einen gewissen festlichen Anstrich. Da hingen Gardinen; die Wände waren mit Familienbildern oder sonstigen Schöpfungen provinzieller Talente geschmückt; die Tische erfreuten das Auge mit Porzellan in Form von Bechern, Vasen, unmöglichen Schäfern und höchst allegorischen Hunden. In dieses Zimmer ward der Ehrengast eingeführt und zu jeder Tageszeit mit Erfrischungen bewirthet;

eine Sitte, die auf alterthümlicher Gastfreundschaft und schlechten Gasthöfen beruhte und auch in England vor kurzem noch nicht ausgestorben war, ja vielleicht in einigen Provinzialstädten noch fortlebt.

Man gab damals für Essen und Trinken aus, was man jetzt auf äußere Eleganz verwendet. Niemand, als etwa ein Edelmann vom höchsten Range, besaß eine goldene Tabacksdose; selbst ein Stock mit goldenem Knopf gehörte zu den Seltenheiten. Der Stutzer begnügte sich mit einer silbernen Uhr. Die vornehme Dame prunkte allenfalls mit einer goldenen, die an schweren Ketten hing; aber es war ein Erbstück. Ein funkelndes Tischgeräth unserer Tage von Silber, Glas und Porzellan neben dem Zinn, von dem damals selbst der Adel speiste, — der Gegensatz reicht hin, uns den Abstand der Zeiten lebendig fühlbar zu machen. Eine silberne Theekanne mit Präsentirbrett galt als ein fürstliches Prachtstück.

Die Sitten waren rauh und einfach. Die Dienstboten aßen an demselben Tisch mit der Herrschaft und nahmen Theil an den plumpen Scherzen, die damals für Witz galten. Kindlicher Gehorsam ward mit aller Strenge eingeschärft, und Stock oder Ruthe mußten das väterliche Ansehen oft unterstützen. Die Brüder übten eine beinahe väterliche Gewalt über ihre Schwestern. Ueberhaupt war die Stellung der Frauen der Art, daß unsre Damen schwerlich ohne Entrüstung davon hören dürften; sie waren nicht nur dem Joche der Väter, Gatten und Brüder unterworfen, sondern die Vorurtheile der Gesellschaft beschränkten auch ihre Handlungen noch weit mehr als jetzt. Zum Beispiel konnte keine Frau

der höhern Bürgerklasse allein ausgehen; das Dienstmädchen folgte ihr zur Kirche, in den Laden und selbst auf dem Spaziergange.

Die Derbheit der Sprache kann man aus unserer eigenen Literatur jener Zeit entnehmen. Die Rohheit der Sitten zeigt sich in Scenen, wie die im Wilhelm Meister, wo die „schöne Seele" in ihren Bekenntnissen (sie spricht von feinen, vornehmen Kreisen) erzählt, wie in einer Abendgesellschaft Pfänderspiele vorgenommen werden; eine der Auslösungen besteht darin, daß ein Herr jeder Dame etwas Verbindliches sagen soll; er flüstert der einen Dame etwas zu, und deren Mann giebt ihm dafür eine Ohrfeige mit solcher Gewalt, daß der Puder seines Haars der „schönen Seele" in die Augen fliegt; als sie wieder sehen kann, erblickt sie den Ehemann, der seinen Degen gezogen und den Beleidiger verwundet hat, und ein Duell in Gegenwart der Frauen wird nur dadurch verhindert, daß man den einen der beiden Gegner aus dem Zimmer bringt.

Es wird nicht überflüssig sein, ein paar Bemerkungen über die Preise der Dinge hinzuzufügen. Wir werden bald hören, daß die Pension, die Schiller vom Herzoge erhielt, in jährlich 200 Thalern, daß Goethe's Gehalt als Legationsrath in 1200 Thalern bestand. Diese Summen erhalten indeß eine wesentlich andere Bedeutung, wenn man die niedrigen Preise der Lebensbedürfnisse in Anschlag bringt. So finden wir in Schiller's Correspondenz mit Körner, daß er ein Reitpferd auf den Tag für sechs Groschen miethet und die Abschrift eines Bogens Manuscript von sechzehn Seiten mit anderthalb Groschen bezahlt. Die Abschrift des

ganzen Don Carlos kostete nur einen Thaler sechzehn Groschen. Für eine möblirte Wohnung von zwei Zimmern und einem Schlafkabinet giebt Schiller vierteljährlich 17½ Thaler. (Charlotte von Kalb schreibt 1796 an Jean Paul, seine Wohnung würde ihn das Vierteljahr nur zehn Thaler kosten). Sein Bedienter, der im Nothfall auch als Secretair dienen kann, erhält vierteljährlich 6 Thaler. Bei einer Gesammtberechnung sagt er: „Wäsche, Friseur, Bedienung und dergleichen wird alles vierteljährlich bezahlt, und kein Artikel kostet über zwei Thaler: so daß ich nach einem gar nicht strengen Anschlag über vierhundertfunfzig Thaler schwerlich brauchen werde." Auch als er bereits verheirathet ist und seine Kinder heranwachsen, meint er: „mit achthundert Thalern kann ich hier in Jena recht artig leben." Es ergiebt sich von selbst, daß es auch in Weimar keines großen Aufwandes bedurfte.

Das Leben einer kleinen Provinzialstadt, in der sich ein Hof befindet, ist natürlich der Ausdruck dieses Gegensatzes von Hof und Bürgerthum. Im Theater hatte bis 1825 nur der Adel Zutritt zu den Logen, und wenn die Jenenser Studenten ins Parterre kamen und das Weimarsche Publikum hinausdrängten, so mußte dies entweder nach Hause gehn oder sich Parterre- und Gallerieplätze von den Studenten erobern. Selbst als das Theater neu gebaut und die Logen den Bürgerlichen geöffnet wurden, blieben diese auf die linke Seite des Hauses beschränkt, und die rechte ward mit voller Energie für die Von's behauptet. Dies dauerte bis 1848; seitdem erhält jeder den Platz, für den er bezahlen will.

Um die Herrschaft des Hofes über die Stadt in ihrer

ganzen Bedeutsamkeit zu würdigen, müssen wir uns erinnern, daß selbst ein so entschiedener Demokrat wie Herder seinen mehr als zweifelhaften pfalzgräflichen Adel geltend zu machen suchte, um Zutritt bei Hofe zu erlangen. Er wurde abgewiesen, und das Mißlingen des Versuchs machte ihn nicht wenig lächerlich. Wir müssen uns erinnern, daß Goethe wider seinen eigenen Willen genöthigt ward, sich adeln zu lassen, und daß sich Schiller, um nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, in der seine Frau zu erscheinen berechtigt war, nicht ohne Bitterkeit und ohne Klagen über die Kosten der gleichen zweideutigen Ehre unterwarf. So stolz Schiller war, so war doch, wie er selbst erklärt, die Annahme des Titels unabweislich. „In einer kleinen Stadt wie Weimar," schreibt er an Körner, „ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist. Denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größeren Stadt gar nichts davon gewahr wird." Noch lange Zeit, nachdem Goethe geadelt war, hieß es in Weimar, die Erhebung habe nur den Zweck gehabt, ihm die Heirath mit der Baronin von Stein zu ermöglichen. Das war ein Irrthum; die Heirath war ihm nie in den Sinn gekommen. Der Grund lag tiefer. Selbst Karl August, so entschlossen und herrisch er auch in der Vertheidigung seines Freundes auftrat, fühlte die Unmöglichkeit, den Kampf mit den Vorurtheilen seines Adels durchzuführen, und die Nothwendigkeit, den Dichter durch einen Titel zum Zutritt bei Hofe zu berechtigen. Die Herzogin Amalie übernahm es, ihn von dieser Nothwendigkeit zu überzeugen.

Man darf sich darüber nicht wundern. Kasten sind

Kasten und wehren sich gegen Eindringlinge; und wir, die wir mit Ehrfurcht zu Geistern wie Goethe, Schiller und Herder emporblicken, für die sie die Edelsten unter den Edlen sind, legen einen wesentlich andern Maßstab an, als den die Von's naturgemäß anlegen mußten. Man darf sich dabei durch die Geringfügigkeit des Weimarschen Hofes nicht beirren lassen. Es ist ganz richtig, daß dieser Hof den Begriffen von Pracht, Größe und politischer oder historischer Bedeutung, die man mit der Vorstellung eines Hofes zu verbinden pflegt, durchaus nicht entsprach. Aber wie die Gefühle beim Spiel weit weniger durch die Größe des Einsatzes als durch die Wechselfälle des Glücks erregt werden, so entwickelt sich bei dem gesellschaftlichen Glücksspiel des Hoflebens dieselbe ehrgeizige Aufregung, mag der grüne Tisch ein Kaiserreich sein oder ein Herzogthum. Sachsen-Weimar besaß innerhalb seiner Grenzen die ganze Welt, die ein kaiserlicher Hof in größeren Verhältnissen erzeugt: es hatte seine Minister, seine Kammerherren, seine Pagen, seine Hofschranzen. Fürstliche Gnade und Ungnade erhob und stürzte, wie es das Lächeln oder das Stirnrunzeln eines Weltgebieters nicht anders hätte thun können. Ein stehendes Heer von sechshundert Mann mit einer Cavallerie von funfzig Husaren hatte sein vollständiges Kriegsministerium, mit Minister, Secretair und Schreiber.*)

---

*) Damit man das nicht zu lächerlich findet, sei erwähnt, daß einer der kleinsten Fürsten, der Graf von Limburg-Styrum, ein Regiment Husaren unterhielt, welches aus einem Obersten, sechs Offizieren und zwei Gemeinen bestand.

Da die Adligen das herrschende Element in Weimar bildeten, so sieht man mit einem Blick, wie es hier trotz des Einflusses des Fürsten und der ausgezeichneten Männer, die er um sich versammelte, kein wirkliches Publikum für einen Künstler geben konnte. Es gab wohl einige Hofleute, die mehr oder weniger mit der Kunst kokettirten, einige, die wirkliches Gefühl dafür besaßen; allein die Mehrzahl stellte sich den „Schöngeistern" mit Entschiedenheit entgegen. Als die Herzogin Amalie 1778 mit Merck reiste, murrte die ganze Stadt im voraus, „sie werde nun wieder einen schönen Geist, den sie unterwegs aufgegabelt, mit nach Weimar bringen." Und wenn man die Manieren dieser Schöngeister, ihre Art, ein „geniales Leben" zu führen (es wird später davon die Rede sein) in Betracht zieht, so wird man unparteiisch bekennen müssen, daß die geringe Herzlichkeit der Vons ihre guten Gründe hatte.

Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß der Dichter in Weimar einen Kreis, aber kein Publikum vorfand. Es fehlte nicht an Freunden und Bewunderern, seine Schöpfungen zu begrüßen, aber es fehlte an einer Nation. Deutschland hatte kein Publikum. Um durch den Gegensatz zu begreifen, was das heißt, müssen wir auf Griechenland und Rom blicken. Da sagt uns die Geschichte der Kunst dasselbe, was bei den sonstigen Entwickelungen menschlicher Kräfte überall zu Tage tritt. Sie lehrt uns, daß, wo der Gipfel der Vollendung erreicht werden soll, die Nation und das Genie des Einzelnen zusammenwirken müssen. So ist es nothwendig für den Fortschritt der Wissenschaft, daß diese nicht die müßige Beschäftigung einiger Vereinzelter bleibt, sondern in den Dienst

der Vielen tritt; dem steten Drucke des Bedürfnisses verdankt sie den lebendigen Reiz und die großartigen Belohnungen. Dasselbe Gesetz gilt für die Kunst. In Athen wirkte die ganze Nation mit den Künstlern zusammen, und dies ist ein Hauptgrund, weshalb die atheniſche Kunst zu unübertroffenem Glanze emporstieg. Die Kunst war nicht das Geschäft einiger Wenigen, sie diente nicht dem Luxus einiger Wenigen; sie war der Luxus für alle. Ihre Triumphe blieben nicht in Museen und Gallerien verschlossen; sie strahlten in vollem Sonnenlicht, wurden vom ganzen Volke bewundert und bekritelt, und jeder freie Bürger war, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, von Jugend auf ein Kunstkritiker. Sophokles schrieb für das ganze Athen, und das ganze Athen klatschte ihm Beifall. Das Theater war sämmtlichen freien Bürgern geöffnet. Phidias und Praxiteles, Skopas und Myron schufen ihre Wunder in Erz und Marmor als Ausdruck eines nationalen Glaubens und als höchste Befriedigung eines nationalen Geistes. Tempel und Märkte, öffentliche Spaziergänge und Lusthaine waren die Gallerien, wo die Bildhauer ihre Werke aufstellten. Der Staatsschatz war freigebig in seinen Belohnungen, und die wetteifernde Verschwendung der Privatleute hatte nicht den Zweck, die Kunstwerke für Privat-Sammlungen zu erwerben, sondern den öffentlichen Besitz zu bereichern. Die Bürger von Gnidos bezahlten lieber fortwährend eine lästige Abgabe, als daß sie die Bildsäule der Venus von ihrer Insel entfernen ließen, und als sich in Athen ein Gemurre gegen die Ausgaben erhob, die Perikles bei der Erbauung des Parthenon gemacht hatte, brachte er es mit der Drohung zum Schweigen, er werde das Geld aus

seinem eigenen Vermögen hergeben und dann seinen Namen auf das majestätische Werk setzen.

Das ist noch nicht alles. Die Wirkung der Kunst auf die Nationen zeigt sich in der auffallenden Thatsache, daß in Griechenland und Rom durchweg die wahrhaft großen Männer die Krone der Ehre empfingen und nicht zu Gunsten derer übergangen wurden, die mit dem Modegeschmack der Wenigen buhlten oder dem augenblicklichen Eindruck der Menge zu schmeicheln wußten. Die Namen, die in Griechenland und Italien bei den Zeitgenossen am gefeiertsten waren, sind dieselben, welche die Nachwelt für die höchsten erklärt hat. Natürlich. Der Ausspruch des Publikums in Kunstsachen, wenn dieses Publikum die ganze Intelligenz der Nation in sich vereinigt, muß immer der Ausspruch der richtigen Einsicht sein.

Daß Goethe die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens der Nation mit dem Künstler empfunden hat, ergiebt sich aus verschiedenen Stellen seiner Werke; die eine aus Tasso möge hier genügen:

Ein edler Mensch kann einem engen Kreis
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist und fühlt sich bald ein Mann.

Zweiter Abschnitt.

Weimarsche Berühmtheiten.

Nachdem wir versucht haben, ein allgemeines Bild von Weimar und seinen Einwohnern zu entwerfen, wenden wir uns zum Einzelnen und zeichnen in flüchtigen Zügen die Hauptpersonen, die sich während der ersten Jahre des Goethe'schen Aufenthalts auf dem Schauplatze bewegen.

Die Herzogin Mutter Amalia ist eine höchst interessante Gestalt. Sie hatte das braunschweigische Blut mit seiner Launenhaftigkeit, seiner Vergnügungssucht und Leichtfertigkeit in den Adern, allein sie besaß zugleich einen hochgebildeten Geist voll reicher Anlagen und war stets bereit, talentvollen Männern zu huldigen. Obwohl eine Nichte Friedrich's des Großen, verschmähte sie es doch, sich mit der übrigen vornehmen Welt von der deutschen Literatur abzuwenden, um sich in die französische zu vergaffen. Sie bestimmte Wieland zum Erzieher ihres Sohnes und wählte ihn zu ihrem werthen Freunde. Schiller, ein etwas absprechender Beurtheiler von Charakteren und nicht sehr scharfsichtig in der Auffassung weiblicher Naturen, schrieb nach seiner ersten Zusammenkunft mit der Herzogin an Körner: „Sie hat mich nicht erobert.

Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt; diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei u. dgl. hat oder haben will. Sie selbst ist Componistin, Goethe's Erwin und Elmire ist von ihr gesetzt. Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifheit des Ceremoniels zu verlangen." Man wird diesem Urtheile gewiß nicht beistimmen, wenn man hört, daß sie, abgesehen von ihrer Würdigung der talentvollen Männer, die in ihrem Umgange Genuß fanden, von Wieland Griechisch lernte, den Aristophanes las und den Properz übersetzte, Musik componirte, Gemälde mit Geschmack beurtheilte, mit dem Abbé Raynal über Politik, mit Villoison über griechische und italienische Literatur zu reden wußte, daß sie ferner bei allen ihren literarischen Beschäftigungen und sonstigen Genüssen Zeit fand, die Erziehung ihrer Söhne zu beaufsichtigen und ihr Fürstenthum mit ungewöhnlich glücklichem Erfolge zu regieren. Das alles ist nicht die Sache eines „äußerst bornirten Geistes."

Die von Schiller erwähnte sinnliche Grundlage war allerdings da. Man sieht es an ihrem Gesicht; man erkennt es auch in vielen Zügen, die uns aus ihrem heitern und lebensfrohen Dasein erhalten sind. Biographen und Lobredner pflegen solche Einzelheiten wegzulassen; ihre hochtönenden Perioden passen meist auf den einen Fürsten so gut wie auf den andern; allein grade durch derartige Einzelheiten wird das Bild der Persönlichkeiten erst lebendig. Hier ist zum Beispiel eine Skizze von ihr, wie sie ein ungenannter Reisender mittheilt: „Sie ist klein von Statur, sieht wohl aus, hat eine

spirituelle Phisiognomie, eine braunschweigische Nase, schöne Hände und Füße, einen leichten und doch majestätischen Gang, spricht sehr schön, aber geschwind, und hat in ihrem ganzen Wesen viel Angenehmes und Einnehmendes . . . . Diesen selben Abend war Redoute auf dem Rathhause, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr um acht Uhr hin. Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Sie tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand; die jüngeren Prinzen, die en Zéphir und en Amour maskirt waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Maskerade war sehr voll, animirt und eine Menge artiger Masken. Es war auch ein Pharotisch da, der geringste Point war ein halber Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or, spielte sehr generös und verlor einige Louisd'or. Da sie aber sehr gern tanzte, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm, und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war." Derselbe Berichterstatter erzählt von einer andern Redoute: „Die Herzogin war en reine grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr wie Alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, und waren auch einige Studenten da von Jena. Zu der letzten Redoute schickte mir die Herzogin eine ihr eigene Savoyarden-Maske; ich wurde bei der Gräfin von Görtz angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Grafen G., der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute; sie dauerte bis sechs Uhr."

Die lebenslustige Herzogin, die ihr Land so gut zu ver-

walten wußte, kümmerte sich wenig um die äußere Würde ihrer Stellung. Nach Wielands Mittheilung lebte sie zuweilen „auf Studentenart", besonders in Belvedere, wo Studentenlieder — nicht immer die feinsten — fröhlich durch die mondbeglänzten Gärten klangen. Eines Tages, als sie mit Freunden auf einem Leiterwagen von Tiefurt kam und von einem Unwetter überrascht wurde, zog sie ohne weitere Umstände Wieland's grünen Ueberrock über ihr leichtes Kleid und fuhr in diesem Aufzuge weiter.

Ihre Briefe (zusammen mit denen der Frl. v. Göchhausen, des Dichters selbst u. a.) an Frau Rath liegen nun gedruckt vor*); man kann sagen, an Frische und Ungenirtheit, an heiterm Lebenssinn und liebenswürdiger Herzlichkeit wetteifern sie mit denen der Frau Rath selbst. Einige Proben müssen genügen. Die Herzogin schreibt am 29. Aug. 1778 (buchstabengetreu): „Liebe Frau Aja, Meine Freude über den empfang Ihres Briefes ist wohl schwerlich zu beschreiben, auch will ich es nicht unternehmen, den wahre Empfindungen sind zu heilig, um sie schwarz auf weiß zu setzen, Sie wißen Liebe Mutter was Sie mir sind, also können Sie glauben wie unendlich mich ihr Andenken gefreut hat." — Am 4. Nov. 1778 schreibt die Herzogin der Frau Rath eine dringende Einladung, zum Frühjahr mit Merck nach Weimar zu kommen: „ich denke Liebe Mutter daß Ihr Herz wohl selbst genug für den Hätschel Hanz [Hätschelhans hieß Goethe!] sprechen wird um zu wünschen Ihm

*) Frau Rath. Briefwechsel von Kath. Elis. Goethe. Nach den Originalen mitgetheilt von Robert Keil. — Anh. 7.

einmal wiederzusehen; Sie können nicht glauben wie sehr ich mich darauf freue." — Am 13. Juli 1781: „. . schiecke ich Ihnen Liebe Mutter ein paar Strumpfbänder, die ich auch selbst Fabricirt habe," zum Beweis „wie fleißig wir an Sie denken."

Neben der Gestalt der Herzogin Amalia sehen wir die der ausgelassenen und boshaften, kleinen verwachsenen Göchhausen, ihrer Hofdame, von ihren Vertrauten Thusnelda genannt. Man sieht nicht ab, warum der kecke kleine „Dämon von gutem Ton" nach dem Weibe des Arminius den Namen erhielt. Sie war ein großer Günstling Amaliens, auch des Herzogs, der mit ihr beständig in Witzgefechte, nicht immer von der zartesten Art, verwickelt war. Sie belebte die Gesellschaft mit ihren Einfällen und unterhielt eine weitläufige Correspondenz nach auswärts mit geistreichen und berühmten Personen. Für Goethe hatte sie eine große Zuneigung und schrieb fortwährend an seine Mutter. Ihr eigentlicher Liebling aber war Karl August, vielleicht weil er sie unaufhörlich neckte. Als Probe davon, wie weit die Späße getrieben wurden, kann folgende Anekdote dienen, welche Frau von Goethe nach der Erzählung ihres Schwiegervaters, der selbst dabei betheiligt war, mir mitgetheilt hat. Eines Abends, wie Thusnelda die Treppe hinaufgeht, die zu ihrem Schlafzimmer führt, wird ihr das Licht ausgeblasen. Sie kümmert sich nicht darum, steigt weiter, erreicht den Gang, an dem ihr Zimmer liegt, und tastet an der Wand entlang nach der Thür. Es hat eben keine Schwierigkeit, sein eigenes Zimmer im Dunkeln zu finden, allein Thusnelda fühlt und fühlt und fühlt, aber alles vergebens; sie findet kein Schloß, unge-

hindert fahren ihre Hände auf einer glatten kahlen Wand hin und her, sie wird mit jedem Augenblick verwirrter. Wo ist die Thür? wo ist sie selbst? Nachdem sie eine Zeit lang umhergetastet hat, geht ihre Unruhe in ein unbestimmtes Entsetzen über, sie steigt hinab zum Zimmer der Herzogin, aber sie findet es verschlossen; die Herzogin ist zu Bett, und ihr leises Klopfen wird nicht beantwortet. Sie steigt noch einmal hinauf, fühlt noch einmal an der Wand entlang und findet abermals keine Thür. Die Nacht war kalt, und sie war halb todt vor Frost und Angst, ehe das Geheimniß enträthselt wurde; der Herzog und Goethe hatten die Thür herausnehmen und die Stube vermauern lassen!

Wieland, von dem wir schon gesprochen haben, hatte eine Zeitschrift „der deutsche Mercur“ gegründet, die nicht ohne Einfluß blieb. Als er aufhörte, Erzieher des Prinzen zu sein, blieb er der geschätzte Freund der Herzogin. Er war bei jeder Lustpartie. Ebenso Einsiedel, der, früher Page, 1776 Kammerherr bei der Herzogin Amalia wurde. Ein heiterer, sorgloser Epikuräer, wegen seiner Gutmüthigkeit und seiner Sonderbarkeit überall bekannt als „der Freund“; berufen wegen seiner lustigen Streiche; Dichter und Musiker in bescheidener Sphäre; Erfinder und Ausführer von Festen, dessen Name uns auf jeder Seite der Weimarschen Hofgeschichte begegnet. Sein Bruder, der Bergrath Einsiedel, hatte das tolle Abenteuer mit der Frau von Werther, die sich für todt ausgeben und eine Puppe an ihrer Statt begraben ließ, während sie selbst mit ihm — nach Afrika ging! Sie kam sehr bald zurück und ließ sich förmlich von ihrem Manne scheiden.

Die Erwähnung Einsiedel's führt uns auf die berühmte Corona Schröter. Schon als Student hatte Goethe dieses schöne und hochbegabte Wesen kennen gelernt, und als er, bald nach seiner Ankunft in Weimar, mit dem Herzoge eine Reise nach Leipzig machte, sah er sie dort wieder und veranlaßte sie nach Weimar zu kommen. Sie war die Zierde des Liebhabertheaters und die ursprüngliche Darstellerin der Iphigenie.

Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,

sagt Goethe von ihr, in dem Gedicht („Miedings Tod"), worin er sie und das weimar'sche Theaterleben verewigt hat. Corona malte, sang, spielte, war gründlich unterrichtet in der Musik und deklamirte mit eigenthümlicher Anmuth, —

Die Musen schmückten sie mit jeder Kunst.

Karl August nannte sie marmorschön und marmorkalt; Goethe besingt sie:

Und hoch erstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Nach einer weit verbreiteten Meinung, die von Riemer herstammt, die aber, wie Schöll erwiesen hat, sehr unwahrscheinlich ist, soll Goethe mit Corona in näherem Verhältniß gestanden haben. Ich stimme nicht nur der Schöll'schen Beweisführung bei, sondern kann sie auch durch das Zeugniß von Goethe's Schwiegertochter bekräftigen, die mich versicherte, ihr Schwiegervater habe ihr ausdrücklich und mit besonderer Betonung erklärt, er habe niemals eine Leidenschaft für eine Schauspielerin empfunden. Varnhagen von Ense vermuthete, Corona sei im Stillen mit Einsiedel ver-

heirathet gewesen; war dies nicht der Fall, so beweisen ihre noch vorhandenen, aber nicht veröffentlichten Briefe, daß sie wenigstens als Liebende mit einander lebten.

Ein anderer Kammerherr, Dichter und Musiker war Seckendorf, der ein Jahr nach Goethe's Ankunft den Werther in's Französische übersetzte. Ferner schließen sich an diese muntere Gesellschaft Bode, der Uebersetzer des Smollett, Bertuch, der Schatzmeister und Uebersetzer des Cervantes, endlich Musäus, der Sammler der Volksmärchen, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Gartenkunst, der Weimar seine freundliche „Erholung" gab, und den man täglich mit einer Tasse Kaffee in der einen, seinem Gartengeräth in der andern Hand die ruhigen Straßen entlang wandeln sah, um seiner geliebten „Erholung" zuzuschlendern.

Das sind die Hauptpersonen am Hofe Amaliens. Wir können jetzt einen Blick auf den Hof des regierenden Herzogs und seiner Gemahlin, Karl August's und Louisen's werfen.

Von der Herzogin Louise spricht niemand anders als in Ausdrücken der Verehrung. Sie war eines jener seltenen Wesen, die ebenso in den erschütterndsten Lagen wie im alltäglichen Verlauf des Lebens einen hohen Charakter zeigen. Die Königin von Preußen und die Herzogin von Sachsen-Weimar sind zwei von den großen Gestalten der neueren deutschen Geschichte, die beide dem Beherrscher der Zeit, Napoleon, entgegentraten und beide gerade dieser Feindschaft wegen von ihm geachtet wurden. Louise war eine so erhabene Natur, daß wir immerhin beifügen können, sie war von kaltem Temperament, hielt ein wenig streng auf Etikette (ganz unähnlich der Herzogin-Mutter), und trug

sich bis an's Ende in der altfränkischen Mode ihrer Jugendjahre. Sie war in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht selten geneigt, mit ihrem Gemahl zu zanken, doch bewies sie ihm bis an sein Ende eine wahre und edle Freundschaft.

Und er war dieser Freundschaft werth, wie oft auch sein eigenartiges und in vielen Beziehungen dem ihrigen ganz entgegengesetztes Wesen die Herzogin verletzt haben mag. Karl August, den Friedrich der Große als vierzehnjährigen Knaben den hoffnungsvollsten Prinzen nannte, den er je gesehen, war ein sehr gemischter, aber höchst großartiger Charakter. Er verliert nicht wie die meisten Fürsten bei genauerer Bekanntschaft. Er war ein Mann, dessen feines Verständniß für den Genius die vorzüglichsten Männer der Zeit nach Weimar zog und dessen innere Größe sie dort zu fesseln wußte. Es ist leicht für einen Fürsten, Männer von Talent zu versammeln. Aber es ist keineswegs leicht für ihn, sie in solcher Weise festzuhalten, daß sie alle ihre Fähigkeiten entfalten und zum vernünftigen Genuß ihres Daseins gelangen können. Karl August war der Fürst, der mit den kleinsten Mitteln in Deutschland die größten Erfolge in's Werk setzte. Er war ein Mann von rastloser Thätigkeit. Sein Blick umfaßte alle Theile seiner Besitzungen; seine Bemühungen, die Lage des Volks zu verbessern, waren unablässig. In seinen persönlichen Bedürfnissen war niemand in Deutschland so einfach, seinen Busenfreund Goethe ausgenommen, mit dem er in der That manche der wesentlichsten Züge gemein hat. Ich entsinne mich, daß ich, als ich zuerst ihre Büsten neben einander sah, von einer Art entfernter Familienähnlichkeit betroffen wurde. Karl August hätte Goethe's

jüngerer Bruder sein können; sein Gesicht ist bei weitem weniger ideal, aber doch aus demselben Geschlecht. Sie hatten beide von väterlicher Seite thüringisches Blut in den Adern, und Amalie und Frau Aja waren in mancher Beziehung verwandte Naturen. Aber während Karl August die thätige, gesunde, sinnliche lebensfrohe Art seines Freundes theilte, mangelte ihm der Takt, mit dem sich Goethe selbst in seiner wildesten Zeit vor dem Ueberspringen der Schranken zu hüten wußte; ihm mangelte die Zartheit und der Adel des Wesens, womit Goethe überall die Frauen bezauberte. Er war witzig, allein seine Scherze gehörten meist zu denen, die man wohl unter Männern, aber nicht in Damengesellschaft wieder erzählt.*) Er ließ es sich viele Mühe kosten, eine erotische Bibliothek zu sammeln, und es ist charakteristisch, daß er, als Schiller seine Jungfrau von Orleans schrieb, eine neue Auflage der Voltaire'schen Pucelle vermuthete und seine Geliebte, Frau von Heygendorf, aufhetzte, die Rolle der Heldin um keinen Preis zu spielen. Seine Manieren waren derb, soldatisch, herrisch und geradezu. Er fühlte sich zu Hause, wenn er mit preußischen Offizieren in Garnison lag, aber außer seinem Elemente an fremden Höfen und öfters unbehaglich an seinem eigenen. Goethe schildert ihn, wie er 1784 am Hofe von Braunschweig nach seiner Pfeife schmachtet: „Unser guter Herzog langweilt sich schrecklich;

*) In späteren Jahren setzte ihn bei einer Begegnung in Köln der bekannte preußische Staatsmann Stein so ernstlich über diese Unsitte zurecht, daß anwesende preußische Offiziere ganz entsetzt waren, wie man so zu einem Fürsten reden könne.

Anm. des Uebers.

die abgemessene Haltung hier bei Hofe genirt ihn gewaltig; er muß auf seine liebe Tabackspfeife verzichten und eine gütige Fee könnte ihm keinen größeren Gefallen thun, als wenn sie dieses Schloß in eine Köhlerhütte verwandelte." *) Im Dezember 1775 schreibt er an Goethe, der gerade in Jena war: „Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier (in Gotha) alle Tage, aber das Schloß ist von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward." Konnte er nicht Soldaten exerciren, so bestand sein Vergnügen im Umgange mit Hunden oder im Gespräch mit seinem Dichter in ihren einfachen Wohnungen, wo sie von Philosophie plauderten und von

den holden Mächten, die den Tod bezwingen.

Er mischte sich frei unter das Volk. In Ilmenau zogen er und Goethe Bergmannskleider an, fuhren in die Schachte ein und tanzten die ganze Nacht mit den Bauermädchen. Ueber Stock und Stein querfeldein reiten, mit offenbarer Gefahr, den Hals zu brechen, — die Hofdamen necken, zu-

---

*) Goethe hat den betreffenden Brief (an Frau von Stein III. 85) französisch geschrieben; da lautet die Stelle wortgetreu: „De son coté notre bon Duc s'ennuie terriblement, il cherche un interet, il n'y voudrait pas etre pour rien, la marche très bien mesurée de tout ce qu'on fait ici le gene, il faut qu'il renonce ici a sa chere pipe et une fee ne pourrait lui rendre un service plus agreable qu'en changant ce palais dans une cabane de charbonnier" (Sic).

weilen in einer Weise, daß seine fürstlichere Gemahlin dadurch verletzt ward, — allein mit seinen Hunden oder mit irgend einem lustigen Gesellschafter umherstreifen, — bald im Weine Begeisterung suchen, bald schönen Frauen den Hof machen, ohne Unterschied des Ranges und Standes, — seine Freunde durch ein schroffes und herrisches Wesen beleidigen, wenn auch nie bis zur Entfremdung, — das war Karl August's Leben; und so oft er auch seinen Bewunderern Kummer machte, blieb er doch mit allen Fehlern eine großartige naturwüchsige Persönlichkeit. Sein Geist war lebhaft, sein Urtheil über Menschen und Dinge gesund und treffend. Einst stritt man darüber, ob Fichte nach Jena zu berufen sei, und einer der Gegner gab dem Herzog eine Schrift in die Hand, die zur Genüge beweisen sollte, daß ein solcher Mann nicht den Lehrstuhl besteigen dürfe. Karl August las das Buch und — berief Fichte. Er hatte große Entwürfe; er hatte auch den despotischen Willen, der seinen festen Beschlüssen die Umstände dienstbar macht. „Er war immer vorschreitend," sagte Goethe zu Eckermann, „und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte; allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los."

So war Karl August nach den Briefen jener Zeit und nach den Berichten derer, die ihn kannten. Acht Jahre jünger als Goethe schloß er sich diesem an wie ein Bruder. Wir werden das Verhältniß und seine Folgen für beide zu be-

trachten haben; zuweilen sammeln sich Wolken, es fehlt nicht an Zwistigkeiten und Verstimmungen (in welcher langjährigen Freundschaft fehlt es daran?); aber fünfzig Jahre gegenseitiger Freundschaftsbezeugungen und gegenseitiger Liebe bewährten die Tüchtigkeit beider Naturen.

Eine ausgezeichnete Stelle unter den Weimar'schen Berühmtheiten gebührt der Frau von Stein. In einem folgenden Abschnitte werden wir mehr von ihr hören. Für jetzt nur so viel, daß sie Hofdame bei der Herzogin Amalie und viele Jahre hindurch die angebetete Geliebte Goethe's war. Neben ihr tritt die Gräfin von Werther hervor, in der Karl August dasselbe fand, was Goethe in Frau von Stein gefunden hatte. Sie ist, wie man weiß, das Original der schönen Gräfin im Wilhelm Meister, und ihr Mann war noch excentrischer als der excentrische Graf. Man erzählt von ihm, daß er bei einem Besuch des Herzogs und anderer vornehmer Gäste auf seinem Schlosse einige Bauern herbeiholte, sie in Livreen steckte und mit geschwärzten Gesichtern als Mohren erscheinen ließ.

Wir beschließen die Reihe mit Knebel, dem Uebersetzer des Lucrez und Properz, einem offenen, biedern, satirischen Republikaner, dem vertrauten Freunde des Herzogs und Goethe's, dem „philanthropischen Timon", wie ihn Herder nannte, der bei aller Strenge gegen Lüge und Falschheit doch die menschliche Natur liebte, gegen die er predigte. Wenn man sein derbes, geniales, sokratisches Gesicht ansieht, so glaubt man sein Jo! jo! zu hören; in seinen Briefen giebt das Durchklingen einer unabhängigen, durch und durch braven Natur seinen Ansichten Nachdruck.

Ich habe Herder nicht angeführt. Er kam erst später als Goethe nach Weimar und ward eigentlich durch diesen, dessen Bewunderung von Straßburg her unvermindert fortdauerte, dahin gezogen. Die auffallende Bitterkeit und Spottsucht in Herder's Natur, die den jungen Studenten nicht abgeschreckt hatte, that auch der Zuneigung des Mannes keinen Eintrag. In einem der ungedruckten Briefe Goethe's an die Herzogin Amalie findet sich ein dringendes Gesuch um eine Unterstützung für ihn, da Herder eine zahlreiche Familie mit sehr beschränkten Mitteln zu erhalten habe; der Herzog hatte versprochen für eins der Kinder zu sorgen, und Goethe bittet Amalien, ihrerseits ein zweites zu übernehmen. Da er keine Antwort erhält, oder wenigstens zu lange damit gezögert wird, so schreibt er noch einmal dringender und fügt hinzu, wenn sie nicht für das Kind sorgen wolle, so werde er es selbst thun, aus seinen eigenen geringen Mitteln! Und dies geschah zu der Zeit, wo Herder gegen Goethe am bittersten war. Wohl mochte Merck ausrufen: „Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen!"

Dritter Abschnitt.

Die ersten wilden Wochen in Weimar.

In diesen Kreis trat Goethe im vollen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhms: der Jugend, die nach dem Ausdrucke der Griechen „der Herold der Venus" ist; der Schönheit, die die Griechen als das Abbild der Wahrheit vergötterten; des Ruhms, der die Augen der Sterblichen zu allen Zeiten wie ein überirdischer Glanz geblendet hat. So ausgerüstet zur Eroberung — können wir uns wundern, daß er eroberte? Selbst Amalie, so böse sie ihm war, weil er ihren lieben Wieland verspottet hatte, konnte dem Zauber seiner Gegenwart nicht widerstehen. Ihr Verehrung für den Genius ließ ihr keine Wahl. Sie war hingerissen von seiner Ausgelassenheit und seinen glänzenden Talenten. Jetzt entsetzte er sie mit einer unerhörten Behauptung, und im nächsten Augenblick sprang er auf und tanzte und tollte im Zimmer umher, mit Possen, über die sie vor Lachen ersticken wollte. Und Wieland? er ergab sich ohne Umstände. Ich lasse ihn für sich selbst sprechen; er schreibt nach der ersten Begegnung an Jacobi: „O bester Bruder, was soll ich dir von Goethe sagen? Wie ganz der

Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ Dies ist höchst ehrenvoll für Wieland; der greise Nestor blickt mit neidloser Freude auf den jungen Achill.

Nach Wieland und der Herzogin waren die Uebrigen leicht zu besiegen. „Goethe ging wie ein Stern in Weimar auf,“ sagt Knebel, „jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen.“ In seinem Wertherkostüm, das sofort vom Herzoge angenommen wurde, erschien er als das Ideal eines Dichters. Für uns liegt eben nichts sehr Sentimentales in einem blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, Lederhosen und Stulpenstiefeln, gepudertes Haar und Zopf dazu; allein in jenen Tagen war diese Tracht eine Erinnerung an alles Zärtliche und Romantische. Werther hatte sie geweiht; der Herzog nahm sie nicht nur selbst an, sondern nöthigte auch seine Umgebung dazu und bezahlte öfters selbst die Schneiderrechnung. Nur Wieland blieb verschont; er war zu alt für solchen Maskenscherz.

Um die ganze Macht des Einflusses, den Goethe auf die Frauen übte, zu würdigen, müssen wir uns in die Gefühle und Meinungen der Zeit zurückversetzen. Es waren die Tage der Galanterie, die Tage

der Pflästerchen, des Puders und der Schminke.

Die Freiheit der deutschen Sitten unterschied sich nur dadurch von der frecheren Zügellosigkeit Frankreichs, daß sie

statt des Leichtsinns und der Ueppigkeit die Sentimentalität zur Grundlage hatte. Das Herz einer französischen Marquise ergab sich bei einem Souper, wo Champagner und Bonmots sprudelten; das Herz einer deutschen Gräfin ward eher durch eine Mondscheinschwärmerei und ein Blatt mit Versen gerührt. Witz und Verwegenheit waren die Batterieen, womit die Französin, Sonette und die Drohung eines Selbstmordes die, womit die Deutsche gewonnen ward. Bei der einen bedurfte Lothario der Munterkeit und des guten Tons; bei der andern war die Hauptsache ein in leidenschaftlichen Ausrufungen schwelgender Haß gegen alle gesellschaftlichen Schranken und ein alle gesellschaftlichen Formen mit Füßen tretendes Betragen. Es versteht sich von selbst, daß die Ehe großentheils nichts anderes war, als was Sophie Arnould mit furchtbarem Witz „das Sacrament des Ehebruchs" genannt hat, und daß die herrschenden Ansichten in geschlechtlichen Dingen dem Gewissen den weitesten Spielraum ließen. Der gute, ehrliche Schiller, dem niemand Leichtfertigkeit vorwerfen wird, bewunderte die Liaisons dangereuses und sah nicht ab, warum Frauen sie nicht lesen sollten; und jetzt ist das Buch so verrufen, daß die ganze Gesellschaft, die es hervorbringen und hochschätzen konnte, dadurch gebrandmarkt wird. Indessen selbst Schiller, der dieses Buch bewunderte, war betroffen über die Frauen in Weimar. „Da ist beinahe keine (schreibt er an Körner), die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle . . . Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert."

Bei diesem Tone der Gesellschaft begreift es sich, daß Goethe's erste Jahre in Weimar, wie er später gegen Eckermann bekannte, mit Liebeshändeln angefüllt waren. Ein großer Bewunderer und großer Günstling der Frauen, mußte er bald in ihre Netze fallen. Verschiedene Namen werden hervorgehoben; unter ihnen Fräulein von Kalb, Corona Schröter und Kotzebue's Schwester Amalie: doch muß ich gestehen, ich kann mich nach den genauesten Forschungen nicht überzeugen, daß er irgend eine von ihnen wirklich geliebt hat. Wir müssen uns mit der Thatsache begnügen, daß er überall umherflatterte und jedem schönen Augenpaar den Hof machte, das ihn einen Augenblick zum Glauben an seine eigenen Worte überreden konnte.*)

In den ersten Monaten gab er sich ganz der Aufregung dieses neuen Lebens hin. Unter anderm führte er das Schlittschuhlaufen ein. Weimar hatte noch nie einen Edelmann auf dem Eise gesehen; aber wie Klopstock den Eislauf poetisch verherrlicht hatte, so brachte ihn Goethe jetzt durch seine Kühnheit und Grazie in die Mode. Das Schlittschuhlaufen auf dem Schwanenteich wurde „zur Wuth.“ Zuweilen waren Nachts die Ufer mit Lampen und Fackeln erleuchtet, Musik und Feuerwerk belebte die Scene. Die Herzogin und die Damen, maskirt wie zur Fastnachtszeit, wurden in Schlitten auf dem Eise gefahren. „Ich treibs hier toll genug (schreibt Goethe an Merck), und wir machen des Teufels

---

*) „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte,“ schreibt er an Frau von Stein. Briefe I. 5.

Zeug." Wielands Lieblingsbezeichnung für ihn war „wüthig", und wüthig war er. In wunderbaren Scenen erscheint er uns: jetzt über das Eis hinsausend; jetzt in Bertuchs Zimmer sein langes Haar auflösend und mit fliegenden Locken in bacchantischem Taumel umherwirbelnd; dann wieder, zum Entsetzen von ganz Weimar, brutalisirt er, wie Wieland sagt, die bestialische Natur, stellt sich mit dem Herzoge auf den Markt, und stundenlang knallen sie mit großen Hetzpeitschen um die Wette. Man denke sich einen Herzog und einen Dichter so auf offenem Markte!

Sein steter Genosse und fröhlichster Gefährte bei allen Teufeleien und Tollheiten war Karl August. Alles Formenwesen war zwischen ihnen aufgehoben. Sie aßen zusammen, schliefen oft in demselben Zimmer und nannten sich mit dem brüderlichen Du. „Goethe kommt nicht wieder von hier los (schreibt Wieland), Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten. Der Hof oder vielmehr seine Liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schad' ist. Und doch, bei diesem herrlichen Gottesmenschen ist nichts verloren." Die ernsteren und gesetzteren Kreise von Weimar waren außer sich über das Betragen der beiden und ihrer Genossen; ein Betragen, das ganz dem Geiste der Genieperiode entsprach. Sie tranken bei ihren Orgien den Wein aus Schädeln (wie Byron und seine Freunde in ihrer wilden Zeit), und das Mein und Dein machte in ihrem Verkehr keinen Unterschied; sie entliehen Taschentücher und Westen von einander, die sie niemals zurückgaben. Das Lieblingswort des Tages war „unendlich"; das Genie verschlang unendliche Würste, trank

unendlich und liebte unendlich. Gleich in dem ersten Briefe Karl Augusts an Goethe, der sich erhalten, findet sich bezeichnender Weise dieser Ausdruck. „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich.“

Das herzliche Verhältniß, in welchem die beiden Freunde zu einander standen, die freundlichst ungezwungene Art ihres Verkehrs läßt sich aus den leider sehr spärlichen Briefen erkennen, die sie in der ersten Zeit wechselten. Goethe schreibt (unterm 25. März 76 zu Leipzig) ganz in der naiven Sprache, die dem Götz einen unverlöschlichen Zauber giebt, — schreibt als hörte man Georg, den „goldenen Jungen“, zu seinem ritterlichen Herren sprechen: „Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degen-schwänzlichen Magisters, gegen die feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende, kriechende, schnäbelnde und schwämmelnde Mägdlein und gegen die feste, strotzliche .... Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut entgegnet sind .... Ich bin seit vierundzwanzig Stunden (denn es ist netto Abends Achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken-Zwirn auf- und abgewickelt; diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade l. gn. Herr! Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe.“ — Aehnlich im Mai 76 aus Ilmenau: „Wie mir's gangen ist müssen Sie gleich wissen; ...

ich bin keine sechs Stunden geritten, also wie sich's gehört; da kam ich in ein spitziges Nachtrieseln, das grad vom Wald kam, und traf endlich glücklich bedreckt ein .... Von dem Raub haben Sie nun den Bericht gesehen. Man hat gestreift, nichts gefunden. Die sechs Husaren sind heut hergekommen. Und wollen Morgen auf Frauenwalde, ich will mit." Auch klingen ernstere Mahnungen schon in dieser Zeit an. In demselben Briefe schreibt er dem Herzog frischweg: „Hiernach hab' ich noch eine Lektion für Sie! Da ich so auf dem Wege über Ihre allzugroße Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eigenen Kräfte vergebens anzuflammen .... Seyen Sie hübsch ruhig, soviel's sein kann, leben Sie als homme de lettres und Privatmann; schonen Sie die Hüfte bei dem Wetter."

Jenes wilden Treibens, mit welchem die „Genialität" ihren triumphirenden Einzug auf Gassen und Markt, in Hof und Palast feierte, wurde Goethe's Dichternatur doch bald überdrüssig. Nach zwei Monaten der Zerstreuung, die er mit Maskeraden, Schlittschuhlaufen, Jagen, Trinken und Spielen hingebracht hatte, trieb ihn das Bedürfniß nach einfachen Menschen und schöner Natur von Weimar nach Waldeck. Im geräuschvollen Drange des Lebens hatte er seine Seele stets verschlossen gehalten und aus der erstickenden Luft der Gesellschaft eilte er mit Ungeduld in die reine Stille der Einsamkeit. Bei seiner Reise durch die fichtenbekränzten Gebirge überwehte ihn ein Gefühl der Vergangenheit, bei dem Lili's Bild mit schmerzlicher Gewalt hervortrat.

Das Verlangen des Herzogs, der über die Trennung ungeduldig ward, rief ihn zurück, und während er noch überlegte, ob er in Weimar bleiben oder nach Frankfurt zurückkehren sollte, fing er bereits an, zunächst als Gast, einen Platz im Geheimen Rathe einzunehmen. Er hatte das Hofleben versucht und wollte nun auch das Regiment versuchen. „Ich bin hier wie unter den Meinigen,“ schreibt er, „und der Herzog wird mir täglich werther.“ In der That erwiesen sich die Prophezeiungen seines Vaters als grundlos. Die Verbindung zwischen ihm und Karl August war von ganz anderer Art als die zwischen Friedrich und Voltaire. Im Stillen verachtete Voltaire die Verse seines Gönners, wie dieser im Stillen Voltaire's Schwächen verachtete. Ein paar unbedachte Ausdrücke waren hinreichend, das Band zwischen ihnen zu zerreißen, während ein ganzes Leben die Beziehungen zwischen Goethe und dem Herzog nur enger knüpfte. Ihre Freundschaft war nicht blos eine Verbindung guter Gesellen. Beide hatten große Zwecke und mächtigen Willen. Karl August und Goethe waren nicht gemacht, sich in flüchtigen Zerstreuungen zu verlieren, und noch in den letzten Augenblicken vor den lustigen Ausflügen wurden oft die ernsthaftesten und schwierigsten Geschäfte erledigt. Wohl konnte Goethe sagen:

> Mein Karl und ich vergessen hier,
> Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
> Und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir
> Zu neuen Scenen vorbereitet.

Ja, sie lernten „in holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen!“

Der Herzog wußte, was er that, als er sich über jedes Herkommen hinwegsetzte und Goethe im Juni 1776 zum Range eines Geheimen Legationsrathes mit Sitz und Stimme im Geheimen Rath und zwölfhundert Thalern Gehalt erhob. In einem Briefe an Goethe's Vater erklärte er, sein Sohn könne den Dienst zu jeder Zeit wieder verlassen und die ganze Anstellung sei eine bloße Form und dürfe nicht als Maaßstab seiner Zuneigung gelten. „Goethe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes. Alle andern sind unter seinem Werth.“

Der Posten eines Geheimen Legationsraths in Weimar ist eben nicht übermäßig beneidenswerth, und die zwölfhundert Thaler Gehalt erscheinen um so weniger glänzend, wenn man bedenkt, daß der König von Preußen zu derselben Zeit einer italienischen Tänzerin, der Barberini, genau das Zehnfache gab. Trotzdem machte die Beförderung gewaltiges Aufsehen. Weimar war wie vom Donner gerührt. Schon die Gunstbezeugungen an Wieland hatten zu reden gegeben; aber diese Erhebung eines Frankfurter Bürgerlichen erregte die ernstlichsten Besorgnisse. Ein Dichter ohne Von vor seinem Namen, der mit den Geschäften nicht bekannt, dessen Leben nichts weniger als über allen Tadel erhaben war, sollte plötzlich über alle wahlberechtigten Bewerber emporsteigen! Wenn es dazu kam, was durfte die verdienstvolle Mittelmäßigkeit noch hoffen? welche Vortheile blieben der mühsam erworbenen Geschäftskenntniß?

So murrte der entrüstete Hof. Das Murren ward endlich vernehmlich und fand seinen Ausdruck in Form eines Protestes. Der Herzog hielt es der Mühe werth, sein Ver-

fahren in einer wohlüberlegten Erklärung zu rechtfertigen, und bemerkte mit eigener Hand zu dem Bericht seines Ministeriums: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Ort zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können.“

Wir dürfen wohl Dümonts Aeußerung wiederholen, daß der Fürst, der so etwas mit neunzehn Jahren schrieb, ein ungewöhnlicher Mensch sein mußte. Er hatte nicht nur den Blick, der das Große erkennt, sondern auch den festen Willen, nach seiner Einsicht zu handeln, unbekümmert um Geschäftsgang und Formeln. „Man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur

ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen."*) Das Volk sah, der Herzog war entschlossen. Das Murren verstummte oder löste sich in das müßige Gerede einiger Privatkreise auf, das, wie alle Klatschereien, bald über neuen Gegenständen vergessen ward.

Wenn man billig sein will, war übrigens das Murren in Weimar nicht ganz ohne Grund. In damaligen Zeiten betrachtete der Adel überall die Stellen als sein Eigenthum, und als dem Könige von Baiern einmal ein Bürgerlicher von Talent zu einem Posten empfohlen wurde, rief er: „Was? soll ich einen Abenteurer anstellen?" Daß Friedrich August von Sachsen Verdienste als Anspruch auf Beförderung anerkannte, galt als etwas ganz besonderes. Abgesehen von diesem allgemeinen Vorurtheil, das durch Goethe's Beförderung verletzt wurde, gab das Leben, welches die geniale Gesellschaft führte, nicht nur in Weimar Anstoß, sondern das Aergerniß verbreitete sich auch mit immer wachsenden Uebertreibungen in alle Welt und kam entfernten Freunden zu Ohren. So sandte Klopstock nur einen Monat vor Goethe's Anstellung diesem einen Brief, den die Lästerung von der Freundschaft erpreßt hatte:

„Hamburg, 8. Mai 1776. Hier ein Beweis von Freundschaft, lieber Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht,

*) Goethe's Gespräche mit Eckermann III, 233.

daß ich Ihnen, wenn auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg seyn, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog

diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will. Klopstock."

Goethe's Antwort erfolgte vierzehn Tage später, am 21. Mai. „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und will's Gott, besser, als er uns gesehen hat."

Darauf erwiderte Klopstock voll Entrüstung: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiemit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. —

Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört."

Der Bruch wurde nie wieder geheilt. Stolberg kam nicht nach Weimar, und Klopstock schrieb nicht wieder.

Um zur Sache zurückzukommen: wie viel oder wie wenig thatsächlicher Gehalt den umlaufenden Klatschereien zu Grunde lag, gewiß ist es, daß der Herzog in diesen Orgien die Sorge für das Land nicht vergaß. Sowohl er als sein Freund waren mit dem gründlichsten Ernste thätig. Wenn Weimar, wie ein deutscher Geschichtschreiber bemerkt,*) als leuchtende Ausnahme unter den deutschen Höfen dasteht, so war es, weil Karl August unter dem Einflusse seines Freundes das Wort Friedrich's des Großen: „der Fürsten ist nur der Erste der Unterthanen" im vollsten Sinne verwirklichte. Die wohlthätige Wirksamkeit Goethe's zeigt sich weniger in solchen allgemein bekannten Einzelheiten, wie die, daß er eine Subscription auf Bürger's Homer-Uebersetzung eröffnete und Jung Stilling in seiner Armuth Erleichterung schaffte, als in der stetigen Beförderung des Volkswohls, zu der er den Herzog veranlaßte; in dem Briefwechsel mit diesem erkennt man an hundert kleinen Zügen die Tiefe und Unwandelbarkeit seines Mitgefühls für die untern Klassen.

Daß er freilich nicht die würdige Haltung eines Rathes hatte, ist deutlich genug. Man höre nur, was der alte Gleim darüber erzählt. „Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, kam ich nach Weimar und wollte ihn gern kennen lernen. Ich war Abends zu einer

---

*) Menzel 241.

Gesellschaft bei der Herzogin Amalie eingeladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich.

Die Zephyr'n lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

„Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich Keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuthes beim Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse, und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

„Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur eben so flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet; dem es aber en passant wohl auch

einmal begegnet, und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. — „Beides,“ gab mir dieser zur Antwort; „er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.“

Man muß im Auge behalten, was Goethe in seiner Jugend war, um ganz zu würdigen, was er wurde. Er hatte nicht sobald seine politische Laufbahn angetreten, so begann er die Ausgelassenheit seines Betragens herabzustimmen; ohne den Genüssen des Lebens zu entsagen, bemühte er sich, sein Wesen dem Geschmack der Leute anzupassen, deren würdevolle Haltung nur von der stockenden Langsamkeit ihrer Lebenspulse zeugte. Einen Monat nach seiner Anstellung schreibt Wieland: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzoge und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadlicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt.“ Und an einer andern Stelle: „er hat bei all seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire als alle Hofschranzen, Bonifaz-Schleichers und politische Kreuzspinnen zusammengenommen in Leib und Seele. So lange Karl August lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus.“

Je mehr man mit den Einzelheiten dieser Epoche vertraut wird, desto grundloser erscheint der oft ausgesprochene Vorwurf gegen Goethe, „er habe sein Genie der Hofgunst aufgeopfert.“ Einen äußeren Beruf mußte er wählen. Als bloßer Dichter zu leben war damals noch weniger möglich als jetzt; mit Versen ließ sich wohl Ruhm erwerben, aber kein Geld; Ruhm und Hunger standen damals, wie zu allen Zeiten, in verhängnißvoller Beziehung. Sobald man die Nothwendigkeit eines Lebensberufes zugiebt, verliert der Tadel seinen Boden; denn wenn man dem Dichter ein Verbrechen daraus macht, seine Zeit mit Hoffesten und Regierungsgeschäften, die andere eben so gut besorgt hätten, vergeudet zu haben, so muß man zunächst die Frage beantworten, ob er diese Zeit gespart haben würde, wenn er bei der Rechtswissenschaft geblieben wäre und an den Frankfurter Gerichtshöfen Prozesse geführt hätte. Oder hätte er lieber zu einer Lage herabsteigen sollen wie der arme Schiller, der einen so großen Theil seines kostbaren Lebens in literarischer Tagelöhnerarbeit opferte, indem er französische Bücher für einen jämmerlichen Preis übersetzte? Die Zeit hätte er jedenfalls auch verloren, und für die, welche er dem Herzoge opferte, empfing er, wie er in dem bekannten Gedichte sagt,

— — — was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und er war mir August und Mäcen.

In einem 1801 geschriebenen Briefe an seine Mutter, wo er die Klagen der Leute erwähnt, die seine Stellung so falsch beurtheilen, bemerkt er, sie sähen nur, was er aufgebe, nicht was er gewänne, sie begriffen nicht, wie er täglich reicher werden könne, da er täglich so viel verschwende. Er bekennt, daß der enge Kreis eines bürgerlichen Lebens seinem glühenden und hochfliegenden Geiste nicht zugesagt haben würde. Wäre er in Frankfurt geblieben, so hätte er die Welt nicht kennen gelernt. In Weimar hatte er das Schauspiel des Lebens vor sich, und seine Erfahrung bereicherte sich mit jedem Tage. Verbrachte nicht Leonardo da Vinci einen großen Theil seiner Zeit, indem er den Hof von Mailand mit seiner Poesie und seinem Lautenspiel entzückte? vergeudete er nicht auch seine Zeit mit mechanischen und hydraulischen Arbeiten für den Staat? Kein Vorwurf erhebt sich gegen seinen ehrwürdigen Namen; niemand nennt ihn treulos gegen den Genius; niemand macht ihm einen Vorwurf daraus, daß er eine Zeit lang so wenig gemalt habe. Das „Abendmahl" spricht für ihn. Und sprechen nicht Tasso, Iphigenie, Egmont, Hermann und Dorothea, Faust, Wilhelm Meister und die lange Reihe der übrigen Werke für Goethe?

Ich habe nur von der Verschwendung seiner Zeit gesprochen, denn die Ansicht, daß das Hofleben seinen Geist herabgezogen und dadurch seinem Genie geschadet habe, ist abgeschmackt. Der Leser wird hoffentlich sehen, wie frei sein Verhältniß zum Herzoge von jedem Zwang, von jeder Hemmung einer lebendigen Regung war. Gehörte es doch nach Riemers vollkommen zuverlässiger Versicherung zu den

Klagen der untergeordneten Personen gegen ihn, daß er die Hofetikette nicht genügend beobachte. Wer mit Niebuhr der Meinung ist, der Hof sei die Delila gewesen, der er seine Locken geopfert habe, der versteht weder seinen Genius noch sein Leben. Wäre sein Genie von der stürmischen Art gewesen, wie wir es bei großen Reformatoren und großen Märtyrern finden, — hätte er die Bestimmung gehabt, die Menschheit bis in ihre innersten Tiefen zu erschüttern und durch erhabene Zukunfts-Visionen zu den höchsten Opfern zu entzünden, dann dürften wir allerdings sagen, es ziemte sich nicht für ihn, sich in das bunte Gewühl zu mischen und den rasch hingleitenden Strom beim Klange der Musik und unter dem Jauchzen fröhlicher Stimmen hinabzufahren. Allein er war kein Reformator und kein Märtyrer. Er war ein Dichter, dessen Religion die Schönheit, dessen Heiligthum die Natur, dessen Zweck die Bildung war. Seine Sendung bestand darin, das Leben darzustellen, und dazu mußte er das Leben beobachten. Günstigere Verhältnisse hätten ihn emporheben und in eine großartigere Sphäre versetzen können. Es wäre ganz etwas anderes gewesen (das fühlte er oft), wenn er eine Nation vor sich gehabt hätte und nicht eine bunte Masse kleiner Stämme, die genug vom Vaterlande sprechen, aber in keiner Weise vorbereitet sind, ein Volk zu werden. Es giebt noch manch ein Wenn, in welchem „ungemein viel Kraft steckt;" indessen, da er die Verhältnisse nicht machen konnte, so müssen wir seinem Beispiele folgen und mit dem vorlieb nehmen, was die Götter ihm gewährten. Ich wüßte nicht, in welcher andern Sphäre, die ihm offen stand, sein Genius sich reiner hätte entfalten können,

und ich sehe dagegen, daß er sich aus den gegebenen Verhältnissen einen würdigen Tempel schuf, auf dessen Altar die Flamme mit unwandelbarer Klarheit loderte. Gönnen wir phantasiereicheren Lebensbeschreibern die Beschäftigung, zu untersuchen, was Goethe hätte sein können, und suchen wir annähernd zu verstehen, was er war.

„Poesie (sagt Carlyle tiefsinnig), ist der Versuch des Menschen, sein Dasein harmonisch zu gestalten.“ Sie ist die Blüthe des Lebens, aber nicht das Leben selbst mit seinen täglichen Bedürfnissen, seinen täglichen Kämpfen, seiner täglichen Prosa. Der wahre Dichter schickt sich mit männlichem Geiste in die Lage, in die ihn das Schicksal versetzt, und sucht sich innerhalb derselben sein Dasein harmonisch zu gestalten; der eingebildete gleicht dem Handwerker, der mit seinem Arbeitszeuge hadert, und betäubt uns mit Versicherungen, was er geworden wäre, wenn er in andern Verhältnissen lebte. Die Ereignisse führten Goethe an einen kleinen Hof, wo ihn Freundschaft, Liebe, Muße und die Aussicht auf ein freieres und edleres Leben, als die Frankfurter Gerichtshöfe darboten, fesselten. Er wählte seine Bahn mit Ueberlegung; die folgende Darstellung wird zu zeigen suchen, daß er Mittel fand, seinem Genius treu zu bleiben.

Es ist kaum der Mühe werth, das Geschwätz von seinem Servilismus und seiner Fürstendienerei zu beantworten. Es ward ihm nicht zugemuthet, servil zu sein, und er hatte von Natur den Stolz eines Königs. „Es heißt, ich sei ein Fürstendiener, ein Fürstenknecht,“ sagte er zu Eckermann. „Als ob damit etwas gesagt wäre. Diene ich

denn etwa einem Tyrannen, einem Despoten? diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte, und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden, als die seinigen. Soll ich denn mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist.“ *)

Um diese Frage mit eins zu erledigen, lese man den folgenden Brief von Merck — von demselben Merck, der nach Falck so bitter über Goethe's Zeitvergeudung in Weimar geklagt haben soll. „Ich habe Goethen neulich auf der Wartburg besucht (schreibt er an Nicolai), und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut es, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Si-

*) Vergl. auch Buch 5, Abschnitt 3, im zweiten Bande.

tuation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut . . . Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respectabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je gesehen habe, — und überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren." Die langjährige und herzliche Correspondenz, die Merck mit dem Herzoge unterhielt, ist der beste Beweis von der Aufrichtigkeit seines Urtheils.

Vierter Abschnitt.

Frau von Stein.

Aus der großen Zahl der flüchtigen Neigungen, mit denen Goethe sich unterhielt, hebt sich Eine empor, die aus dem Funken zur Flamme aufschlagend zu übermächtigem Einflusse erwächst und alle andern verschlingt. Sie lodert nicht empor, um wieder zu verlöschen, sondern brennt zehn Jahre lang fort, so daß also keine der früheren Leidenschaften mit ihr zu vergleichen ist. Sie ist ein Silberfaden zwischen den mannigfachen Fäden, aus denen das bunte Gewebe seines Lebens zusammengesetzt ist. Ich will ihn ablösen, um ihn für sich zu betrachten.

Die Baronin von Stein, Hofdame und Gemahlin des Oberstallmeisters, war eine durch Geburt und Stellung hervorragende Frau. Sie stammte von einer schottischen Familie Irving ab und war die Schwägerin des Baron Imhoff, der seine erste Frau an Warren Hastings verkaufte. Sie war bereits Mutter von sieben Kindern und stand in einem Alter, das bei verführerischen Frauen besonders gefährlich ist; sie war dreiunddreißig. Wir können die Gewalt ihrer Persönlichkeit ahnen, wenn wir ihr Bild betrachten

und uns diese feinen koketten Züge mit dem Reiz der Sinnlichkeit, der Heiterkeit und der Weltbildung beseelt denken. Sie konnte gut singen, spielen, zeichnen, sie sprach gut, wußte Poesie zu würdigen und behandelte Gefühlssachen mit dem zarten Takt einer Frau von Welt. Ihre schönen Finger hatten manches ernsthafte Buch durchblättert, und sie verstand es, auch aus unscheinbaren Blumen Honig zu saugen. Bei manchen sittlichen Mängeln, die bald hervortreten werden, übte sie auf alle ihre Bekannten einen eigenthümlichen Zauber aus, und wie mehrfach versichert wird, behielt sie diesen Zauber selbst in höherem Alter. Einige Jahre nach ihrer ersten Bekanntschaft mit Goethe schreibt Schiller über sie an Körner: „Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

In Pyrmont war es, wo Goethe zuerst das Portrait der Frau von Stein erblickte und in Folge von Zimmermann's Mittheilungen über sie drei Nächte lang schlaflos war. Zimmermann schrieb ihr diese schmeichelhafte Neuigkeit und fügte hinzu, Goethe werde jedenfalls nach Weimar kommen, um sie zu sehen. Goethe schrieb unter ihr Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die

Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck." In ihrer Antwort an Zimmermann bittet sie um weitere Nachrichten über Goethe und äußert den Wunsch, ihn zu sehen. Dies ruft von seiner Seite die Bemerkung hervor, „sie wisse nicht, in welchem Grade der bezaubernde Mann ihr gefährlich werden könne." In solche Gefahren stürzen schöne Frauen sich gern, besonders wenn sie, wie Frau von Stein, sich selbst vollkommen in der Gewalt haben.

Noch blutend an der Trennung von Lili, noch bebend von der Aufregung des Sieges über seine Leidenschaft, fand er das reizende Weib. Die Erde bleibt lange warm, nachdem die Sonne unter den Horizont versunken ist; auch das Herz erkaltet nur allmälig nach dem Niedergange seiner Sonne. Goethe war also vorbereitet, sich sterblich in ein Wesen zu verlieben, welches „alles durch's Medium der Liebe sah." Und beachtenswerth ist es, von welcher Art der Gegenstand der Anbetung ist, den er sich jetzt erwählte. Bisher haben ihn nur ganz junge Mädchen angezogen, deren Jugend und kindliche Schönheit seine unruhige Phantasie ergriffen; jetzt aber fesselt ihn ein Weib, ein Weib von Rang, von Welt, ein Weib von Bildung und Erfahrung, ein Weib, das statt sich dem Reize seiner Liebe hinzugeben, die Flamme lebendig zu erhalten weiß, ohne von ihrer Höhe herabzusteigen. Die andern liebten ihn, zeigten ihm ihre Liebe — und wurden vergessen. Sie wußte ihn in dem süßen Fieber der Hoffnung zu erhalten, machte sich ihm nothwendig, machte ihre Liebe zum

Ziele seiner Sehnsucht und hielt ihn in der Aufregung eines Mannes,

der nie beglückt wird, doch es stündlich hofft.

Berücksichtigen wir die herrschenden Ansichten und gesellschaftlichen Zustände der Zeit, berücksichtigen wir, daß Herr von Stein nach der Mittheilung seines Sohnes kaum einmal die Woche zu Hause war und auf eheliche Zärtlichkeit nicht den mindesten Anspruch machte, so erscheint es uns begreiflich, daß Goethe's offenkundige Leidenschaft in Weimar vielfache Theilnahme fand. Kein Wort des Tadels wurde darüber laut. Man sah einen Liebenden, dem seine Geliebte eben genug Aufmunterung gab, um ihn im Feuer zu erhalten, und den sie zu zügeln wußte, sobald sein Verlangen zu ungestüm ward. In seinen ersten Briefen an sie wechseln Ausbrüche der Gluth und plötzliche Zurückhaltung; zuweilen entschlüpft ihm das zärtliche Du, und am nächsten Tage stellt sich wieder das vorgeschriebene Sie ein. Diese Briefe folgen ziemlich Tag für Tag. Schon im Januar 1776 entschlüpft ihm die bezeichnende Wendung: „Adieu, Engel, ich werde eben nie klüger und muß Gott danken dafür! Adieu, und mich verdrießt's doch auch, daß ich dich so lieb habe und just Dich!"

Als Antwort, wie es scheint, auf etwas, das sie geschrieben hat (denn leider besitzen wir nichts von ihren Briefen; sie war so klug, sie von ihm zurückzufordern und zu verbrennen, während sie die seinigen sorgfältig aufhob), schreibt er folgendes:

„Warum soll ich Dich plagen! liebstes Geschöpf! — Warum mich betrügen und Dich plagen und so fort. —

Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. — Glaub mir, wenn ich so klar wie Faden mit Dir redte, Du bist mit mir in Allem einig. — Aber eben weil ich die Sachen nur seh', wie sie sind, das macht mich rasend. Gute Nacht Engel und guten Morgen. Ich will Dich nicht wiedersehen — Nur — Du weißt Alles — Ich hab mein Herz — Es ist Alles dumm, was ich sagen könnte. — Ich seh Dich eben künftig wie man Sterne sieht." Und wenige Tage später: „Adieu, liebe Schwester, weils denn so sein soll."

Ich wähle noch einige Briefe aus, die für den Ton dieses Verkehrs bezeichnend sind:

Den 1. Mai. „Heut will ich Sie nicht sehen. Ihre Gegenwart gestern hat einen so wunderbaren Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht weiß, ob mirs wohl oder weh bei der Sache ist. Leben sie wohl, liebste Frau."

Den 1. Mai Abends. „Du hast recht, mich zum Heiligen zu machen, das heißt von Deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig Du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab nichts, als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will. Siehst Du die trefflichen Wortspiele. Also auch morgen. Gut, ich will Dich nicht sehen. — Gute Nacht."

Ein leidenschaftlicher Brief vom 24. Mai zeigt uns, daß sie mit ihm über die Rücksichten auf den Schein und die Meinung der Welt gesprochen hatte.

„Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt,

auch das gestört! — Ich war darauf vorbereitet; ich litt nur unendlich für das Vergangene und für das Künftige und für das arme Kind, das hinausging, das ich zu solchen Leiden in dem Augenblicke geweiht hatte. Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe eben so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet Alles, lindert Alles, kräftigt Alles, der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. — Sie wissen nicht was sie thun. Die Hand des Einsamverschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart wo sie aufliegt. Adieu, Beste."

Den 25. Mai. „Sie sind sich immer gleich, immer die unendliche Lieb' und Güte. Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache. Ich wills künftig suchen allein tragen zu lernen."

Den 2. Juni. „Adieu. Sein Sie mir lieb wie immer, ich will auch seltener kommen."

Den 4. Juni. „Hier, liebe Frau, den Tribut. Ich will sehen, ob ichs aushalte nicht zu kommen. Ganz sind Sie nicht sicher vor mir. Gestern hatt' ich wieder einige Augenblicke, in denen ich recht fühlte, daß ich Sie lieb habe."

Den 6. Juni. „Das konnten Sie mir also thun und gestern von Tiefurt bleiben. Freilich was Sie thun, muß mir recht sein!! Es machte mich nur traurig."

Den 7. Juni. „Sie sind lieb, daß Sie mir Alles gesagt haben! — Man soll sich Alles sagen, wenn man sich liebt. Liebster Engel, und ich habe wieder drei Worte in der Hand, Sie über Alles zu beruhigen, aber auch nur Worte von mir zu Ihnen. — Ich komme heute noch. Adieu."

Sie mußte Weimar eine Zeit lang verlassen. „Liebste Frau (schreibt er), ich darf nicht dran denken, daß Sie Dienstag weggehn. Denn was hilft Alles! Die Gegenwart ists allein, die wirkt, tröstet und erbauet! — Wenn sie auch wohl manchmal plagt — und das Plagen ist der Sommerregen der Liebe."

Merkwürdig ist das Briefchen vom 9. Juli. „Gestern Nachts liege ich im Bett, schlafe schon halb. Philipp [sein Diener] bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. — — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt. So Alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht!"

Noch eine Aeußerung. „Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schicksal, man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es thut."

Nach kurzer Zeit wird der Ton gesetzter. Wie sich sein Betragen in Weimar überhaupt nach den ersten wilden Wochen zu gelasseneren Formen herabstimmte, so werden in diesen Briefen bald die Ausrufungen seltener und die Du's fallen ganz weg Doch die Liebe durchglüht sie noch immer. Sie folgen ununterbrochen und zeugen von ununterbrochener Beschäftigung mit dem Gegenstande. Gewisse empfindsame Leser werden sich vielleicht entsetzen, daß so viel von Essen

und Trinken die Rede ist; indessen wenn sie an Lotte denken, die den Kindern Butterbrot giebt, so werden sie sich nicht wundern, wenn der Verfasser des Werther seine weimarsche Geliebte mit beredten Worten bittet, ihm eine Bratwurst zu schicken.

Fünfter Abschnitt.

Das Gartenhaus.

Noch jetzt kann der Besucher die Inschrift lesen — eine Huldigung und ein Andenken — durch welche Goethe die glücklichen Stunden der Liebe mit den glücklichen Stunden einsamer Thätigkeit verknüpft hat, die er in seinem Gartenhause im Park verlebte. Mit Recht ist der Platz der Frau von Stein geweiht. Die ganze Umgebung spricht von ihr. Hier sind die Beete, von denen fast jeden Morgen Blumen, noch naß von Thau, begleitet von nicht minder frischen und reizenden Briefen, als Gruß der Liebe bei ihr eintrafen. Hier sind die Beete, wo der Spargel wuchs, den er so stolz war ihr senden zu können. Hier ist das Zimmer, wo er von ihr träumte; hier das Zimmer, wo er arbeitete, während ihr Bild ihn umschwebte. Das Haus ist nur zwanzig Minuten von ihrer Wohnung entfernt; ein Gehölz von mächtigen Bäumen lag dazwischen.

Die Lage des Gartenhauses wird dem Leser aus der Schilderung des Parks erinnerlich sein. Ursprünglich gehörte es Bertuch. Eines Tages als der Herzog lebhaft in Goethe drang, in Weimar zu bleiben, erwähnte der noch unschlüssige

Dichter, der damals im Jägerhause an der Belvedere-Allee wohnte, unter andern Entschuldigungen den Mangel eines eigenen Grundstücks, wo er seine Neigung zum Gartenbau ungestört befriedigen könnte. „Zum Beispiel Bertuch befindet sich vortrefflich; hätte ich nur ein Fleckchen Land wie das!" Darauf geht der Herzog (der Zug ist charakteristisch) zu Bertuch und sagt ihm ohne Umschweife: „Bertuch, ich muß deinen Garten haben." Bertuch ist höchst erstaunt; „Aber Durchlaucht —!" „Kein Aber!" unterbricht ihn der junge Fürst, „ich kann dir nicht helfen, denn Goethe will ihn haben und mag hier ohne ihn nicht leben." Vielleicht wäre dies für Bertuch nicht bestimmend gewesen, wenn nicht der Herzog seine willkürliche Forderung durch das Anerbieten eines weit werthvolleren Hauses und Gartens annehmbar gemacht hätte. In wenigen Tagen erhielt Goethe das Gartenhaus als Geschenk seines fürstlichen Freundes.

Es liegt allerliebst und ist, obwohl nicht groß, doch eins der beneidenswerthesten Häuser in Weimar. Durch die Wiesen, die es umgeben, fließt die Ilm. Die Stadt, obgleich so nahe, wird durch die dichten Bäume durchaus verdeckt. Die Einsamkeit ist vollständig; nur gelegentlich durchbricht sie der Schall der Kirchenglocken, die Musik von der Kaserne her und der Schrei der Pfauen, die sich im Parke brüsten. So entzückt war Goethe von diesem Hause, daß er hier sieben Jahre lang Winter und Sommer hindurch wohnte; und als ihm der Herzog 1782 das Haus auf dem Frauenplan schenkte, konnte er sich nicht entschließen, es zu verkaufen, sondern zog sich nach wie vor mit Vergnügen dahin zurück. Oft, wenn er allein und ungestört sein wollte,

verschloß er sämmtliche Thüren der Brücken, die von der Stadt zu dem Hause hinführten, so daß man, wie Wieland klagte, nur mit Hilfe von Dietrichen und Brechstangen zu ihm dringen konnte.

In diesem kleinen Garten war es, wo er die Entwicklung der Pflanzen studirte und manche jener Beobachtungen und Untersuchungen anstellte, durch die er sich einen hohen Rang unter den Naturforschern erworben hat. Hier war es, wo der Dichter dem Hofe entschlüpfte. Hier war es, wo der Liebende in seiner Liebe glücklich war. Wie bescheiden ist dieses Gartenhaus in der Wirklichkeit, wie entfernt von allen Vorstellungen, die man sich etwa davon gebildet hat! Die Lage ist allerdings von der Art, daß sie mancher reiche Kaufmann in England gern zu einer hübschen Villa annehmen würde: auf sanftem Abhange ein freundlicher Obst- und Blumengarten; gegenüber ein großer Fahrweg an der lieblichen Wiese entlang, die von den stattlichen Bäumen des Parks beschattet wird. Das Haus selbst dagegen würde ein englischer Hauptmann auf Halbsold als eine elende Hütte betrachten, und doch genügte es für den Hofmann und Minister. Hier war der Herzog beständig bei ihm; oft saß er bis tief in die Nacht in ernstem Gespräch und schlief auf dem Sopha, statt nach Hause zu gehen. Oft kam er mit seiner Gemahlin und speiste mit dem Dichter in der einfachsten und anspruchslosesten Weise; die ganze Mahlzeit bestand einmal, wie wir gelegentlich aus den Briefen an die Stein erfahren, aus einer Biersuppe und kaltem Braten.

Es hat etwas äußerst Anziehendes, solche Züge der Einfachheit des damaligen Lebens zu verfolgen. Die eigene

Hütte des Herzogs, das Borkenhaus, ist bereits beschrieben. Die Hütte, worin Goethe bei Ilmenau lebte, und die mehr als bürgerliche Bescheidenheit des Gartenhauses sind redende Beweise dafür, daß er, wenn er sein Genie dem Hofe geopfert, es wenigstens sicher nicht gethan hat, um sich Sinnengenüsse oder äußeren Prunk zu verschaffen. Seinem einfachen Geschmack war jede Art von Luxus völlig gleichgültig.

Die Liebe zur Natur war es, der er diese Einfachheit und Abhärtung verdankte. Er hatte kein Bedürfniß, als sie zu empfinden. In einer Zeit, wo ein großer Theil des deutschen Bürgerstandes, besonders der Gelehrten, gegen alle Bewegung im Freien eine förmlichen Widerwillen zu haben schien, waren freie Luft und kaltes Wasser für Goethe unentbehrlich. Beim Umbau seines Gartenhauses zog er trotz der rauhen Jahreszeit nicht aus, und mit Triumph erzählt er: „ich habe wieder Fenster und kann wieder Feuer anmachen, das mir bei der Witterung sehr zu Statten kommt.“ Am 3. Mai 1777 schreibt er an die Stein: „Guten Morgen mit Spargels. Wie ist's Ihnen gestern gegangen? Mir hat Philipp noch einen Eierkuchen gebacken, und darauf hab' ich mich in meinen blauen Mantel gehüllt auf den Altan an dem Boden in ein trocken Winkelchen gelegt und im Blitz, Donner und Regen herrlich geschlummert, daß mir sogar mein Bett nachher fatal war.“ Und am 19. Mai: „Danke für das Frühstück. Hier schick ich etwas dagegen. Heut Nacht hab' ich auf meinem Altan unterm blauen Mantel geschlafen, bin dreimal aufgewacht um 12, 2 und 4, und jedesmal neue Herrlichkeit des Himmels um mich.“ Zu allen Tageszeiten suchte er Kraft in der freien Himmelsluft:

Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh'.

Die Bäder in der Ilm erquickten ihn selbst in tiefer Nacht. Mit Hülfe von Korkstücken (die er nachher so oft als dichterische Bilder benutzt hat) lernte er schwimmen, und keine Unfreundlichkeit des Wetters konnte ihn von diesem Genusse zurückhalten. Die Ballade vom Fischer spricht den zauberischen Reiz der Fluth, der uns gewaltsam in die tückische Tiefe lockt, mit wundervoller Anmuth aus.

Eine kleine Anekdote möge hier Platz finden. In einer Nacht, wo der Mond ruhig auf unsern poetischen Schwimmer schien, wollte ein Bauer aus Oberweimar auf dem Heimwege eben über das Gatter der Schloßbrücke steigen. Goethe bemerkte ihn, und in einem Anfalle der tollen Laune, die Weimar so oft in Bewegung gesetzt hatte, gab er wilde und wunderbare Töne von sich und tauchte mit seiner weißen Gestalt und seinem langen schwarzen Haar im Wasser auf und nieder, so daß der Bauer entsetzt davonfloh, als wäre ihm ein Heer von Teufeln im Nacken.

Sechster Abschnitt.

Liebhabertheater.

„Mag mein jetziges Leben (schrieb Goethe im Januar 1777 an Lavater) so lange währen als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt, es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich.“

„Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar (schrieb Merck), lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen Herrn und Diener weit; allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt Alles, und jedermann ist mit ihm zufrieden,

weil er Vielen dient und Niemandem schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?"

Seine Gegenwart war bereits in geschäftlichen Verhältnissen fühlbar geworden; nicht nur, sofern sein fürstlicher Freund sich unter seinen Einflüssen bildete, sondern auch in praktischen Maßregeln. Er hatte den Herzog veranlaßt, Herder als Hofprediger und Generalsuperintendenten nach Weimar zu berufen; was in Weimar wieder Anlaß zu Mißstimmung und Klatschereien gab, indem man erzählte, Herder habe die Kanzel gestiefelt und gespornt bestiegen. Nicht zufrieden damit, auf die höheren Kreise einzuwirken, suchte Goethe auch die Lage des Volks zu verbessern und entwarf unter anderm einen Plan zur Wiedereröffnung der Bergwerke bei Ilmenau, an die man seit Jahren nicht gedacht hatte.

Die Vergnügungen gingen mit den Geschäften Hand in Hand. Von besonderem Interesse unter den ersteren ist das Liebhabertheater, welches bald nach seiner Ankunft eingerichtet wurde. Das Weimarsche Schauspielhaus war 1774 durch einen Brand zerstört worden; Seyler war mit seiner Truppe weggezogen, und die Stadt befand sich ganz ohne Bühne. Gerade damals aber war die „Wuth" der Liebhabertheater auf dem Gipfel. In Berlin, Dresden, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg und Fulda waren gefeierte Liebhabertruppen. In Würzburg trug eine hochadlige Gesellschaft den Kothurn; in Eisenach nahmen Fürst und Hof an den Darstellungen Theil. Selbst die Universitäten, die früher aus religiösen Gründen gegen das Drama geeifert hatten, vergaßen jetzt ihre Feindschaft und erlaubten den

Studenten in Wien, Halle, Göttingen und Jena theatralische Aufführungen.

Die Weimarsche Bühne überflügelte alle. Sie hatte ihre Dichter, wie Goethe und Einsiedel, ihre Componisten, ihre Decorationsmaler, ihre Costümschneider. Wer irgend ein Talent für Gesang, Deklamation oder Tanz zeigte, ward herangezogen und mußte mitwirken, wie wenn er sich sein Brot damit verdienen sollte. Die fast täglich vorkommenden Proben der Schauspiele, Opern und Ballete unterhielten und erheiterten Männer und Frauen, die froh waren, auch einmal etwas zu thun zu haben. Die Truppe war ausgesucht: die Herzogin Amalie, Karl August, Prinz Constantin, Bode, Knebel, Einsiedel, Musäus, Seckendorf, Bertuch und Goethe, nebst Corona Schröter, Kotzebue's Schwester Amalie und Fräulein Göchhausen. Sie bildeten zusammen eine wunderbare wandernde Gesellschaft, die von Weimar aus nach allen Schlössern in der Umgegend — nach Ettersburg, Tiefurt, Belvedere, selbst nach Jena, Ilmenau und Dornburg zog. Wenn die Truppe sich in Bewegung setzen wollte, erhielt Bertuch, wie Falk berichtet, noch ganz spät den Befehl, mit Tagesanbruch die Packesel oder den Küchenwagen bereit zu halten. War nur ein kleiner Ausflug beabsichtigt, so genügten drei Küchenesel; ging's aber weiter über Berg und Thal, in die Ferne, da gab es die Nacht genug zu schaffen, und alle herzoglichen Töpfe und Pfannen waren in Bewegung. Welch ein Kochen und Sieden und Braten und Schmoren! welch ein Gemetzel unter den Hühnern, Tauben und Kapaunen! Die Ilmteiche wurden nach Fischen durchstöbert, die Felder nach Rebhühnern, die

Keller mußten ihre Weine hergeben. Mit Sonnenaufgang ritt die lustige Schaar fort, voll übermüthiger Lebenslust und reizender Aussichten. Fort ging es, durch Einsamkeiten, deren uralte Riesenbäume nur den über ihren Wipfeln ruhenden Falken oder das scheu an der Hütte des Köhlers vorüberspringende Reh zu erblicken pflegten. Fort ging es: Jugend, Schönheit, Heiterkeit, Hoffnung, ein glänzender Zug, gleich dem im Ardennerwald, wo der ernste Herzog und seine Begleiter die Sorgen und den „gemalten Pomp" der Welt „im Schatten schwermuthsvoller Wipfel" zu vergessen suchten.

Die Bühne war schnell genug hergestellt. Bei Ettersburg sind noch die Spuren der Waldbühne zu sehen, wo bei günstigem Wetter gespielt wurde. Auch ein Flügel des Schlosses war zum Theater eingerichtet. Aber Vorstellungen unter freiem Himmel waren am beliebtesten. Zu den Proben und Aufführungen in Ettersburg wurden die Schauspieler, oft nicht weniger als zwanzig an der Zahl, in herzoglichen Wagen befördert, und am Abend, nach einem fröhlichen Schmause, der oft durch Gesänge belebt ward, begleiteten die Husaren der herzoglichen Leibwache sie mit Fackeln zurück. Da gab man Einsiedels Oper „die Zigeuner," mit überraschender Lebenswahrheit. Scenen aus dem Götz wurden eingeflochten. Die erleuchteten Bäume, die Zigeunergruppen im Gehölz, die Tänze und Gesänge unter dem Sternenhimmel, zu denen von fern das Waldhorn erklang, gaben ein Bild, dessen magische Wirkung unvergeßlich war. Auch an der Ilm bei Tiefurt, gerade an der Stelle, wo der Fluß eine anmuthige Krümmung macht, hatte man

ein förmliches Theater geschaffen. Natürliche Gegenstände, wie Bäume, Fischer, Nixen, Wassergeister, Mond und Sterne, wurden hier mit dem glücklichsten Erfolge zum Mitspielen verwendet.

Der Inhalt der Darstellungen war eben so verschieden wie die Schaubühnen: zuweilen gab man französische Lustspiele, manchmal ernste Kunstwerke, oft übermüthige Possen. Gelegentlich spielte man Charaden, wobei der Plan vorher bestimmt war, der Dialog aber der Eingebung des Augenblicks überlassen blieb. Einst wurde ein Schauspieler, wie das beim Improvisiren vorkommt, zu wortreich und blieb nicht bei der Sache, da stürzten andere auf die Bühne, schleppten ihn mit Gewalt hinweg und benachrichtigten die Zuschauer (wie wenn es zum Stücke gehörte), er sei plötzlich unwohl geworden. Wir besitzen noch die Umrisse eines Zauberspiels „Minerva's Geburt, Leben und Thaten," das zu Goethe's Geburtstage verfaßt wurde. Es war ein großartiges Schaustück, mit Musik von Seckendorf. Die Charaktere wurden nicht, wie man glauben sollte, durch Puppen, sondern durch Herren und Damen dargestellt. Die Bühne war das sogenannte kleine Colosseum bei Tiefurt, an dessen Stelle früher eine einsame Waldhütte stand. Bei der Aufführung ward jeder Kunstgriff angewandt, um die Wirkung zu erhöhen; die Gestalten bewegten sich als Silhouetten hinter einem durchsichtigen weißen Vorhange. Es war dieselbe Art von Schauspiel, wie es Chiron seinem Zöglinge Achill zum Besten gab; „zitternde Schatten" nennen es die Alten, die Neuern „chinesische Schattenspiele." Sie waren in dieser Zeit vom Herzoge Georg von Meiningen in

Weimar eingeführt worden und standen außerordentlich in Gunst.

Der Inhalt des Tiefurter Stücks ist merkwürdig: Jupiter (Maler Kraus, mit kolossalem Pappenkopf) hat die Metis verschlungen, um die Weissagung zu vereiteln, daß ihr Kind ihn vom Throne stoßen werde. In Folge dessen hat er entsetzliche Kopfschmerzen; Ganymed, der hinter ihm auf einem Adler sitzt, reicht ihm die Nektarschale; indeß, die Qualen des Donnerers nehmen sichtlich zu, und Ganymed erhebt sich in die Lüfte, um Aeskulap und Vulkan zu holen. Aeskulap versucht die Heilung vergebens. Ein herbeigerufener Cyklop bewirkt ein Nasenbluten, aber ohne Erfolg. Nun kommt der mächtige Vulkan (den der Herzog selbst darstellte); mit dem Schurzfell umgürtet, in der einen Hand seinen Hammer, in der andern eine große Eisenstange, tritt er an seinen leidenden Vater heran und zersplittert mit einem gewaltigen Hammerschlage den göttlichen Schädel, aus dem Minerva, die Göttin der Weisheit (Corona Schröter), hervortritt, zuerst ganz klein, aber durch künstliche Vorrichtung rasch heranwachsend, bis endlich ihre ganze hohe Gestalt, von leichter Gaze umhüllt, dasteht. Vater Zeus empfängt sie aufs herzlichste, und alle Götter bringen ihr reiche Geschenke dar. Sie empfängt den Helm, die Aegis und den Speer, Ganymed setzt ihr die Eule zu Füßen, und unter Musik und Chorgesang fällt der Vorhang.

Im dritten und letzten Akt war der Dichter von der mythischen Ueberlieferung abgewichen. Die neugeborne Göttin liest im Buche des Schicksals und findet da den 28. August als einen der glücklichsten Tage angezeichnet. Vor dreiund-

dreißig Jahren, sagt sie, ward an ihm ein Mann geboren, den die Welt als einen der weisesten und besten verehren wird. Darauf erscheint ein geflügelter Genius in den Wolken und trägt Goethe's Namenszug. Minerva bekränzt ihn und verleiht ihrem Lieblinge untern andern Geschenken die goldene Leier Apolls und den Blumenkranz der Musen. Nur die Peitsche des Momus, auf der das Wort „Vögel" steht, wird von der Göttin weggeworfen, während die Namen Iphigenie und Faust in Transparentfeuer in den Wolken erscheinen. Zum Schluß tritt Momus wohlgemuth vor und überreicht dem Dichter das verworfene Zeichen seiner Gunst.

Das war die Eröffnung und Einweihung des neuen Tiefurter Hoftheaters. Es ist klar, daß das Stück nur den Zweck hatte, den Geburtstag Goethe's, als des Direktors der Gesellschaft, zu feiern; seine Anlage giebt uns keinen ungünstigen Begriff von dem Talent und der Sorgfalt, die auf diese Unterhaltungen verwandt wurden. Bezeichnend übrigens ist es, daß, wenn Goethe zum Geburtstag der Herzogin Feste veranstaltete, Weimar seinerseits den Geburtstag Goethe's mit Festen verherrlichte.

Ein anderes beliebtes Zauberstück war König Midas, das in Amaliens Briefen an Knebel vom Jahre 1781 erwähnt wird. Doch am bekanntesten unter den für Tiefurt bestimmten Dramen ist Goethe's Singspiel, die Fischerin, aus dem Sommer 1782. Der allerliebste Text, den der Erlkönig eröffnet, ist in Goethe's Werken enthalten. Das Stück ward im Tiefurter Parke gespielt, zum Theil am Ufer der Ilm in der Nähe der Brücke, zum Theil auf der Ilm selbst, die mit zahlreichen Fackeln und Lampen erhellt war.

Unter hohen Erlen am Flusse standen Fischerhütten verstreut; dazwischen Netze, Boote und sonstiges Geräth. Auf dem Heerde Dorothea's (es war Corona Schröter) brannte Feuer. In dem Augenblicke, wo die zusammenberufenen Fischer ihre Fackeln und Besen anzündeten und sich theils in die Boote, theils am Ufer entlang zerstreuten, um das verloren geglaubte Mädchen zu suchen, erschienen die Hügel, die sich zur Ilm hinab ziehen, plötzlich in glänzender Beleuchtung, die alle nahen Gegenstände bestrahlte und sich im Wasser abspiegelte, während die entfernteren Baumgruppen und Höhen im tiefsten Dunkel lagen. Die Zuschauer hatten sich sehr zahlreich versammelt, und da sie sich auf der hölzernen Brücke zusammendrängten, um das magische Spiel der Lichter auf dem Wasser zu beobachten, so brach die Brücke unter der Last, und die eifrigen Bewunderer fielen in den Fluß. Es wurde indeß niemand beschädigt. Man lachte herzlich über das unfreiwillige Bad, und der Unfall ward als ein spaßhaftes Zwischenspiel angesehen.

Bei der Aufführung von Aristophanes' Vögeln in Ettersburg waren alle Schauspieler in wirkliche Federn gekleidet und trugen vollständige bewegliche Vogelmasken. Sie schlugen mit den Flügeln, rollten mit den Augen und parodirten die Natur auf die lächerlichste Weise. Es gab indeß neben diesen Tollheiten und Schattenspielen auch Aufführungen von völlig ernsthaftem Charakter; so stellte man Goethe's „Mitschuldige" mit folgender Besetzung dar:

Alcest . . . . . Goethe,
Söller . . . . . Bertuch,
Der Wirth . . . Musäus,
Sophie . . . . . Corona Schröter.

Als der Leipziger Student das Lustspiel schrieb, ließ er sich wohl schwerlich träumen, daß er es einst am Hofe zu Weimar spielen würde! Ebenso führte man „die Geschwister“ auf, die Goethe im Laufe dreier Abende, wie es heißt, aus Bewunderung für Amalie Kotzebue, die Schwester des damals ganz jungen Dramatikers, verfaßt hatte. Wie Kotzebue erzählt, übernahm Goethe den Wilhelm, seine Schwester die Marianne, und ihm selbst war die Rolle des Postillons zugefallen, in der er mit nicht geringem Stolze zum erstenmal vor dem Publikum auftrat. Noch ein anderes Stück war Cumberland's „Westindier“, worin der Herzog den Major O'Flaherty, der große Eckhoff den Vater und Goethe den Belcour gab; der letztere sah, wie es heißt, im weißen Rock mit Silbertressen, blauseidener Weste und blauseidenen Hosen zum Entzücken aus.

Ich darf bei dieser Aufzählung die damals erst in Prosa vorhandene Iphigenie nicht übergehen. Hier war die Besetzung:

Orest . . . . . Goethe,
Pylades . . . . Prinz Constantin,
Thoas . . . . . Knebel,
Arkas . . . . . Seidler,
Iphigenie . . . . Corona Schröter.

„Nie werde ich den Eindruck vergessen,“ schreibt Hufeland, „den Goethe als Orestes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe.“ Sein Spiel hatte, so

viel ich ersehe, die gewöhnlichen Fehler eines Dilettanten; es war ungestüm und doch steif, übertrieben und doch kalt; er entfaltete seine schöne klangreiche Stimme ohne Rücksicht auf die Feinheiten der bewegten Empfindung. Dagegen scheint er in komischen Rollen vortrefflich gewesen zu sein; je derber der Spaß, je wohler fühlte er sich dabei; und man kann sich seinen ganzen behaglichen Uebermuth im „Jahrmarkt von Plundersweilern" oder in der tollen Posse „die geflickte Braut" vorstellen*), in der er seinem Spott über die Empfindsamkeit des Zeitalters Luft machte, seinen eigenen Werther verhöhnte und Jacobi's Woldemar unbarmherzig geißelte.**)

Ich habe die vereinzelten Nachrichten über diese theatralischen Hergänge ohne Rücksicht auf die Jahreszahlen neben einander gestellt. Welche Fülle von Genuß gewährten sie! welche angenehme gesellige Beschäftigung! welche endlose Unterhaltung bei Tisch in späteren Zeiten! Auch blieben sie nicht ohne Gewinn. Wilhelm Meister ward in dieser Zeit entworfen und zum Theil geschrieben; und wenn man an Goethe's Neigung denkt, überall seine eigenen Erlebnisse zu gestalten, so wird man sich weder über den Reichthum von theatralischen Erfahrungen, den das Werk enthält, noch über den Ernst verwundern, der

---

*) Sie ward in gemilderter Form als „Triumph der Empfindsamkeit" veröffentlicht. Man sehe das nächste Kapitel.

**) Jacobi sowohl als Wieland waren über seine Verunglimpfung ihrer Schriften höchlich entrüstet; doch ließen sie sich bald wieder versöhnen.

unter der Leichtfertigkeit verborgen liegt und vermöge dessen sich eine Darstellung, die nur dem Geschmack der Masse zu schmeicheln scheint, als ein Entwicklungsgang zur vollendetsten Bildung offenbart.

Schweinsjagd am frühen Morgen, ministerielle und diplomatische Sitzungen gegen Mittag, Proben am Nachmittag, groteske Serenaden oder Schlittschuhlauf bei Fackelschein am Abend — so gingen viele Tage hin; noch abgesehen von Bällen, Maskeraden, Concerten, Liebschaften und Gedichten. Die Muse war im Ganzen ziemlich schweigsam, obwohl Hans Sachsens poetische Sendung, Lila, einige reizende Lieder und die kleinen Gelegenheitsdramen gegen die Anklage des Müssiggangs Einspruch erheben. Goethe speicherte Stoff für die Zukunft auf. Faust, Egmont, Tasso, Iphigenie und Wilhelm Meister wuchsen heran.

Die Muse schwieg; aber war des Dichters Geist darum unthätig? War er bei den wundersamen und mannigfachen Scenen, die sich um ihn bewegten, nur Mitspieler und nicht auch Zuschauer? Seine Werke müssen darauf Antwort geben. Allerdings hat es manchem geschienen, daß Goethe, indem er seine mächtigen Fähigkeiten zu unbedeutenden Opern und Festspielen verwendete, seiner Sendung und seinem Genius untreu geworden sei. Es wiederholt sich darin der Vorwurf Mercks gegen den Clavigo, und die Erwiderung ist ebenfalls dieselbe, wie sie da gegeben wurde. Herder meinte, der Auserwählte müsse sich auch nur mit großen Werken beschäftigen. Dies ist die pedantische Auffassung eines Schriftstellers, der nicht begreift, daß es auch noch andere Zwecke geben kann, als die Hervor-

bringung großer Werke. Goethe hatte das Bedürfniß zu leben und nicht bloß zu schreiben. Das Leben erweitert sich zur Unendlichkeit durch Gefühl und Erkenntniß. Er wollte fühlen und erkennen. Die großen Werke, die er seitdem vollendet hat, — Schöpfungen, gewaltig im Entwurf, von strenger Großheit in der Ausführung, die Früchte ernster Arbeit und einsamer Abschließung, — sollten ihn jetzt wohl gegen jeden Vorwurf schützen, als habe er seine Zeit mit Nichtigkeiten vergeudet, wenn auch Herder und Merck sich nicht zu diesem Gesichtspunkt erheben konnten.

Es war seine echte Künstlernatur, seine angeborene dichterische Beweglichkeit, die ihn mit so verschwenderischer Hand die Kleinigkeiten ausstreuen ließen, über welche seine Freunde klagten. Die Poesie war bei ihm die melodische Stimme, in der sich seine ganze Menschheit ausströmte, nicht ein Gewerbe, nicht eine Pflichterfüllung. Lebendige Empfindung war alles; die Saiten seiner zartgestimmten Natur erklangen bei jeder Berührung, bald hehr und feierlich, bald süß und leidenschaftlich, bald launig und zierlich. Er schrieb nicht des Ruhmes wegen. Er schrieb nicht, um Geld zu verdienen. Er schrieb Poesie, weil er sie gelebt hatte; er sang wie der Vogel auf den Zweigen. Jedem Eindruck offen, von der Schönheit gewaltsam entzückt, sang er, wie es der Augenblick ihm eingab, jetzt ein leichtes sorgloses Liedchen, jetzt eine einfache Ballade, bald ein ernstes ruhiges Gedicht voll tiefer und gewichtiger Gedanken, bald eine majestätische Hymne, die aus den Tiefen seines Innern wie von Weihrauchduft umwallt emporschwebt. Naturen von mächtiger schöpferischer Thätigkeit können nicht umhin, auch Kleinig-

keiten auszustreuen, wie die Pflanze neben aufgeschlossenen Blüthen zugleich Knospen abwirft. Michel Angelo schuf den Moses und das jüngste Gericht: aber hat er nicht seine Meisterhand auch gebraucht, um reizende Cameen zu schneiden?

Siebenter Abschnitt.

Bunte Fäden.

Bisher hat unsere Darstellung dieser Weimarschen Zeit einen vorwiegend allgemeinen Charakter getragen; denn nur so konnte ein Bild von dem Leben Goethe's entstehen. Jetzt aber wird es nothwendig, sein persönliches Dasein von dem Treiben seiner Umgebungen abzusondern.

Daß er der Thorheiten und Ausgelassenheiten der ersten Monate bald überdrüssig war, ist schon bemerkt worden. Wir finden ihn 1777 ruhig in seinem Gartenhause beschäftigt mit Zeichnen, Poesie, Botanik und der steten Nahrung seines Herzens — der Liebe zu Frau von Stein. Liebe und Ehrgeiz waren die Führer, die ihn durch das Labyrinth des Hoflebens leiteten. Inmitten dieser buntfarbigen Scenen, dieser dichtgedrängten Vergnügungen, dieses rastlosen Lärms vernahm er schmerzlich ergreifende Stimmen der Vergangenheit, die ihn an die unsterblichen Hoffnungen mahnten, welche einst der Sporn seines Strebens gewesen waren; tief und langsam, wie feierliche Bässe, tönten die Nachklänge der so innig gehegten stolzen Träume durch die raschen und kecken Melodien der umgebenden Wirklichkeit. In ununter-

brochener Lust und Aufregung kann niemand leben. Leere Stunden der Ermattung stellen sich ein, die gewöhnliche Menschen mit öder Langeweile ausfüllen, edle Seelen dagegen mit thatkräftiger Erhebung über die frühere Vergeudung von Zeit und Kräften.

Der stille Einfluß der Frau von Stein ist auf jeder Seite seiner Briefe zu lesen. So viel sich in Ermangelung der ihrigen ersehen läßt, scheint sie mit ihm kokettirt zu haben; sobald er Lust zu haben schien, ihr Joch abzuwerfen, sobald sein Betragen ein wenig kühler war, lockte sie ihn durch Zärtlichkeit zurück, und sah sie ihn wieder zu ihren Füßen, so quälte sie ihn durch Kälte. „Sie werfen mir immer vor, schreibt er, daß ich ab- und zunehme in Liebe; es ist nicht so, es ist nur gut, daß ich nicht alle Tage so ganz fühle, wie lieb ich Sie habe.“ Ein andermal: „Warum das Hauptingrediens Ihrer Empfindungen neuerdings Zweifel und Unglaube ist, begreif' ich nicht. Das ist aber wohl wahr, daß Sie einen, der nicht fest hielte in Treue und Liebe, von sich wegzweifeln und träumen könnten, wie man einem glauben machen kann, er sehe blaß aus und sei krank.“ Daß sie ihn mit solchen angeblichen Zweifeln peinigte, ist nur zu offenbar; und wenn er fort ist, schreibt sie ihm wieder, er werde ihr theurer in der Entfernung. „Ja, lieb Gold,“ erwidert er, „ich glaub' wohl, daß Ihre Lieb' zu mir mit dem Absein wächst. Denn wo ich weg bin können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben, wenn ich da bin wird sie oft gestört durch meine Thor- und Tollheit. Ich hab' Sie gegenwärtig lieber als abwesend, drum könnt ich mir anmaßen, daß meine Liebe wahrer sei. Adieu.“

Zu Zeiten scheint er gezweifelt zu haben, ob er sie wirklich liebe oder sich nur der Anmuth ihrer Gegenwart freue.

Mit diesen Zweifeln vermischt sich noch ein anderes Element, — sein leidenschaftliches Streben, etwas zu thun, um ihrer würdig zu werden. Trotz seines Genie's und seines Ruhmes hat er ihr Herz noch nicht bezwungen, sondern nur erregt. Er versuchte es, sie durch Hingebung zu besiegen. Die strenge Zurückziehung, zu der ihn seine Leidenschaft veranlaßt, erfüllte seine Freunde, die mit wahrer Unersättlichkeit nach seiner Gesellschaft verlangten, mit schmerzlichem Erstaunen.

Im Juni dieses Jahres ward seine Einsamkeit von einer der Erschütterungen heimgesucht, denen er am wenigsten widerstehen konnte. Es war der Tod seiner Schwester Cornelia. „Leiden und Träume“ lautet seine Aufzeichnung über den Tag, nachdem er die Nachricht erhalten hatte.

Um diese Zeit übernahm er die Fürsorge für einen Knaben aus der Schweiz, Peter Imbaumgarten, den sein Freund, der Baron Lindau, an Sohnes statt angenommen hatte. Der Tod des Barons ließ Peter abermals ohne Schutz. Goethe, der besonders für Kinder ein fühlendes Herz hatte, erbot sich bereitwillig, an die Stelle seines Freundes zu treten. Wie er früher seiner Mutter den kleinen Italiener zugesandt hatte, wie Wilhelm Meister Mignon und Felix zu sich nimmt, so erhöht dieser „kalte“ Goethe auch hier das Mitleid zur Liebe und wird ein Vater für den Vaterlosen.

Das Roth und Gelb des herbstlichen Laubes begann zwischen den düstern und ernsten Fichten der Ilmenauer Berge hervorzuleuchten, und Goethe und der Herzog konnten

sich nicht länger enthalten, die vielgeliebte Gegend zu besuchen, wo die Tage mit geschäftlichen und dichterischen Planen hingebracht, die Nächte mit manchem tollen Streiche geweckt wurden. Hier tanzten sie mit den Bauermädchen bis zum Morgen; der nächste Gewinn davon war ein geschwollenes Gesicht, welches Goethe zwang, im Bette zu bleiben.

Bei seiner Rückkehr nach Weimar machte ihn einer der zahlreichen Briefe unglücklich, die ihm der Werther auf den Hals zog. Er hatte die Empfindsamkeit dichterisch verherrlicht; bald ward sie zur Mode. Melancholische Jünglinge vertrauten ihm von allen Seiten ihre Leiden und baten um Theilnahme und Trost. Nichts konnte seiner klaren und gesunden Natur mehr zuwider sein. Er schämte sich seines Werther. Er wurde unbarmherzig gegen die Wertherei. Um sich von dem Verdruß zu befreien, schrieb er die satirische Posse „der Triumph der Empfindsamkeit.“ Höchst bezeichnend aber ist es für die unwandelbar liebevolle Grundstimmung seines Wesens, daß er, obschon ihm alle diese Gefühlsergüsse nur einen lächerlichen oder peinlichen Eindruck machten, bei seinem Widerwillen gegen die Krankheit doch Mitgefühl für die Kranken behielt. Den besten Beweis dafür giebt die Erzählung seiner Harzreise, die er im November und Dezember dieses Jahres unternahm*). Die Ode „Harzreise im Winter“ ist bekannt; der Zweck der Reise war ein doppelter: er wollte die Bergwerke besuchen und einen unglücklichen Menschenfeind kennen lernen, mit dessen

*) Nicht 1776, wie er selbst erzählt. Die Briefe an Frau von Stein sind beweisend.

Empfindelei er Mitleid fühlte. Der Herzog hatte eine Jagdpartie zur Erlegung eines großen Ebers veranstaltet, der die Gegend um Eisenach verwüstete; Goethe zog mit ihm aus, allein auf dem Wege verließ er die Gesellschaft, um seinen eigenen Plan zu verfolgen.

In Regen und Schnee, auf grundlosen Pfaden, allein, von großen Gedanken begleitet, durchritt er die einsamen Gebirge und erreichte zuletzt den Brocken. Eine glänzende Sonne beschien den reinen Schnee, wie er hinanstieg und auf das in Wolken verhüllte Land herabblickte. Die Luft der Freiheit schwellte seine Brust. Die Welt mit ihren Aeußerlichkeiten lag unter ihm; der Hof mit seinen Zerstreuungen lag in unsichtbarer Ferne, und der Dichter stand in den schneeigen Einsamkeiten nur dem majestätischen Geiste der Schönheit gegenüber, der die Natur beseelt. Da,

hoch erhaben über dem Gewölk
Des Dampfes und dem Tosen mächt'ger Städte*)

verlor er sich in Träume über seine Zukunft:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken,
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Der Geier über den Morgenwolken ist (nach seiner eigenen Erklärung) ein Bild des Dichters, der von den schneeigen Höhen auf die winterliche Landschaft hinabschaut

*) High above the misty air and
turbulence of murmuring cities vast.
Wordsworth.

und mit „seines Geistes Auge" zwischen den Verworrenheiten des Lebens nach einem Gegenstande sucht, um seine Muse zu beschäftigen.

In den Briefen an seine Geliebte erzählt er, wie günstig dieses Leben unter einfachen Menschen, die ihn nur unter angenommenem Namen als Landschaftsmaler Weber kennen, auf seine Einbildungskraft einwirkt. Es ist wie ein kaltes Bad, sagt er. Und bei Gelegenheit seiner Verkleidung macht er die Bemerkung, wie leicht es ist, ein Spitzbube zu sein, und welchen Vortheil es über gute, einfache Leute gewährt, einen fremden Charakter darzustellen.

Doch wenden wir uns zu dem andern Zwecke seiner Reise. Der Brief des eben erwähnten Menschenfeindes war aus Wernigerode datirt und Plessing unterzeichnet. Es lag etwas Interessantes in der krankhaften Reizbarkeit des Gefühls und dem entschiedenen Talent, das sich darin aussprach. Goethe antwortete nicht, da ihn solche Erwiderungen schon öfters in unangenehme Verhältnisse verwickelt hatten. Ein zweiter, überaus leidenschaftlicher Brief beschwor ihn noch dringender, sein Schweigen zu brechen; auch darauf schrieb Goethe nicht. Er wollte sich persönlich unterrichten, welch ein Mensch der Briefsteller sei; und unter angenommenem Namen ließ er sich bei Plessing anmelden.

Sobald dieser hörte, daß sein Besuch aus Gotha käme, fragte er eifrig, ob er nicht in Weimar gewesen sei und die ausgezeichneten Männer kenne, die dort lebten. Mit vollkommener Unbefangenheit sagte Goethe Ja und begann von Kraus, Bertuch, Musäus, Jagemann u. s. w. zu sprechen, als er ungeduldig unterbrochen ward: „Warum

reden Sie nicht von Goethe?" Er erwiderte, er habe auch Goethe gesehen; und nun mußte er eine Beschreibung des Dichters liefern, die er mit großer Gelassenheit und in einer Weise gab, die sein Incognito für scharfsichtigere Augen genugsam verrathen haben würde.

Plessing erzählte ihm dann in großer Bewegung, Goethe habe einen höchst dringenden und leidenschaftlichen Brief unbeantwortet gelassen, worin er ihm den Zustand seines Innern geschildert und um Zuspruch und Beistand gebeten habe. Goethe entschuldigte sich, so gut er konnte; aber Plessing bestand darauf, ihm die Briefe vorzulesen, damit er selbst beurtheilen könne, ob er eine solche Behandlung verdiene.

„Indessen (so berichtet Goethe) war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach Innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

„Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre gränzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt' ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem

Bedenken folgendermaßen zu antworten. Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben, denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören: man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künstler, der sich treu an die Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde.

„Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landschaftsmaler, sagte ich, mußte dies zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur angewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem

liebevoll hingewendet. Damit ich mich nun aber nicht in's Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese nothgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumannshöhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte: der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleich gestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom einer düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Eben so wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

„Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen,

daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte. Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück; er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

„Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wieder zu sehen; in Gefolg dessen bestellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel gutes und wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte, welches

denn der gewandte Bursche mit eigener Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag."

Später hatte Goethe Gelegenheit, Plessing gefällig zu sein; dieser suchte ihn in Weimar auf und fand da seinen alten Bekannten, den Landschaftsmaler*). Indeß das eigentlich Charakteristische an der Geschichte, um dessentwillen ich sie berichtet habe, ist der gründliche Realismus Goethe's, der sich darin ausdrückt; ein Realismus, der in der Natur und in ernsthafter Thätigkeit die einzige Heilung für Empfindsamkeit, Selbstquälerei und Weltschmerz sieht. Wenn der Geist sich zur Wirklichkeit wendet, so verschwinden die selbstgeschaffenen Schreckbilder, die ihn umdunkeln, wie die Schatten der Nacht im Lichte des Tages.

Im Januar des folgenden Jahres (1778) sah Goethe zweimal dem Tode ins Angesicht. Das erste Mal auf einer Eberjagd; sein Speer zerbrach beim Anlauf des Thiers, und er war in der dringendsten Lebensgefahr, kam jedoch glücklich

---

*) 1778 ward Plessing als Professor der Philosophie an der Universität Duisburg angestellt, wo Goethe ihn bei seiner Rückkehr von der Campagne in Frankreich 1792 besuchte. Vielleicht interessirt es den Leser, zu erfahren, daß Plessing seine krankhafte Melancholie vollkommen überwand und einen geachteten Namen in der deutschen Wissenschaft erlangte. Seine Hauptwerke sind: Osiris und Sokrates, 1783; historische und philosophische Untersuchungen über die Denkart, Philosophie und Theologie der ältesten Völker, 1785; und Memnonium, oder Versuche zur Enthüllung der Geheimnisse des Alterthums, 1787. Er starb 1806.

davon. Am folgenden Tage waren er und der Herzog beim Schlittschuhlaufen und plauderten vielleicht über das gestrige Ereigniß, als ein Haufe von Menschen auf dem Eise erschien und die Leiche des unglücklichen Fräulein von Laßberg getragen brachte, die sich in der Verzweiflung unerwiderter Liebe in der Ilm ertränkt hatte, ganz nahe bei der Stelle, wo Goethe am Abend zu lustwandeln pflegte. Unter allen Umständen würde ihn ein solcher Vorfall schmerzlich ergriffen haben; diesmal ward er um so tiefer bewegt, als man in der Tasche des unglücklichen Mädchens den Werther fand.*) Wir unsererseits pflegen einen Schriftsteller in solchen Fällen freizusprechen. Kein Mensch von gereifter Einsicht hat einem Plato den Selbstmord des Kleombrotus oder einem Schiller die Verbrechen von Räubern zur Last gelegt. Treten indeß wirklich tragische Ereignisse ein, so spricht der Schriftsteller sich selbst nicht so leicht frei, wie wir es thun. Wenn sein Werk auch, bei richtiger Auffassung, nicht zum Selbstmorde führt, so ist es doch, unrichtig aufgefaßt, dessen nächste Veranlassung, und der Verfasser kann die Last dieses Vorwurfs nicht ohne Weiteres von sich abschütteln. Auf strenger Logik fußend konnte Goethe sagen: „Wenn Plato den Selbstmord des Kleombrotus hervorrief, so hat er dafür den des Olympiodorus abgewandt. Wenn ich zu dem unseligen Entschlusse dieses Mädchens mitgewirkt habe, so ver-

---

*) Riemer, der nie etwas zugiebt, was seinen Abgott herabsetzen könnte, bemüht sich die Thatsache anzuzweifeln und behandelt sie als Erfindung der Bosheit. Doch sind seine Gründe unzureichend.

danken mir dafür Andere ihre Rettung, wie jener junge Franzose, der mir seinen Dank dafür ausgesprochen hat.“ So hätte er sagen können; allein das Gewissen ist zartfühlender als die Logik.

Die Leiche wurde in das Haus der Frau von Stein gebracht, das dem Orte zunächst stand; da blieb Goethe den ganzen Tag und bemühte sich, die jammernden Eltern zu trösten. Er selbst bedurfte des Trostes. Das Ereigniß erschütterte ihn tief und leitete ihn auf Betrachtungen über verwandte schwermüthige Gegenstände. „Diese einladende Trauer,“ bemerkt er schön, „hat was gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“

Bald ward er indeß wieder in theatralische Leichtfertigkeiten hineingezogen. Zum Geburtstage der Herzogin sollte ein Stück gegeben werden, das vielfache Proben erforderte. Es war der Triumph der Empfindsamkeit. Das Abenteuer mit Plessing und neuerdings der tragische Todesfall des Fräulein von Laßberg hatten seinen Widerwillen gegen Werther'sche Empfindelei geschärft, und er ließ jetzt dem Spotte schonungslos die Zügel. Der Held der Posse ist ein Prinz, dessen Seele nur für Mondschein-Schwärmereien und zärtliche Poesien empfänglich ist. Er vergöttert die Natur: nicht die rauhe, wilde, unvollkommene Natur, deren riesenmäßige Kraft jede feinfühlende Seele erschrecken muß, sondern die zarte, rosige Natur der Bühne. Er liebt die Natur, so wie man sie in der Oper sieht. Felsen sind freilich malerisch, allein sie sind oft mit Schneediademen gekrönt, zwischen denen man

sich, so schön sie auch glänzen, leicht erkälten kann; durch ihre Klüfte und Spalten heulen unruhige Winde in einer Weise, die reizbare Nerven nicht ertragen können. Der Prinz liebt den Wind nicht; Sonnenaufgang und früher Morgen sind hübsch, aber feucht; und der Prinz ist geneigt zu Rheumatismen.

Um all' diese Uebelstände zu vermeiden, hat er sich eine künstliche Nachahmung der Natur verfertigen lassen, die ihn auf allen Reisen begleitet; so daß er stets in wenigen Augenblicken und vor Erkältung gesichert eine Mondscheinscene, eine sonnige Landschaft oder eine düstere Grotte haben kann.

Er ist verliebt; aber seine Geliebte ist ein Werk der Kunst, wie seine Landschaften. Weiber sind reizend, aber eigensinnig; sie können zärtlich sein, machen aber Ansprüche; deshalb hat der Prinz eine Puppe bei sich, die eben so gekleidet ist, wie seine frühere Geliebte. Mit dieser Puppe verlebt er Stunden des Entzückens; nach ihr seufzt er; ihr gelten seine Liebeslieder.

Die wirkliche Geliebte erscheint, das Original des angebeteten Bildes. Ist er nun glücklich? Keineswegs. Sein Herz schlägt nicht rascher in ihrer Gegenwart; er erkennt sie nicht wieder; er wirft sich abermals seiner Puppe in die Arme, und so triumphirt die Empfindsamkeit.

Diese „ausgesuchte Narrethei“ hat fünf Akte. Ursprünglich war sie weit derber und persönlicher, als sie uns jetzt vorliegt. Wie Böttiger versichert, ist kaum ein Schatten von ihrem blitzenden Humor und ihrer satirischen Laune

übrig. Die Geißel des Aristophanes wurde mit kräftiger Hand über jede Art von Modethorheit in Kleidung, Sitte und Literatur geschwungen, und die Zuschauer sahen sich selbst wie in einem Zerrspiegel. Zum Schlusse ward die Puppe geöffnet, und herausfielen eine Menge von Büchern, die damals an der Tagesordnung waren; über alle wurden strenge und übermüthige Urtheile gefällt — das strengste über Werther. Ballete, Musik und komische Scenenveränderungen belebten das Stück, so daß, was uns jetzt als eine langweilige Farce erscheint, damals als ein unwiderstehlicher Unsinn bewundert wurde.

Das Stück erinnert an die Tollheiten des Aristophanes und hat etwas von jener lärmenden Ausgelassenheit, in der es Goethe damals zur Vollendung gebracht hatte. Wenn jedoch deutsche Kritiker über den Witz und die Ironie des Werkes außer sich sind, so muß ich offen bekennen, ich verstehe nicht, wovon sie reden. Es ist allerdings mit der nationalen Komik der Deutschen überhaupt nicht anders. Was ihnen außerordentlich lächerlich erscheint, darin findet der Franzose oder Engländer fast immer nur einen äußerst frostigen Spaß. An den eigentlichen Witz, der mit Feinheit gehandhabt sein will, wagen sich die Deutschen höchstens mit Handschuhen. Die Ironie ist bei ihnen nicht ein leichter Stoßdegen, sondern ein mächtiges Schwert; sie zerhauen das Opfer, wo ein geschickter Stoß genügt hätte. Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß sie unter allen Schätzen ihrer Literatur nichts eigentlich Komisches im höheren Sinne besitzen. Sie haben kein Lustspiel hervorgebracht. Es bewährt sich an ihnen, was der Alt-

meist er des hohen grotesken Drama's, Aristophanes, behauptet hat:

„Nichts Schwereres giebt's im Gebiete der Kunst, als echte
Komödien schreiben;
Wohl haben sich Viele bemüht um den Preis, doch wenigen
glückte das Streben." *)

*) S. den achten Anhang S. 474.

Achter Abschnitt.

Der wahre Menschenfreund.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, das Goethe's Leben in dieser Epoche bietet. Seine Beschäftigungen sind mannichfach, aber jede von ihnen, sein Zeichnen, sein Radiren, seine Theaterproben, betreibt er, als wenn es die einzige wäre. In dieser unendlichen Thätigkeit und Hingebung an das Verschiedene zersplittert er die Kräfte, die ein großartiges Werk hätten schaffen können; allein er gewinnt dafür die Fülle des Stoffs, deren er so dringend bedarf. Er schreibt um diese Zeit am Wilhelm Meister und Egmont; auch Iphigenie gestaltet sich in seiner Seele. Sein Amt giebt ihm viel zu thun; und Gervinus, der wohl wissen mußte, wie große Ansprüche an seine Zeit gemacht wurden, hätte sich besinnen sollen, ehe er den Vorwurf diplomatischer Grobheit aussprach, weil Goethe einen Brief seines Schwagers durch seinen Secretair beantworten ließ. Soll man sich mit einem Verwandten nicht eine Freiheit der Art erlauben dürfen?*)

*) Selbst an Frau von Stein hat er in der Schweiz einige Briefe dictirt.

Der Mann, dessen diplomatische Kälte und aristokratischer Stolz den Stoff zu so manchen rednerischen Ergüssen geliefert haben, war von allen Deutschen am eifrigsten demokratisch gesinnt, bis ihn, wie andere auch, die Schreckensregierung in Frankreich in strengere Ansichten hineintrieb. Er liebte es nicht allein, mit dem Volke zu verkehren und dessen einfaches Leben, mit dem sein eigener bescheidener Geschmack so viel Berührungspunkte hatte, zu theilen, sondern wir finden auch in seinen vertrautesten Aeußerungen seine Zuneigung für das Volk in den herzlichsten Worten ausgesprochen. Bei einem Besuche in den Bergwerken schreibt er an die Geliebte: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, — Ausharren in un — — un ... ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.“ Beim Schreiben der Iphigenie stört ihn das Elend der Arbeiter in Apolda. „Hier will das Drama gar nicht fort,“ schreibt er; „es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“

In schneidendem Gegensatze dazu steht der Ausdruck seiner Verachtung für die sogenannte große Welt, wie er sie bei Besuchen an den benachbarten Höfen kennen lernte. Wenn ihn dankbare Zuneigung an Karl August, den er bildete, und an die Herzogin Louise knüpfte, für die er eine zarte, begeisterte Verehrung empfand, so war er deshalb nicht blind für die innere Hohlheit anderer Fürsten und

ihrer Umgebungen. „Gute Gesellschaft hab' ich gesehn,“ sagt er,

— — man nennt sie die gute,
Weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt.“

Die ungünstigsten Eindrücke empfing er auf einer Reise nach Berlin mit dem Herzoge, im Mai 1778. Er blieb nur wenige Tage, sah den König zwischen seinen Affen, Papageien und Hunden und lernte das Treiben dieser Welt verachten. Vor den Menschen in Berlin verschloß er sich ganz und verkehrte mit niemandem. Er erzählt, er habe in Preußen kein Wort gesprochen, das nicht hätte veröffentlicht werden können; deshalb nenne man ihn stolz und so weiter. Die Verstimmung, die sein zurückhaltendes Wesen und die Versäumniß der Besuche bei den Schriftstellern gegen ihn erregten, war, wie Varnhagen bemerkt, so groß, daß er selbst sich noch in späten Jahren nur ungern an diese Reise erinnern ließ. Was hatte auch Goethe, fragt Varnhagen, mit einem Nicolai, Ramler, Engel, Zöllner und ihren Genossen gemein? Friedrich der Große würdigte ihn keiner Beachtung. Der Geschmack des Königs ging in anderer Richtung. Seine ganze Bildung war französisch; seine Ansichten über deutsche Literatur hatte er in demselben Jahre mit großer Offenheit ausgesprochen und dabei Götz von Berlichingen als ein Beispiel der herrschenden Geschmacklosigkeit angeführt. Die Stelle ist zu merkwürdig, um sie nicht herzusetzen. „Man sieht auf der nationalen Bühne,“ sagt er, „die elenden Stücke von Shakespeare in deutschen Uebertragungen, und das ganze Publikum ist außer sich vor Vergnügen über diese lächer-

lichen Farcen, die der Wilden von Canada würdig wären." Das findet er indeß noch nicht am schlimmsten. Man kann einem Shakespeare seine Fehler verzeihen, „denn die Künste sind nicht gleich bei ihrer Geburt auf dem Gipfel der Reife. Aber nun erscheint neuerdings ein Götz von Berlichingen auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und verlangt mit Enthusiasmus die Wiederholung dieser ekelhaften Plattheiten."*)

Die beiden deutschen Kaiser, Fritz und Wolfgang, haben also keine freundschaftliche Zusammenkunft gehalten; vielleicht hätte ihre Begegnung auch nichts wesentliches fruchten können. Sie blieben jeder in seiner Sphäre die herrschenden Naturen. Fritz förderte die Literatur seines Volkes nicht unmittelbar; allein der Klang seiner Trommeln weckte Deutschland aus dem Schlafe und rief die Gelehrten von ihren Arbeitstischen ans Fenster; die Nation bekam eine Ahnung von der lebendigen Welt des Handelns, in die er so mächtig eingriff.**)

Nach Weimar zurückgekehrt, beschäftigte sich Goethe mit verschiedenen architektonischen Studien, die auf den Neubau des Schlosses Bezug hatten, und legte die erste Hand an die Umgestaltung des Parks, aus der dessen jetzige

---

*) De la literature allemande. S. 46. Von dem neuentdeckten Nibelungenliede erklärte er mit gleicher Verachtung, er würde einen solchen Plunder nicht in seinem Hause leiden.

**) Griepenkerl, der Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts. I. 52.

Schönheit hervorging. Ich übergehe indessen manche Einzelheiten seiner Thätigkeit, um eine Episode einzuschalten, die gewiß das Herz jedes Lesers gewinnen wird. Man wird bemerkt haben, daß ich in meiner Erzählung nie versucht habe, Mängel zu beschönigen oder Schwächen zu verdecken. Was die Quellen mir darboten, Gutes und Schlimmes, habe ich mitgetheilt. Mängel und Unvollkommenheiten, selbst beklagenswerthe Irrthümer entfremden einem Freunde unser Herz nicht; wie sollten sie einen Helden in unsern Augen erniedrigen? Das Sprichwort, für Kammerdiener giebt es keine Helden, ist von Hegel tiefsinnig dahin erläutert worden: nicht darum, weil dieser kein Held, sondern weil jener ein Kammerdiener ist*). Wer nicht mit den Augen des Kammerdieners sieht, wird keinen makellosen Helden verlangen. Ich habe den ganzen Goethe hinzustellen gesucht und in der Zuversicht, daß seine Persönlichkeit als Ganzes nicht weniger Liebe als Bewunderung einflößt, keine einzelnen Züge seiner Liebenswürdigkeit und Güte hervorgehoben.

Die in Rede stehende Episode jedoch ist so charakteristisch für die Zartheit, die Größe und den Adel seiner Natur, daß schwerlich jemand, der sie gelesen hat, ihm seine Liebe versagen wird. Von edlen Handlungen im gewöhnlicheren Sinne bietet sein Leben Beispiele genug, und Riemer hat einige davon zusammengestellt**); doch das sind

---

*) Philosophie der Geschichte. S. 40. Goethe hat es als Epigramm wiederholt und Carlyle hat es Hunderten eingeprägt; aber der ursprüngliche Ausspruch ist von Hegel.

**) Mittheilungen I. 102—5.

Aeußerungen des Mitgefühls, wie man sie bei einem wohlhabenden Dichter nicht anders erwartet. Daß er wohlthätig, theilnehmend, uneigennützig war und seine Güte ganz ebenso in kleinen Zügen wie in großartiger Freigebigkeit zeigte, das weiß jeder, der mit der deutschen Literatur ein wenig bekannt ist. Allein ein Herz, wie es diese eine Geschichte offenbart, würden wenige unter der würdevollen Klugheit und ruhigen Selbstbeherrschung des Mannes gesucht haben, den man so oft als gemüthlos bezeichnet hat.

Die Geschichte ist folgende: Ein Mann von eigenthümlich reizbarem und argwöhnischem Charakter, dessen wirklicher Name noch immer ein Geheimniß ist, war theils durch unglückliche Umstände, theils durch eigene Schuld ins Elend gekommen. Er wandte sich, wie manche andere, mit der Bitte um Beistand an Goethe und schilderte seine Lage mit der vollen Beredtsamkeit der Verzweiflung. Goethe erwiderte:

„In den Vorstellungen, die ich mir von Ihnen aus den Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu betrügen, und was mir am wehsten thut, ist, daß ich einem Mann, der so genügsam verlangt, weder Hülfe noch Hoffnung geben kann. Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her, nur wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen: Steh auf und wandle. Nehmen Sie das wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in der Jahreszeit, wo Sie sind, ich will in der Folge gern für eine kleine Beihülfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Geldes und wie weit Sie damit zu reichen

denken. Ist Ihnen mit einem Kleid, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie, ich habe zu entbehren.

„Nehmen Sie diese Tropfen Balsams aus der kompendiösen Reiseapotheke des dienstfertigen Samariters, wie ich sie gebe.“

Diese Antwort war vom 2. November 1778. Am 11. schreibt er schon wieder; wir ersehen aus seinem Brief, daß er sich entschlossen hatte, dem armen Schiffbrüchigen nicht blos ein Brett für den Augenblick zuzuwerfen; nein, er nahm es auf sich, ihn dauernd zu erhalten. Goethe schreibt ihm:

„Einen Ueberrock, Stiefel und Strümpfe erhalten Sie in diesem Pack und etwas Geld. Mein Plan für Sie diesen Winter ist folgender:

„In Jena ist wohlfeil leben. Ich will mich umthun lassen nach einem Quartier, Tisch u. s. w., auf's genaueste eingerichtet für jemanden (will ich sagen), der mit einer geringen Pension, die er zu genießen hat, in der Stille leben will. Wenn das geschehen ist, schreib ich's Ihnen und Sie gehen hin, ziehen ein und ich schicke Tuch und Futter und Geld zu einem Rocke, den lassen Sie sich machen, und ich will dem Rektor sagen lassen, Sie wären mir empfohlen, wünschten auf der Akademie in der Stille zu leben einige Zeit, und möchten eingeschrieben sein.

„Dann müssen Sie einen leidlichen Roman erfinden, allenfalls den Titel Sekretair beibehalten u. s. w., sich einschreiben lassen und dann fragt niemand mehr nach Ihnen, kein Bürgermeister und Amtmann. Einen Rock von mir

hab ich Ihnen darum nicht geschickt, weil man den in Jena erkennen möchte. Schreiben Sie mir erst über die Idee und wofür Sie sich allenfalls ausgeben wollen."

Die hervorgehobenen Worte zeugen von großer Vorsorglichkeit. Ja, alle diese Briefe Goethe's beweisen die zarteste Rücksicht für die Gefühle seines Schützlings. In der Nachschrift ruft er ihm zu: „Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen." Und am 23. schreibt er:

„Ihre Briefe vom 17. und 18. November habe ich heute den 23sten zusammen erhalten, und bin ihrem Inhalt soweit zuvorgekommen, daß ich mich für jemanden, der mir empfohlen sei, der in Jena eng und still unter dem Schutze der Akademie leben wolle, um das Genaueste erkundigt habe. Bis die Antwort kommt, bleiben Sie ja in Gera ruhig, übermorgen will ich ein Päckchen an Sie abschicken und Ihnen mehr sagen.

„Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen kann. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der da hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht."

Edle Worte das! In dem Munde eines Pharisäers von

Philanthropen, der, statt zu geben, Worte macht, würde eine solche Sprache etwas Empörendes haben, aber nun da wir wissen, daß die Hand, welche so schrieb

holdwie der Tag sich öffnete der Liebe,

da wir wissen, daß Goethe, trotz aller sonstigen Ansprüche, auf mehrere Jahre den sechsten Theil seines Gehaltes hingab, um diesen Unbekannten aus der Noth zu retten, da aus den unwiderleglichen Beweisen von Schriftstücken feststeht, daß was er schrieb, nicht hohle Worte waren, sondern der tiefe und feierliche Ausbruch eines durch und durch menschlichen Herzens, nun, sage ich, machen diese Worte unsere Herzen lauter schlagen und rufen ein Gefühl liebender Verehrung für den hervor, der sie schrieb.

Wie weise und gütig sind auch Sätze wie diese: „Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können, denn nicht der Projektmacher und Versprecher, sondern der im Geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Gut's und Dauerhaftes thun möchte.

„Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Kautelen nicht, man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt."

Der nächste Brief, vom 11. Dezember, spricht für sich selbst:

„Ihren Brief vom 7. Dez. erhalte heut Freitags früh. Und zuerst zu Ihrer Beruhigung, Sie sollen in nichts ge-

zwungen sein, Sie sollen die hundert Thaler haben, wo Sie sich aufhalten, nun aber hören Sie mich.

„Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Aengstlichkeit wegräsonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursache für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute. Man ist das Auf- und Abgehen so mancher Menschen gewohnt, daß ein einzelner nicht merkwürdig ist. Es leben zu viele Leute kümmerlich daselbst, daß Armuth kein Merkzeichen und Verachtung ist. Es ist doch immer eine Stadt, wo das nothwendige eh zu haben ist. Der auf dem Lande im Winter krank würde ohne Wartung, wie elend wäre das. Ferner die Leute, zu denen ich Sie wies, sind gute Hausleute, die auch um meinetwillen Ihnen gut würden begegnet sein. Bei allem, was Ihnen vorkommen konnte, war ich im Stand, Ihnen durch diesen oder jenen zu helfen. Sodann saßen Sie gewiß fest. Ich konnte Ihnen bei Ihrer Einrichtung behülflich sein, brauchte jetzt nur für Wohnung und Tisch gut zu sagen und erst nachher zu bezahlen. Ich hätte Ihnen auf Neujahr ein Weniges gegeben, das Uebrige mit Kredit gemacht, Sie wären mir näher gewesen. Jeden Markttag konnte ich Ihnen was schicken, manchmal an Wein, Viktualien, Geräthe, das mich nicht mehr kostete und Ihnen leidliches Leben machte, ich hätte Sie an meine Haushaltung näher anknüpfen können. Wie fatal ist die Kommunikation

mit Gera, nie kommt was zur rechten Zeit an und kostet Geld, das Niemand genießt. Sie wären vielleicht ein halb Jahr in Jena gewesen, ohne daß Sie jemand bemerkt hätte. Dies ist die Lage, die mir Jena vor allem vorziehen ließ. Sie würden eben das thun, wenn Sie das Verhältniß mit ungetrübten Augen sahen. Wie wär's, wenn Sie eine Probe machten? Doch ich weiß, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Mücke irren kann und daß dagegen kein Reden hilft.

„Ueberlegen Sie's, Sie würden sich's und mir erleichtern, ich verspreche, daß Sie in Jena gut aufgehoben sein sollen. Können Sie's aber nicht über sich gewinnen, so bleiben Sie in Gera. Auf Neujahr sollen Sie 25 Thaler haben und so die Vierteljahre jederzeit pränumerirt, Ostern, Johanni und Michael. Anders kann ich meine Einrichtung nicht machen; da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, muß ich desto strenger in meiner Wirthschaft sein. Auch das, was ich Ihnen bisher gegeben habe, da es am Ende des Jahres und ganz unerwartet kam, hat mir eine Lücke gegeben, die ich wieder flicken muß. Schreiben Sie mir doch, wie viel's war? ich habe einen Posten nicht aufgeschrieben und finde einen Verstoß in meiner Rechnung.

„Wenn Sie in Jena wären, könnt ich auch eher einigen Auftrag und vielleicht einiges Geschäft Ihnen geben, Sie persönlich kennen lernen und so weiter.

„Handeln Sie aber ganz nach Ihrem Herzen, und wenn meine Gründe nicht in Ihr Herz übergehen, Ihnen mit der Ueberzeugung nicht auch Ruhe und getrosten Muth in Jena versprechen, so bleiben Sie in Ihrer jetzigen Stille. Fangen

Sie bald an, Ihr Leben zu beschreiben und schicken mir's stückweise und sein Sie überzeugt, daß mir alles recht ist, was Sie beruhigen und zufriedenstellen kann, und daß ich Jena blos wählte, weil ich auf die bequemste und leichteste Art für mich, Ihnen das leidlichste Leben zu verschaffen hoffte."

Der arme Hypochonder konnte seiner eingebildeten Befürchtungen nicht Herr werden, und statt nach Jena ging er nach Ilmenau, wo Goethe ihm eine ruhige Stätte verschaffte und Bücher und Geld zugehen ließ. Nachdem er so für seine äußeren Bedürfnisse gesorgt, forderte er ihn auf, zu geistiger Beschäftigung seine Erlebnisse und was er auf seinen Reisen beobachtet habe, niederzuschreiben, und zugleich eines andern Schützlings von Goethe, des Knaben Peter Imbaumgarten, sich anzunehmen.

„Mir ist sehr lieb (schreibt Goethe am 13. Juli 1779) daß der Kontract für Sie fest gemacht ist. - Ihre Wirthsleute verlangen hundert Thaler jährlich, und ich will vierteljährlich die 25 Thaler garantiren, und auch sorgen, daß Sie mit Ende Juli ein bestimmtes Taschengeld empfangen. Was ich in natura schicken kann, als Papier, Federn, Siegellack u. s. w. will ich auch thun; hier sind indeß Bücher, die ich nach der Designation zurück erbitte.

„Für Ihre Nachrichten danke ich, fahren Sie fort. Der Wunsch, Gutes zu thun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Theil davon gewährt wird.

„Nun hab ich einen Vorschlag. Wenn Sie in Ihrem neuen Quartier sind, wünscht ich, daß Sie einem Knaben,

für dessen Erziehung ich zu sorgen habe, und der in Ilmenau die Jägerei lernt, einige Aufmerksamkeit widmeten. Er hat einen Anfang im Französischen, wenn Sie ihm darin weiter hülfen! Er zeichnet hübsch, wenn Sie ihn dazu anhielten. Ich wollte Zeiten bestimmen, wenn er zu Ihnen kommen sollte; Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auf sein Wachsthum ein Auge hätten. Alles kommt darauf an, ob Sie eine solche Beschäftigung mögen. Wenn ich von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung. Wenn Sie mir darauf antworten, will ich Ihnen schon nähere Weisung geben. Sie würden mir einen wesentlichen Dienst erzeigen, und ich würde Ihnen von dem, was zu des Knaben Erziehung bestimmt ist, monatlich etwas zulegen können.

„Möchte ich doch im Stande sein, Ihren trüben Zustand nach und nach auszuhellen und Ihnen eine beständige Heiterkeit zu erhalten."

Es verdient Beachtung, mit welcher Zartheit hier Goethe andeutet, daß er Kraft's Zeit nicht in Anspruch zu nehmen denke, ohne ihn dafür zu entschädigen. Wenn man die betreffenden Worte gehörig erwägt, so sprechen sie laut für die hohe Herzensgüte Goethe's. Nur wenige würden sich nicht für berechtigt gehalten haben, von jemand, dem sie die Existenz gesichert, solch einen Dienst geradezu zu fordern, und dafür zu bezahlen wäre ihnen kaum in den Sinn gekommen. Aber Goethe fühlte, daß einen vielleicht beschwer-

lichen Dienst verlangen, gewissermaßen Wohlthätigkeit verkaufen heiße, und daß, wenn er Kraft's Zeit in Anspruch nähme, er ihn auch so dafür bezahlen müsse wie jeden andern Lehrer. Auf der andern Seite bewahrte ihn sein natürlicher Takt vor der Unzartheit, eine wirkliche Lohnarbeit daraus zu machen. Daß die Stunden bezahlt werden würden, mußte er nothwendig andeuten; aber zugleich gab er zu verstehen, daß Kraft durch die Uebernahme jener Aufgabe ihm eine Verpflichtung auferlegen werde, und so konnte Kraft seine Dankbarkeit beweisen, konnte seinem Wohlthäter wohlthun und doch auch seinerseits wieder eine Wohlthat empfangen. Ja, nach Lesung solcher Worte hätte auch ich, wie Wieland, „Goethe vor Liebe fressen können!"

Kraft unterzog sich der ihm gestellten Aufgabe, und Goethe, der ihm zunächst, „Leinwand zu ein halb Dutzend Hemden," „Tuch zu einem Kleide" geschickt und dabei gebeten hatte, ihm „alles was ihm vorkomme ohne Furcht zu beleidigen" zu schreiben, sandte ihm am 9. September folgenden Dankbrief:

„Was Sie an Petern thun, dank ich Ihnen eilends, denn der Junge liegt mir am Herzen, er ist ein Vermächtniß des unglücklichen Lindaus. Thun Sie nur gelassen Gutes an ihm. Wie Sie ihm ankommen können! Ob er liest, ob er französisch treibt, zeichnet u. s. w., mir ist alles recht, nur daß er für die Zeit etwas thue und daß ich von ihm höre, wie Sie ihn finden und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein erstes und letztes betrachten und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. Denn

glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminirt, wird bezahlt."

In dem nächsten Briefe, vom 13. Januar 1780, dankt ihm Goethe für die Besorgung einiger Aufträge mit den Worten: „Durch Ihre Aufmerksamkeit auf diese, und Ihre Bemühungen mit Petern, leisten Sie mir einen wahren Dienst und vergelten mir reichlich alles was ich etwa für Sie gethan habe. Sein Sie wegen der Zukunft ohne Sorgen, es werden sich gewiß Gelegenheiten finden, wo Sie nützlich sein können, indeß fahren Sie wie bisher fort." Und dies schrieb er an demselben Tage, wo er gerade von seiner Schweizerreise nach Weimar zurückkehrte! Wenn das seine Aufmerksamkeit für den Schützling bezeugt, so lehrt uns einer der nächsten Briefe, daß Goethe selbst auf den Fall seines Todes für ihn Vorkehrungen traf; „ich will Sie, schreibt er, unter diejenigen aufzeichnen, deren Versorgung ich nach meinem Tode meinen Freunden hinterlasse." Auch muß erwähnt werden, daß Goethe über das Gute, das er that, ein tiefes Geheimniß bewahrte; nicht einmal in seinen vertrauten Briefen an Frau von Stein findet sich eine Andeutung, daß Kraft auch nur existirte. Kurz, es fehlt nichts, um seine wahrhafte Güte voll zu machen.

Zu Anfang 1781 erhöhte er den jährlichen Zuschuß für Kraft; er sicherte ihm 200 Thaler, dann aber sollte Kraft für Alles stehen. „So viel kann ich entbehren; Sie

brauchen nicht bei jeder Kleinigkeit ängstlich zu sein und können eintheilen wie Sie wollen. Leben Sie wohl und lassen mir bald wissen, daß Ihre Schmerzen Sie gänzlich verlassen haben.“ Diese Zulage scheint eine Forderung um weitere Erhöhung veranlaßt zu haben, auf die dann folgende charakteristische Antwort erging.

„Sie haben wohl gethan, mir den ganzen Zustand Ihrer Seele zu entdecken; ich lege gewiß alles zu rechte, so wenig ich im Stande bin, Sie ganz zu beruhigen. Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahres nicht selbst Andern Verbindlichkeiten haben will, die sich für meinen Platz am wenigsten schicken, erlaubt mir nicht das mindeste über die 200 Thaler für Sie zu thun. Diese sollen Sie richtig erhalten, damit suchen Sie auszukommen und sich nach und nach das Nöthige zu schaffen.

„Ausdrücklich behalt ich mir vor, daß Sie ohne mein Wissen und Einwilligung nicht Ihr Quartier noch den Ort Ihres Aufenthalts verändern. Jeder Mensch hat seine Pflicht, machen Sie sich das zur Pflicht Ihrer Liebe zu mir und es wird Ihnen leicht werden.

„Wenn Sie von irgend Jemand borgten, würde mir es sehr unangenehm sein; eben diese unselige Unruhe, die Sie jetzt martert, hat das Unglück Ihres ganzen Lebens gemacht, und Sie sind mit 1000 Thalern nie zufriedener gewesen als jetzt mit den 240, weil Ihnen immer noch was zu wünschen übrig blieb, und Sie sich nie gewöhnt haben, Ihre Seele in den Gränzen der Nothwendigkeit zu halten. Ich mache Ihnen darüber keine Vorwürfe, ich weiß leider zu gut wie es in Ihnen zusammenhängt, und

fühle, wie das Unverhältniß Ihres jetzigen und vorigen Zustandes Sie plagen muß. Genug aber, Ein Wort für Tausend: am Ende jedes Vierteljahrs erhalten Sie Ihre fünfzig Thaler, für's gegenwärtige soll Ihnen Seidel [Goethe's aus dem elterlichen Hause mitgebrachter vertrauter Schreiber und Diener] etwas voraus geben. Schränken Sie sich alsdann ein: das Muß ist hart, aber beim muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder."

Der nächste Brief (vom 11. November 1781) bedarf keiner Erläuterung: „Wenn Sie meinen letzten Brief nochmals unbefangen ansehen wollen, so werden Sie deutlich sehen können, daß Sie ihn falsch gedeutet haben. Sie sind weder in meiner Achtung gesunken, noch hab ich einen schlechten Begriff von Ihnen, noch hab ich die gute Meinung fahren lassen, noch hat Ihre Denkungsart in meinen Augen einen Flecken bekommen; dies sind alles übertriebene Ausdrücke, die sich ein gesetzter Mann gar nicht erlauben sollte. Indem ich auch freimüthig meine Gedanken sage, indem ich einige Züge Ihrer Denk- und Handelsart anders wünsche, heißt das gleich Sie für einen schlechten Menschen halten und das bisherige Verhältniß aufheben?

„Eben diese hypochondrische allzuweiche und gleich aus dem Maas schreitende Sinnesart, die Ihnen den letzten Brief wieder eingegeben, ist's die ich tadle und bedaure. Ist's schicklich, daß Sie mir sagen: ich soll befehlen, in was für einem Ton Ihre Briefe künftig sein sollen. Befiehlt man das einem ehrlichen und verständi-

gen Manne? Ist's artig, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß Sie mein Brod essen? Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich oben aus zu sein oder zu thun, als wenn ihm das Haus über dem Kopf einfiele?

„Verdenken Sie mir doch nicht, wenn ich Sie mit dem, freilich Wenigen, was ich für Sie thun kann, auch [gerne] vergnügt und zufrieden wüßte.

„Es bleibt also, wenn Sie wollen, beim alten; ich wenigstens werde in meinem Betragen gegen Sie nichts ändern."

Der Unglückliche scheint hierdurch zur Einsicht seines Unrechts gebracht zu sein; denn obgleich von weiteren Briefen nur noch einer, aus dem September 1783, vorliegt, so dauerte das Verhältniß doch sechs Jahre lang. Wie es sich löste, wird nicht berichtet, und es ist unbekannt, ob der Tod Kraft's den Dichter von seiner Verpflichtung befreite, oder ob Kraft's Umstände durch eine regelmäßige Beschäftigung sich besserten. Als Goethe das Leben des Herzogs Bernhard zu schreiben beabsichtigte, ließ er durch Kraft Auszüge aus den Archiven machen; indeß fand sie Luden, als er Einsicht von ihnen nahm, gänzlich werthlos. Die letzten Worte, die uns von Goethe an Kraft erhalten sind, lauten: „Sie haben mir schon Dienste geleistet und es findet sich auch wohl noch Gelegenheit dazu. Keine Gnade habe ich auszutheilen und meine Gunst ist nicht so wandelbar. Leben Sie wohl und genießen des Wenigen in Frieden."

Ich beneide niemanden um seine Philosophie, der diese

Briefe ohne Bewegung lesen kann. Nach meinem Gefühl enthüllen sie uns eine Natur von so ausgesucht fürsorglichem Zartgefühl, von so innig menschlicher Theilnahme für das Unglück, von einer solchen Bereitwilligkeit, dem Leiden durch Opfer abzuhelfen, wie man sie selten für Freunde, geschweige denn für Fremde bringt, daß, wenn man sie gelesen hat, die Beinamen „kalt“ und „herzlos“, die so oft auf Goethe angewandt werden, wie Lästerungen gegen die edelsten Gefühle der Menschheit klingen. Man beachte wohl, dieser Kraft hatte kein romantisches Interesse für die Empfindung; er hatte keine Geschichte zu erzählen, die das Herz gewaltsam ergreifen konnte; man hatte keine Subscription für ihn eröffnet; er hatte keine Coterie für sich, die sein Schicksal beweint hätte. Freundlos und unbekannt, mit sich selbst und der Welt zerfallen, enthüllte er sein Elend insgeheim dem großen Dichter, und insgeheim drückt ihm dieser die Hand, trocknet ihm die Thränen und sorgt für seine Bedürfnisse. Und das ist nicht eine einzelne Handlung, eine vorübergehende Regung des Mitleids, sondern eine sechs Jahre lang wirksame Gutheit.

Es hat für mich etwas schmerzlich Erschütterndes, daß solch ein Mann so lange Jahre hindurch als kalt und herzlos bezeichnet, ja verschrieen worden ist. Ein etwas zurückhaltendes und förmliches Betragen, ein gewisser Mangel an politischem Enthusiasmus im höheren Alter und einige in verkehrtem Sinne gedeutete Aussprüche — das sind die Thatsachen, auf die man die wunderbare Ansicht baut, er habe wie ein olympischer Jupiter über der Menschheit gethront und auf das Leben herabgeblickt, ohne

es mitzuempfinden; sein Herz sei todt für jedes edle Gefühl, sein ganzes Leben berechnende Selbstsucht gewesen. Wie ein so herzloses Wesen der erste Dichter der neuern Zeit werden, wie ein blutloser, eisiger Diplomat in seinen Werken das ganze menschliche Leben vor uns ausbreiten konnte, dies Wunder zu deuten fiel niemandem ein, bis Menzel auftrat und mit beispielloser Frechheit die Behauptung aufstellte, Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent gewesen und die ganze Wirkung seiner Werke beruhe auf ihrem Stil — auf einem gewissen Geschick der Darstellung! Menzel ist ein Mann, an den es vielleicht überflüssig ist eine Zeile zu verschwenden; indeß der kecke Ton seiner Schrift und der Schein einer gewissen männlichen Würde bei seinen Anklagen haben diesen eine von dem Buche unabhängige Verbreitung verschafft. Meinem Urtheil nach ist er völlig unfähig, einen Dichter zu würdigen. Ich würde eben so gern den ersten besten Landjunker über seine Ansicht vom Parthenon fragen. Der Landjunker würde sicher einige Kraftausdrücke in Bereitschaft haben, um seine Verachtung gegen das Gebäude an den Tag zu legen, nur würde die Rohheit seiner Sprache nicht Gefühl, Geschmack und Kentnisse ersetzen können, und ebensowenig kann Menzel's Rohheit die Lücken in seiner Naturanlage und seiner Erziehung ausfüllen, die ihn zum Verständniß der Kunst ein für allemal unfähig machen.*)

---

*) Ich erinnere mich eines Spaziergangs, wo ich mit Carlyle über das berüchtigte „Büchlein von Goethe“ sprach. Carlyle blieb plötzlich stehen und sagte mit seinem eigenthümlichen

Das Räthsel bleibt also stehen, dem Kritiker zum Trotz: ein großer Dichter, dem alle Empfindungen, welche die Dichtung darstellt, fremd sind; — ein mächtiger Geist ohne Seele; — ein Mensch, der den Werther, den Egmont, den Faust, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea schreibt und die Freuden und Schmerzen der Menschheit nicht kennt! Will jemand im Ernste solche Lächerlichkeiten vertheidigen? Noch ist es eigenthümlich, daß jeder, der Goethe kannte, ihn lieb hatte; Kinder, Frauen, Schriftsteller, Gelehrte, Dichter, Fürsten — alle liebten ihn in einer Weise, wie nur ein Wesen, das der Liebe würdig ist, geliebt werden kann. Selbst Herder, der gegen alle Welt verbittert war, sprach mit einer Verehrung von ihm, die Schiller in Erstaunen setzte: „Goethe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens.“ Man hätte das alles aus seinen Werken entnehmen können, wenn nicht die vorgefaßte Meinung von seiner Kälte und Gleichgültigkeit den Blick getrübt hätte. „In keiner Zeile,“ sagt Carlyle, „spricht er mit Härte über einen Menschen, kaum über eine Sache. Er kennt das Gute und liebt es; er kennt das Schlechte und Gehässige und verwirft es, aber beides ohne Heftigkeit.

Nachdruck in Blick und Ton: „Ja, es ist der Schrei des Entsetzens aller Dummköpfe, daß der Titan nicht auch ein Dummkopf war! Ein göttliches Genie und keine Faser von einem Dummkopf!“

Seine Liebe ist ruhig und schöpferisch, seine Verwerfung mehr angedeutet als ausgesprochen.“ Ausnahmen, wie jenes rückhaltlose Wort über Kotzebue und Böttcher: „die gründlichsten Schufte die Gott erschuf“, beweisen eben nur, daß er auch rechtschaffen hassen konnte, wie es einer tüchtigen Natur zukommt.

Aber so ist es im Leben; ein Gerücht, das vielleicht aus Unkenntniß oder Gedankenlosigkeit entsprang, wird durch geschäftige Bosheit verbreitet und aller Gegengründe ungeachtet zuletzt geglaubt. Gewisse Namen umschwebt ein günstiges oder ungünstiges Vorurtheil, dem man sich hingiebt, ohne nach dem Ursprunge zu fragen. Vielleicht darf ich hoffen, daß die redenden Thatsachen, welche ich angeführt habe, allmälig eine richtigere Ansicht über Goethe's Charakter verbreiten werden.

Anhänge.

Digitized by Google

Erster Anhang.

Geschlechtstafel der Familie Goethe.

Friedrich Georg Goethe,

geb. 7. Sept. 1657 zu Artern in der Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater Hufschmied war, seit 1687 Bürger und Schneidermeister in Frankfurt a. M.; verheirathet zum ersten Male mit Anna Elisabeth Lutz, einer Schneiderstochter († 1700), zum zweiten Male seit 4. Mai 1705 mit Frau Cornelia Schellhorn, geb. Walter (geb. 27. Sept. 1668, begr. 28. März 1754); gest. als Gasthalter zum Weidenhof in Frankfurt, begr. 13. Febr. 1730.

Johann Michael Goethe, gest. 1733.

Johann Kaspar Goethe, geb. 31. Juli 1710, † 27. Mai 1782 als kaiserl. Rath zu Frankfurt, verh. seit 20. Aug. 1748 mit Catharina Elisabeth Textor (1731—1808).

Kinder von Johann Kaspar Goethe:

Johann Wolfgang von Goethe, geb. 28. Aug. 1749, † 22. März 1832, verh. seit 13. Juli 1788 mit Christiane Vulpius († 6. Juli 1816), getraut 19. Okt. 1806.

Cornelia Friedr. Christiane, geb. im Dez. 1750, † 8. Juni 1777 zu Emmerdingen; verh. seit 1. Nov. 1773 mit Joh. Georg Schlosser (geb. 1739, † 1799 zu Frankfurt.)

Sohn von Johann Wolfgang von Goethe:

Julius August Walther von Goethe, geb. 25. Dez. 1789 in Weimar, gest. als Geh. Kammerrath 28. Okt. 1830 in Rom; verheirathet im April 1817 mit Ottilie von Pogwisch.

Töchter von Cornelia und Joh. Georg Schlosser:

Maria Anna Louise Schlosser, geb. 28. Okt. 1774, † 28. Sept. 1811, verh. 1795 an Nicolovius in Eutin

Elisabeth Catharina Julie Schlosser, geb. 10. Mai 1777, † 5. Juli zu Emmerdingen.

Kinder von August Walther von Goethe:

Walther Wolfgang von Goethe, geb im Febr. 1818.

Wolfgang Max von Goethe, geb. 18. Sept. 1820 (jetzt in der preuß. Diplomatie).

Alma von Goethe, geb im Okt. 1828, † 1844.

Geschlechtstafel der Familie Textor.

Georg Weber,
Bürger zu Weickersheim, einem Städtchen im Jaxtkreise bei Mergentheim.

|

Wolfgang Weber,
Hohenlohe'scher Rath und Kanzleidirektor zu Neuenstein, trug nach der gelehrten Unsitte seiner Zeit seinen Geschlechtsnamen ins Lateinische über und nannte sich Textor.

|

Johann Wolfgang Textor,
geb. zu Neuenstein, bis 1690 Vicehofrichter und Präses-Vikarius beim kurfürstlichen Hof- und Ehrengericht in Heidelberg, von da Consulent und erster Syndikus in Frankfurt a. M., † daselbst 27. Dez. 1702.

Christoph Heinrich Textor, kurpfälzischer Hofgerichtsrath und Advokat, † 1717.	Johann Nikolaus Textor, Obrist und Stadtkommandant, seit 1737 mit einer verwittweten v. Backhausen, geb. v. Klettenberg, vermählt.

Johann Wolfgang Textor, geb. 12. Dez. 1693, † 6. Febr. 1771 als kaiserl. Rath und Stadtschultheiß zu Frankfurt; vermählt mit Anna Margarethe Lindheimer, Tochter des Dr. Cornelius Lindheimer, Prokurator des Kammergerichts zu Wetzlar (geb. 31. Juli 1711, † 15. April 1783).

Kathar. Elisabeth, geb. 19. Febr. 1731, † 13. Sept. 1808, verh. seit 20. Aug. 1748 an des Dichters Vater, Rath Goethe.	Johanna Maria, geb. 1734, verh. seit 11. Nov. 1751 an den Materialhändler Melber in Frankfurt.	Anna Maria, geb. 1738, verh. seit 2. Nov. 1756 an den Prediger M. Stark in Frankfurt.	Johann Jost, geb. 1739, † 19. Sept. 1792 als Schöff zu Frankfurt.	Anna Christiane, geb. 24. Oktbr. 1743.

Zweiter Anhang.

Ein lateinisches Gespräch, welches Goethe in seinem achten Jahre verfaßte.

PATER et FILIUS. Jan. 1757.

F. Licetne tecum ire in cellam vinariam?

P. Immo licebit: utprimum dixeris, quid illic facturus sis.

F. Audio, quod vina replenda sint, cujus rei notionem veram habere cuperem.

P. Astute, latet sub hoc quid monstri: dic verum.

F. Ingenue fatear: volupe est tandem aliquando videre lapidem fundamentalem et clausularem.

P. Sequere me, voluntati tuae in utroque satis fiet.

F. Lubens sequar. Verum ecce sumus ad scalas. Quae tenebrae Cimmeriae, sepulcrum ipsum non potest esse obscurius.

P. Mitte hanc, hac vice, funestam imaginem: descende mi fili provide et mox infra lucem invenies.

F. Rectissime: jamjam omnes res circumjacentes video, ut, ahena, ollas, doliola, orcas, labra e. i. g. a.

P. Exspecta paulisper, plura adhuc eaque clariora hactenus tibi patefient.

F. Profecto, clarum illud perpausillum quod per cellae spiraculum intrat illuminat omnia.

P. Ubinam igitur opinaris, genio tuo satisfacere.

F. Lapidem quidem, quem dicunt, clausularem super caput meum optime cerno, at lapidem fundamentalem reperire non licet.

P. Ecce in isto angulo in murum inclusus eminet.

F. Video et recordor, illum multis solenitatibus adhibitis a me eo collocatum fuisse.

P. Potesne alia atque alia eodem tempora gesta, tibi revocare in memoriam.

F. Quidni: Me ipsum video scilicet in abisso ut murarium amictum spatulam manu tenentem magnoque murariorum sociorum agmine stipatum, lapicida latus meum claudente.

P. Nihilne amplius tunc eveniebat?

F. Quod sic. Primarius nempe eorum murariorum Ciceronem (ut solent) agere voluit, cui tamen concione vix coepta vox faucibus haesit, steteruntque comae quas prae pudore sisi evellere non cessavit spectatoribus interim eum deridentibus.

P. Quid boni nunc ad hunc lapidem cogitas, quem intueri adeo anhelasti?

F. Cogito mecum et opto, ut iste haut prius quam cum mundi ipsius interitu universali de loco suo moveatur.

P. Id soli Deo commitendum esse certe scio. Tu vero progredere mecum ulterius.

F. Papae, quam commode nobis ex hac in majorem transire licet cellam multa sane opera multoque oleo constiterit usque dum haec apertura conficeretur.

P. Rem acu tetigisti: adde adhuc periculum, quod operarii inivernnt, inprimis in exstruendis, quas hic vides, scalis primariis, ubi tota fere haec fornix fulcris innumeris sustinebatur.

F. Et tamen in tantis periculis habitationem ipsi non mutavimus. O salutarem inscitiam! etenim si ego hoc scivessem, non tam secure in utramvis aurem dormivissem.

P. An nescis, quam dulce sit, praeteritorum meminisse periculorum.

At, mi fili, respice nunc et alterum scopum, quomodo videlicet implentur dolia.

F. Hem, quid hoc sibi vult, quod tantum vini singulis doliis infundatur; quorsum igitur abit, cum in hac re teneamus modum.

P. Optime animadvertis, scito igitur, vina in dies etiam non utendo sese consumere, quae, nisi dicta ratione restituerentur, omnia tandem evanescerent.

F. Atqui, hoc pacto consultius esset, istam absumtionem utendo atque fruendo praevenire, quam ab illa praeveniri, nam quid prodest cella vinis plena, si in auram abirent.

P. Stulte! huic decremento minori, ut vides, sumtu, obviam eundem est.

F. Do manum: sed quae vina his in doliis asservantur.

P. Docta (!) quidem est haec ignorantia, hoc tamen habete, quod multos annos computent propterea que rarissima sint, idque tibi dico, ut aliquando illis moderate utaris et in seram posteritatem illa transferri quoque studeas.

F. Curabo: sed pace tua scire velim, utrum id vini genus forsan sit, quod Theologicum vocari tribusque istis literis, COS indicari solent (!).

P. Eia quam facete respondes. Boni isti Theologi

multum in hac re pati debent, cum tamen plerique eorum ab illis bibendis abstinere cogantur.

F. Hoc quoque verum est, quare iidem illud dicterium in Jureconsultos referre amant.

P. Haec sufficiant.

Dritter Anhang.

Diese Felicitationes novae (neue Glückwünsche) beweisen nicht blos des Knaben Goethe Fortschritte im Lateinischen und Griechischen, sondern lassen auch einen Blick thun in den Gedankengang, der seine Studien leitete. Schreibart und Accentuation sind getreu beibehalten:

1. Opto ut sit hic dies benedictionis ac pacis.

   Εὔχομαι ἵνα αὐτή ἡ ἡμέρα τῆς εὐεργεσίας καὶ τῆς εἰρήνης ᾖ.

   Ich wünsche, daß dieser Tag ein Tag des Segens und des Friedens sei.

2. Opto ut transigas hunc diem sanitate optima in pace et salute.

   Δέομαι, ἵνα διάγῃ ἀυτὴν ἡμέραν ἐν ὑγεία κράτητῃ εἰρήνῃ καὶ σοτηρία.

   Ich bitte, daß du diesen Tag bei bester Gesundheit in Frieden und Heil verbringest.

3. Precor ut hunc diem transmittas in spe et potentia Spiritus sancti.

   Εὔχομαι, ἵνα διάγῃ αὐτὴν ἡμεραν ἐν ἐλπίδα καὶ δυνάμει τοῦ Πνεύματος ἁγίου.

   Ich wünsche, daß du diesen Tag in Hoffnung und Kraft des heiligen Geistes verlebest.

4. Hodie omnia juxta fatum fient.
Σήμερον πάντα ἐπὶ θεὸν γηνοιτο.
Heute gehe Alles nach Gottes Führung.
5. Deus omnipotens animam cum corpore servet ut possis curis semper adesse tuis.
θεὸς ὁ παντοκράτωρ τὴν ψυχὴν μετὰ σὼματι σώσεη ἵνα δώνῃ ταῖς μερίμναις του παρεῖναι.
Der allmächtige Gott bewahre die Seele sammt dem Körper, damit du immer deinen Sorgen obliegen könnest.

Vierter Anhang.

POSITIONES JURIS

Quas auspice Deo inclyti jureconsultorum ordinis consensu pro licentia
Summos in utroque jure honores rite consequendi, in Alma Argentinensi die VI. Augusti M.DCC.LXXI,
h. l. q. c.
Publice defendet
JOANNES WOLFGANG GOETHE.
Moeno-Francofurtensis.

---

1. Jus naturae est, quod natura omnia animalia docuit.
2. Consuetudo abrogat et emendat legem scriptam.
3. Idonea cautio fit tam per pignora, quam per fidijussores.

4. Pactum contractibus bonae fidei adjectum parit actionem; sed stricti juris contractibus appositum actionem non producit.

5. Prodigus non ipso jure, sed Magistratus sententia bonorum administratione interdicitur, et post interdictionem promittendo, ne quidem naturaliter obligatur.

6. Illiterati et juris imperiti judices non esse possunt.

7. Transactio super re certa vel judicata fieri non potest.

8. Servitute imposita, ne luminibus officiatur, tam de futuris, quam de praesentibus luminibus cautum censetur.

9. Testator non potest usufructuario remittere cautionem fructuariam earum rerum, quae usu consumuntur, in praejudicium haeredis.

10. Publiciana actio cum rei vindicatione in eodem libello conjungi potest.

11. In stricti juris actionibus fructus non veniunt nisi a tempore litis contestatae.

12. Subscriptio instrumenti non continuo obligat scribentem.

13. Res hostium legari potest.

14. Creditor pignus naturaliter possidet.

15. Urbanum praedium distinguit a rustico, non locus, sed materia.

16. Remedium L. 2. Cod. de Rescind. Vendit. non habet locum in transactione.

17. Sola praestatio usurarum longo tempore facta non inducit obligationem usurarum in futurum.

18. Societas solvitur morte, heresque socii in societate non succedit.

19. Pro vino vel frumento mutuato reddi non potest pecunia invito creditore.

20. Reus non tenetur actori edere instrumenta vel rationes ad intentionem ejus fundandam; sed actor res ad probandam exceptionem edere tenetur.

21. Favorabiliores rei potius quam actores habentur.

22. Furti tenetur cujus ope vel consilio tantum furtum factum est.

23 Qui legat certam fructuum quantitatem, si non nascatur tantum, quantum legabit, haeres ad prestationem totius tenetur.

24. Testamentum, quo posthumus praeteritus vivo testatore decedit, valet.

25. Fructus et usurae legatorum a tempore morae debentur.

26. Liberi et liberti non restituuntur in integrum contra parentes et patronos.

27. Redditio chirographi facta a creditore debitori, inducit remissionem debiti, pignoris vero restitutio non idem.

28. Usufructus non dominii pars sed servitus est.

29. Quando nihil pactum est de distrahendo pignore, creditor nihilominus post unam denunciationem pignus vendere potest.

30. Suspectus tutor ob latam culpam remotus non fit infamis.

31. Dominium sine prossessione acquiri non potest.

32. Actionis verbo non continetur exceptio.

33. Privilegia realia transeunt ad haeredes, non personalia.

34. Major annis XVII. potest esse procurator ad litem.

35. In contractibus nominatis non datur condictio ob rem dati.

36. Unica interpellatio constituit debitorem in mora

37. Venditor etsi fundum simpliciter vendat, tamen eum liberum a servitute praestare tenetur.

38. In contractibus jus accrescendi non habet locum.

39. Etiam ob latam culpam juratur in litem, et lata culpa sub dolo continetur in civilibus causis.

40. Nec urbanae nec rusticae servitutes oppignorari possunt.

41. Studium Juris longe praestantissimum est.

42. De omnibus quae palam fiunt judicat Jurisconsultus, de occultis Ecclesia.

43. Omnis legislatio ad principem pertinet.

44. Ut et legum interpretatio.

45. Consuetudo legi non derogat.

46. Salus reipublicae suprema lex esto.

47. Non usus sed utilitas gentium jus gentium constituit.

48. Judici sola applicatio legum ad casus competit.

49. Legum corpus nunquam colligendum.

50. Tabulae potius conscribendae, breves verbis, amplae argumento.

51. Interpretationes a principe factae separatim colligendae, neque cum tabulis fundamentalibus confundendae.

52. Sed qualibet generatione, vel novo quodam regnante ad summum imperium evecto, abrogandae, atque novae interpretationes a principe petendae videntur.

53. Poenae capitales non abrogandae.

54. Lex Saxonica, quae non nisi confessum et convictum condemnari vult, lex aequissima, effectu crudelissima evadit.

55. An foemina partum recenter editum trucidans capite plectenda sit? quaestio est inter Doctores controversa.

56. Servitus Juris naturalis est.

Fünfter Anhang.

Verzeichniß der Schriften welche der „Werther“ hervorrief.

1. Briefe an eine Freundinn über die Leiden des jungen Werther. Carlsruhe, 1775.

2. Des jungen Werther's Zuruf aus der Ewigkeit an die noch lebenden Menschen auf Erden. Ebend. 1775.

3. Werther an seinen Freund Wilhelm, aus dem Reiche der Todten. Berlin, 1775.

4. Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's. Frankfurt und Leipzig, 1775.

5. Freuden des jungen Werther's; Leiden und Freuden Werther's, des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin, 1775 (von Friedrich Nikolai. Davon erschienen zwei Ausgaben; die bessere hat auf dem Titelblatt eine Vignette von Chodowiecki).

6. Ueber die Leiden des jungen Werther's. Gespräche. Berlin, 1775.

7. Etwas über die Leiden des jungen Werther's, und über die Freuden des jungen Werther's. Dresden, 1775.

8. Kurze, aber nothwendige Erinnerungen, über die Leiden des jungen Werther's, über eine Recension derselben, und über verschiedene nachher erfolgte und dazu gehörige Aufsätze, von J. M. Goeze. Hamburg, 1775.

9. Schwacher, jedoch wohlgemeinter Tritt vor den Riß, neben oder hinter Herrn Pastor Goeze gegen die Leiden des jungen Werther und dessen ruchlose Anhänger. Hamburg, 1775.

10. Werther in der Hölle. Halle, 1775.

11. Die Leiden der jungen Wertherin. Eisenach, 1775.

12. Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurt und Leipzig, 1775.

13. Pätus und Arria; eine Künstler-Romanze. Und Lotte bei Werther's Grab; eine Elegie. Mit einer Musik-Beilage. Leipzig und Wahlheim, 1775.

14. Die Leiden des jungen Werther. Eine bekannte wahre Geschichte. Hierin sämmtliche Arien, welche von Albert Lotte und Werther während der traurigen Begebenheiten gedichtet worden sind. Berlin, 17 . . .

15. Eine trostreiche und wunderbare Historia, betittult: Die Leiden und Freuden Werther's, des Mannes; zur Erbauung der lieben Christenheit in Reime gebracht, und fast lieblich zu lesen und zu singen. Im Ton: Ich Mädchen bin aus Schwaben; oder auch in eigener Melodei. Gedruckt allhier in diesem Jahre, da all's über'n armen Werther her war.

16. Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21. December durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: Hört zu, ihr lieben Christen. 1776.

17. Mordgeschichte des jungen Werther's. Romanze 1776.

18. Das Werther-Fieber, ein unvollendetes Familien-Stück. Nieder-Deutschland, 1776.

19. Die Leiden des jungen Werther's, ein Trauerspiel in drei Aufzügen für's deutsche Theater, ganz aus dem Original gezogen. Bern, 1776.

20. Ernest, oder die unglücklichen Folgen der Liebe; ein Drama in drei Aufzügen. In einer freien Uebersetzung aus dem Französischen nach dem Leiden des jungen Werther's gearbeitet. Berlin, 1776.

21. Versuch einer Poesie über einen wichtigen Brief des

jungen Werther's, von einem Liebhaber der Dichtkunst, G. A. S. — Schwalbach, 1776.

22. Die Leiden des jungen Franken, eines Genie's. Minden, 1776.

23. Werther. Ein bürgerliches Trauerspiel in Prosa und drei Akten. Frankfurt und Leipzig, 1778.

24. Und er erschoß sich — nicht. Leipzig 1778.

25. Man denkt verschieden bei Werther's Leiden, ein Schauspiel in drei Aufzügen. 1779.

26. Des jungen Werther's Freuden in einer bessern Welt. Ein Traum, vielleicht aber voll süßer Hoffnung für liebende Herzen; von dem Verfasser der Lieblingsstunden. Berlin und Leipzig, 1780.

27. Kronholm, oder, Gleich ist Werther fertig. Schauspiel von Schneider. Leipzig, 1783.

28. Ueber belletristische Schriftstellerei, mit einer Parallele zwischen Werther und Ardinghello. Allen belletristischen Schriftstellern und Lesern ihrer Schriften gewidmet. Strasburg, 1778.

29. Lotten's Briefe an eine Freundinn, während ihrer Bekanntschaft mit Werthern. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Theile. Berlin und Stettin, 1788.

30. Narcisse, eine englische Wertheriade, Leipzig, 1793.

31. Des Amtmann's Tochter von Lüde. Eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. Mit Kupfern. Bremen, 1797.

32. Aemil und Julie, oder die Unzertrennlichen. Ein Seitenstück zu Werther's Leiden, von K. Albrecht. Mit einem Titelkupfer: Carlo Dolci pinx. F. Ramberg sc. Berlin, 1800.

33. Die Leiden Werther's, eine wahre Geschichte. Nebst den zur Geschichte gehörigen Liedern. Berlin, 1800. (Es ist dasselbe Volkslied wie unter Nr. 16, nur mit einigen, der fortgeschrittenen Zeit entsprechenden Abänderungen.)

34. Der neue Werther, oder Gefühl und Liebe. Von * * * *. Nürnberg, 1804.

35. Die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Nach dem Italienischen, herausgegeben von Heinrich Luden. Göttingen, 1807. (Diese Briefe, Nachahmungen des Werther, sind von Ugo Foscolo.)

36. Praxede, oder der Französische Werther. Uebersetzt von Saul Ascher. Berlin, 1809.

37. Letzte Briefe des Jacopo Ortis, nach der fünfzehnten, der ersten allein gleichförmigen und mit bibliographischen Zusätzen vermehrten Ausgabe. Aus dem Italienischen. London (Zürich), 1817. (Diese Ausgabe enthält auch ein Parallele zwischen Werther und Ortis.)

38. Letters from Wetzlar, written 1817, by Major James Bell. London 1822. (Enthält interessante geschichtliche Notizen über den jungen Jerusalem.)

39. Lotten's Geständnisse in Briefen an eine vertraute Freundinn, vor und nach Werther's Tod geschrieben. Aus dem Englischen, nach der fünften amerikanischen Ausgabe. Mit Lottens höchst ähnlichem Bildnisse, nach einem Familien-Gemälde, und einem Facsimile ihrer Handschrift, aus einem Erinnerungsbuche. Trier, 1825.

Sechster Anhang.

Das verhängnißvolle Billet Jerusalems an Kestner „Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reise um ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? — J.“ (s. das Facsimile in dem

Buche „Goethe und Werther", vom jüngeren Kestner) trägt das Datum „d. 29. Okt. 1772. Mittags 1 Uhr."

Der erste Brief G's an Kestner auf die Nachricht hin („G. u. W." Br. 18) ist undatirt. Vom 6.—10. Novbr. war G. mit Joh. Georg Schlosser in Wetzlar; zweifellos ist das frische Ereigniß unter den Freunden vielfach besprochen worden. In einem (undatirten) Briefe, den Kestner am 21. Nov. in Wetzlar erhielt, erbat sich G. von ihm „die Nachricht von Jerusalems Tod"; Kestner hatte dieselbe schon am 2 Nov. niedergeschrieben (s. Nr. 28 in „G. u. W."), also weder ausdrücklich für den Dichter noch erst auf dessen Bestellung. Goethe erhielt den Bericht in Darmstadt gegen Ende Nov., ließ ihn abschreiben und schickte Kestnern das Original um die Mitte des Januar 1773 zurück (s. Nr. 30 in „G. u. W.").

Die erste Hindeutung Goethe's auf seinen Werther findet sich (soviel ich sehe) in einem Briefe aus Frankfurt 15. Sept. 1773 an (den inzwischen verheiratheten — 4. April — und gegen Ende Mai nach Hannover versetzten) Kestner: „Jetzt arbeit ich einen Roman, es geht aber langsam."

Die nächste stärkere Andeutung giebt G. abermals an Kestner im März 1774: „Wie offt ich bey euch binn, heißt das in Zeiten der Vergangenheit, werdet ihr vielleicht ehestens ein Document zu Gesichte kriegen".

Im Mai 1774 werden seine Andeutungen gegen Kestner stärker; er habe „bey einer gewissen Gelegenheit fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt, daran ich euch warne, euch nicht zu stosen." — Am 11. Mai schreibt er von „der träumenden Darstellung des Unglücks unsers Freundes", der er „die Fülle seiner Liebe borge."

Der Name Werther findet sich (abgesehen von dem nach Algier gerichteten Briefe G's an Consul Schönborn, vom 1. Juni 1774, wo

der volle Namen steht: Die Leiden des jungen Werthers) zuerst in einem Brief an Lotte selbst, 16. Juni 1774; s. o. S. 246 im Text.

Daß Merck den Roman schon „zu Ostern" ankündigte, war verfrüht; er war aber im Geheimniß; am 28. August meldete er an Nikolai in Berlin: „Es sind hier Scenen, über die nichts geht und gehen kann, weil sie wahr sind."

Am 23. Sept. 1774 schickte G. den fertigen Werther an Kestners ab (s. „G. u. W." Nr. 104).

Mit der Versendung der weiteren Exemplare muß es langsam gegangen sein: Fritz Jacobi in Düsseldorf bekam das ihm vom Dichter zugesandte Exemplar erst am 19. Okt.

Das ist, ins Einzelne zerlegt, eine Zeit von beinahe zwei Jahren! Goethe selbst spricht in „Wahrheit und Dichtung" ausdrücklich von „langen und vielen geheimen Vorbereitungen." Darin leitete ihn sein Gedächtniß richtig; um so mehr aber führte es ihn irre, wenn er daneben schreibt: nach Empfang des großen Kestnerschen Berichtes über Jerusalems Tod sei „im Augenblick der Plan zu Werther gefunden" gewesen, „das Ganze von allen Seiten zusammengeschossen", und endlich der Werther „in vier Wochen" geschrieben.

Siebenter Anhang.

Der von Rob. Keil herausgegebene „Briefwechsel" der Frau Rath ist, neben dem Kestnerschen Werther-Buch und dem Briefwechsel G.'s mit Frau von Stein, die werthvollste Bereicherung, welche die Goethe-Litteratur in den letzten Jahren erhalten hat. Für die herrliche Frau selbst sind die hier veröffentlichten Briefe — an Wieland, an die Herzogin Amalie, an die Göchhausen, an ihren Sohn — das schönste Denkmal. Ihr ganzes Wesen liegt

in diesen authentischen Aktenstücken besser, lieber, reiner aufgeschlossen vor uns, als wir es bisher nach den Bettina'schen Zuthaten und Verzerrungen kannten. Man muß lesen, wie Frau Rath und die Weimarschen Fürstlichkeiten mit einander verkehren — wie menschlich liebenswürdig, freundschaftlich, herzlich, und wie klug dabei Frau Rath die Form zu wahren weiß! — man muß das lesen, und man wird gegen die willkürliche Ungebühr, mit der Bettina sich an dieser wahren Natur zu versündigen nicht angestanden, den gerechtesten Unwillen nicht unterdrücken können. Eine Frau wie diese, die sich der Achtung und Verehrung von Männern wie Merck, Wieland, Karl August erfreute, — deren Haus in dem ganzen Kreise der Goethe'schen Freunde als casa santa (Heilige Stätte) gefeiert wurde, — die nach Weimar zu ziehen die Herzogin Amalie und die Göchhausen sich wiederholt bemühten, — von der ihr Sohn sein Leben lang nicht weniger mit Achtung und Anerkennung sprach, als er ihr mit herzlichster Liebe anhing, — von der endlich ihre eigenen Briefe beweisen, daß der sichere Takt, welcher ihren Sohn in den schwierigen Weimarschen Verhältnissen auszeichnete („savoir faire" und „conduite" nennt's Wieland), ein direktes Erbstück von ihr war — eine solche Frau wird durch eine Schilderung, wie sie Bettina von der angeblichen Begegnung mit Frau v. Stael giebt (1808), auf das Widerwärtigste karrikirt: Drei Federn auf dem Kopf, roth weiß blau, die nach verschiedenen Seiten hinschwanken; die Augen einen Kanonendonner feuernd; die eine Hand herumfächernd, die andere ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldenen Tabatière mit einem Miniaturbilde Goethe's eine Prise nehmend; endlich das absurde: „Je suis la mère de Goethe" — so soll Goethe's Mutter vor Frau v. Stael getreten sein!! Als ob Frau Rath, so stolz sie auf ihren Wolfgang war, dazu nicht zu stolz und ebenso zu fein gewesen wäre! Wirklich, es ist eine kecke Taktlosigkeit ohne Gleichen! Wir dürfen uns freuen,

nunmehr das wahre Bild der einzigen Frau treu und farbenfrisch gerettet zu sehen.

Von gleichem Werth ist der Keilsche „Briefwechsel" für die Kenntniß der weimarschen Persönlichkeiten, namentlich der Herzogin Amalie und ihres Kreises. Welch heitrer Ton da herrschte, welche ächt menschliche Freiheit und Unbefangenheit, welche ungenirte Lustigkeit und Ausgelassenheit den Verkehr dieser Personen auszeichnete, kann man erst jetzt vollständig ermessen. Hier müssen einige Proben genügen, so schwer die Auswahl ist; sie sind alle ein rechter Commentar zu den Worten, welche Frau Rath am 26. Mai 1776 an Klinger schrieb: „Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott." — Und sie ließen's sich gesegnet sein.

Der Mittelpunkt des Interesses in den Briefen wie für uns ist Goethe. Wir erfahren hier, daß er bei den „Lustigen von Weimar" den Spitznamen „Hätschelhans" (in damaliger Orthographie geschrieben: Hanz) führte, auch „Wolf" oder „Der Herr Doctor". Frau Rath war „Frau Aja," die Mutter der vier Haimons-Kinder.

Am lustigsten schreiben Frau Rath, die Herzogin Amalie und die Göchhausen. Das waren congeniale Naturen. Die erstere und die letztere wechseln auch Knittelverse. So jene im Febr. 1778; daraus buchstabengetreu folgendes:

„Im Verse machen habe nicht viel gethan
„Das sieht mann diesen Warlich an
„Doch hab ich gebohren ein Knäbelein schön
„Das thut das alles gar trefflich verstehn
„Schreibt Puppenspiele kutterbunt
„Tausend Allexandriner in einer Stund
„Doch da derselbe zu dieser Frist
„Geheimdter Legations-Rath in Weimar ist

„So kann Er bey bewandten Sachen
„Keine Verse vor Frau Aja machen . . .“

Im Novbr. desselben Jahres wird Frau Rath von der Herzogin Amalia auf den nächsten Frühling nach Weimar eingeladen. „Ich denke Liebe Mutter daß Ihr Herz wohl selbst genug für den Hätschel Hanz sprechen wird um zu wünschen Ihm einmal wiederzusehen; Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue.“ Sie wollen einen Musiker von Weimar nach Frankfurt schicken, damit der unterdeß dem „alten Vatter“ (Rath G.) was vorspiele auf der Violine und Bratsche.

Frau Rath konnte aber den alten Rath nicht mehr verlassen, er war die letzten Jahre seines Lebens stumpfsinnig; der Dichter erwähnt das schon 1779 in einem Briefe an die Mutter; diese selbst schildert in einem Briefe an Lavater (vom 20. Aug. 1781) den Zustand ihres Mannes mit den Worten: „er ist schon seit Jahr und Tag sehr im abnehmen. Vornehmlich sind seine Geisteskräfte gantz dahin. Gedächtniß, Besinnlichkeit, eben alles ist weg. Das Leben das Er jetzt führt ist ein wahres Pflanzenleben!“ — Er starb 1782.

Mitten in diesen Sorgen und Nöthen erlebte Frau Rath die große Freude, daß ihr im J. 1779 „der Wolfgang“ seinen Herzog (mit dem Kammerherrn v. Wedel) zum Besuch ins Haus brachte. Auf der Schweizer Reise, mit welcher der Dichter für sich und seinen Fürsten die wilden Tage von Weimar abbrach, ging die Reisegesellschaft über Frankfurt und wohnte bei G.'s Eltern. Unterm 9. Aug. meldete G. seiner Mutter den Besuch als Geheimniß an, in wahrhaft rührenden Worten: „Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte die nun reif sind genießen solle, er hat ihm den Apetit verdorben und so seys . . . Aber Sie mögt ich recht fröhlich sehen und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. ich habe alles was ein Mensch verlangen kann, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachse,

und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter" u. s. w.

In dem nächsten Briefe giebt der Dichter seiner Mutter für diesen fürstlichen Besuch folgenden charakteristischen Quartierzettel: „Für den Herzog wird im kleinen Stübgen ein Bette gemacht. Das grose Zimmer bleibt für Zuspruch (Besuch), und das Entrée zu seiner Wohnung. Er schlafft auf einem saubern Strohsack, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist, unter einer leichten Decke. Das Camin-Stübgen wird für seine Bedienung zurecht gemacht, ein Matraze-Bette hinein gestellt. Für Hr. v. Wedel . . . auch ein Matrazzen-Bette. für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack u. s. w. wie dem Herzog. Essen macht ihr Mittags vier Essen (Gänge) nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern eure bürgerlichen Kunststück aufs beste. . . . In des Herzogs Zimmer thu sie alle Lüstres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag sie lassen." Freilich am Schluß: „Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin: Lavor, Leuchter u. s. w. Keinen Kaffee und dergl. trinkt er nicht."

Wie von diesem Besuch alle Briefe aus dem Weimarschen Kreise wiederhallen und wie nett freundlich der Herzog von der Schweiz aus sich bei Frau Rath bedankt, mag man in dem „Briefwechsel" selbst nachlesen.

Von dem Treiben in Weimar, von allen Freuden und Festlichkeiten, bei denen ihr Sohn eine so große Rolle spielte, erhielt Frau Rath durch die Göchh., durch die Herzogin Amalie, oder auch durch ihres Sohnes Diener Philipp (wie später durch Fritz Stein) getreuen Bericht; die Theaterzettel vom Eckersburger u. Tiefurter Liebhaber-Theater nebst den dazu gehörigen Bänkelsängereien, Illustrationen u. s. w. wurden ihr zugesendet und von ihr in hohen Ehren gehalten. „Da ist wieder etwas vor das Weimarische Zimmer", schreibt ihr die Herzogin (4. Novbr. 1778). Aehnlich die Göchhausen (25. Oct. 1778):

„Dießmal will ich Ihnen von vergangener berühmter Theatralischer Lustbarkeit erzehlen, die sich hier, bey den Hoflaager in Ettersburg zutrug. Dr. Wolfen und Philippen thu' ich alles nur erdenckliche gebrante Herzeleid an wenn ich erfahre, daß sie Ihnen schon das ganze Wesen geschrieben haben, denn ich habe diese Menschen-Kinder gebeten, mir einmal die Freude zu laßen. Also den 20. Octbr. dieses mit Gott hinschleichenden Jahres trug sich zu daß auf den hiesigen neuerbauten Ettersburgschen Theater der Medecin malgré lui . . . zu grosen gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer hier aufgeführt wurde. Drei ganzer Wochen vorher war des Mahlens des Lermens und des Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, D. Wolf, Krauß u. s. w. purzelten immer über einander her ob der grosen Arbeit und Fleißes". . . „D. Wolf spielte alle seine Rollen über allemasen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen sich mächtiglich, besonders als Marktschreyer herraus zu putzen. O hätten Ihnen Wünsche nur auf die paar Stunden zu uns zaubern können. . . Nach der Comedie wurde ein groses Banquet gegeben, nach welchen sich die hohen Herrschaften sämdlich außer unsere Herzogin (Amalie hielt also aus!) empfahlen, uns Comedianten Packt aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet der bis am hellen lichten Morgen dauerte, und alles war lustig und guter Dinge."

Bei so heiter ausgelassener Art wird es nicht wundern, daß die Herz. A. einem Briefe der Göchh. mit Nachschrift von Wieland als letztes Wort hinzusetzt: „Liebe Mutter ich und meine Esel sind auch da. Amalie."

Frau Rath ihrerseits geht auf das munterste in diesen Ton ein; am 11. April 1779 schickt sie der Herzogin Amalie eine Schachtel Bisquit, da die früher übersandten „kleine Bisquittiger längst alle seyn" müßten, und fügt hinzu: „Bei uns ist's Messe!!! Weitmäuligte Laffen, Feilschen und gaffen, Gaffen und kaufen,

Bestienhaufen, Kinder und Fratzen, Affen und Katzen u. s. w.*) — Doch mit Respekt geredt, Frau Aja! Madame La Roche**) ist auch da!!! Theuerste Fürstin! Könnte Doctor Wolf den Tochtermann sehen, dem die Verfasserin der Sternheim ihre zweite Tochter aufhängen will, so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte, so — ja so gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der 7te Bitte in Luthers kleinen Katechismus u. s. w."

Auch in den achtziger Jahren und weiter hinaus erhält sich dies freundliche Verhältniß. So schreibt die Herzogin am 13. Juli 1781 aus Tiefurt: „Was soll ich Ihnen schreiben, Liebste Frau Aja! nachdem Sie mit Kayser, Ertzhertzogen, Fürsten und allen Teufel sich herrum getrieben haben, was kan Ihnen wohl weiter interessiren?" . . . „auch könnte ich erzählen daß der viel Geliebte Herr Sohn Wolff, Gesund und wohl ist" . . . „und damit ich nicht ganz lehr ausgehe, so schiecke ich Ihnen Liebe Mutter ein paar Strumpfbänder die ich auch selbst Fabricirt habe."

Nov. 1781 die Herz. Amalia abermals: „ . . ich kan Ihnen mit viel Vergnügen ankündigen daß ihr geliebter Hätschelhanz sich in Gnaden resolviret hat ein Hauß in der Stadt [nicht mehr im Park] zu miethen; ich habe ihm versprochen einige Meubeln anzuschaffen weil er so hübsch Fein und gut ist;" bittet um „einige Proben von Zitzen für Stühle und Canapee." Erwähnt das „Tiefurter Journal" (handschriftlich, Weimarsche Scherze):

---

*) Verse aus G.'s „Jahrmarkt".

**) Die bekannte sentimentale Romanschriftstellerin, Jugendliebe Wielands, Großmutter von Bettina und Clemens Brentano, welche bei der Verheirathung ihrer Töchter mit wenig Rücksicht auf deren Sentiment verfuhr.

„Die Verfasser sind Hätschelhanz, Wieland, Herder“ u. s. w. Wie sich das liest! Die Häupter unsrer Litteratur!! — Der Brief schließt wörtlich:

„unser Wolff läst Ihnen tausendmahl grüßen er ist recht wohl und Brav.“

Zu Weihnacht 1781 schickt Frau Rath an die Göchhausen ein Medaillon mit ihrer Silhouette; darauf antwortet die Göchhausen am 27. Decbr.:

„für ausgelassener Freude halb närrisch. Den ersten Tag hat Goethe viel mit mir ausgestanten, denn ich hab ihm bald gefressen.“ Großes Gastmal sei gewesen; alle Leute hätten nach dem Medaillon geschaut, gefragt, sie beneidet. Am Schluß: „Die Herzogin grüßt 1000 mal, will mir aber keinen weidern Auftrag wegen der Zitze geben, bis ich wieder völlig bei Verstand wäre; wofür, wenn's nicht bald anders wird, sie nächstens in der Kirche will bitten lassen.“

Wahrhaft bezeichnend für Frau Rath, namentlich für ihren mütterlichen Stolz auf „den Wolfgang“, ist noch der Brief, den sie ihm nach Rom schreibt (17. Nov. 1786); auch für sie war die italienische Reise eine Ueberraschung gewesen. In dem Briefe heißt es: „Jubiliren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit Deinem großen Blick vor alles was gut groß und schön ist; der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein Dich, sondern alle die das Glück haben in Deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der sel. Klettenbergern im Gedächtniß bleiben: „Wenn Dein Wolfgang nach Maintz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit als andere, die von Paris und London zurückkommen.“ . . . Schreibt von alten Frankf. Bekannten. „Wenn Du herkommst [auf der Rück-

reise], so müssen diese Menschenkinder alle eingeladen und herrlich traktirt werden, Wildprets, Braten, Geflügel wie Sand am Meer — es soll eben pompos hergehen."

Endlich sei gleich bei dieser Gelegenheit vorweg erwähnt, daß Frau Rath das Verhältniß ihres Sohnes zu Christiane mit der vollen Toleranz hinnahm, mit der die damalige Zeit über solche Verhältnisse urtheilte. Am 25. Juni 1793 schreibt sie ihrem Sohn; „Ich habe ein gutes Brieflein an Dein Liebchen geschrieben, das ihr vermuthlich Freude machen wird." Im Jan. 1795 dies. an dens.: „Leb wohl! Küsse den kleinen August — auch Deinen Bettschatz." — Am 24. Septbr. 1795 dies. an dens.: freut sich auf ein ferneres Enkelchen: „Nur ärgert mich daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentliches Freudenfest anstellen. Doch tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist." — Daß der Dichter im Jahre 1797, als er seine dritte Schweizer Reise antrat, die Geliebte und den Sohn August mit zur Mutter nach Frankfurt nahm, ist bekannt.

Achter Anhang.

Für die erste Weimar'sche Zeit sind in den letzten Jahren sehr werthvolle Schriften erschienen:

„Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritzsch" von Beaulieu-Marconnay; „Corona Schröter" von Robert Keil und „Goethe's Tagebuch" aus den Jahren 1776—1782, von demselben.

Aus der ersten Schrift geht aktenmäßig hervor, daß das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn bis Anfang 1775 ein sehr gespanntes war; die Regentin-Mutter ließ dem noch minderjährigen Sohn die ihm von Rechtswegen gebührende äußere Ehrenstellung des Herzogs nicht zukommen, die doch mit dem Tode seines Vaters von selbst auf ihn übergegangen war. Aus was für Gründen, ist nicht klar. Als Karl August davon Kenntniß erhielt, verdroß es ihn sehr. Erst 1775 kam die Sache allmählig ins Geleise.

Die zwei Keil'schen Schriften stellen zweifellos fest, daß es mit der Beziehung Goethe's zu Corona sich doch anders verhielt als Lewes auf S. 353 annimmt, während dagegen in Sachen der Frau von Stein die eigenen Aufzeichnungen Goethe's ein volles Liebesverhältniß beweisen, wie Lewes bereits von Anfang an mit den Worten ausgedrückt hatte: „endlich war er glücklich."

J. F.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google